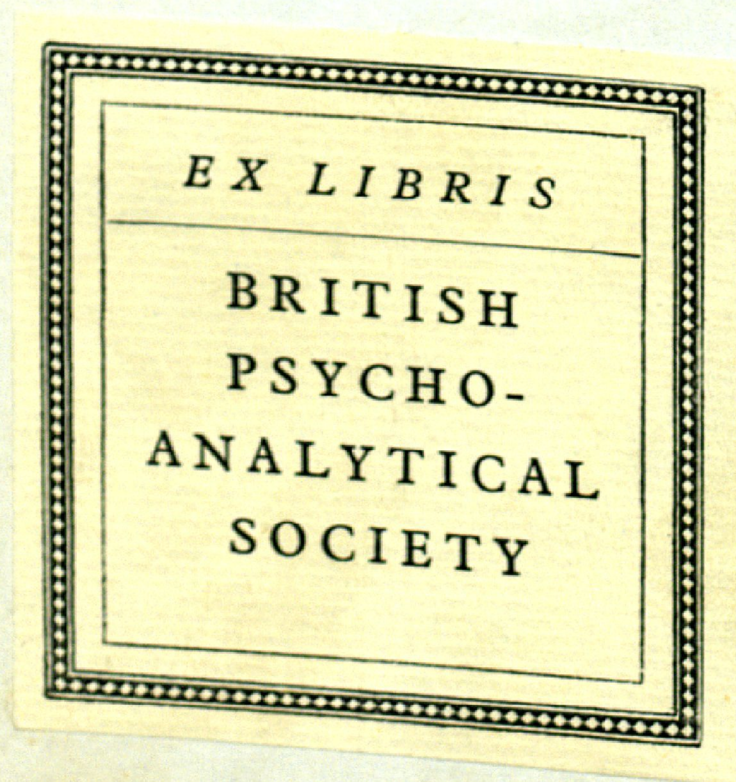
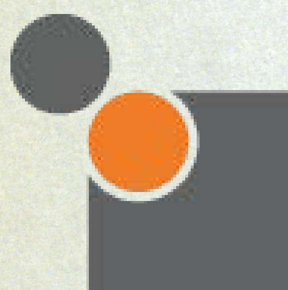
HANS ZULLIGER

SCHWIERIGE SCHÜLER

Verlag Hans Huber Bern


EX LIBRIS
BRITISH
PSYCHO-
ANALYTICAL
SOCIETY

Kr 78.– sh 15/–



INTERNATIONAL
PSYCHOANALYTIC
UNIVERSITY

DIE PSYCHOANALYTISCHE UNIVERSITÄT IN BERLIN

BÜCHER DES WERDENDEN

Herausgegeben von Paul Federn, Wien
und Heinrich Meng, Basel

Band X

HANS ZULLIGER

Schwierige Schüler

LEITSPRUCH
der
BÜCHER DES WERDENDEN

Verkünden, Lehren, Anspornen:
Geistigkeit statt Materialismus,
Miteinander statt Durcheinander,
Freiheit statt Zwang,
Beherrschung statt Zügellosigkeit,
Menschheitseinheit statt Völkermehrheit.

HANS ZULLIGER

Schwierige Schüler

Acht Kapitel zur Theorie und Praxis der tiefenpsychologischen Erziehungsberatung und Erziehungshilfe



VERLAG HANS HUBER BERN

Die Bücher des Werdenden.

Der fertige Mensch ändert seine Anschauungen nur schwer, zum Teil aus Interesselosigkeit und Trägheit, vor allem aber, weil er bereits einmal als «werdender Mensch» sein Bedürfnis nach Unabhängigkeit in Ablehnung des Ueberkommenen — als Revolutionär — oder des Neuen — als Reaktionär — gestillt hat. Nun sind aber die «Fertigen» überall massgebend und einflussreich; doch weil sie sich in bestimmten Bahnen eingefahren haben, dauert es fast immer die Zeit einer Generation, ehe etwas wesentliches Neues anerkannt wird und wirken kann. Darum ist es mit wenigen Ausnahmen das Los der Schöpfer, dass die Früchte ihres Schaffens erst in einem Lande reifen, das sie nicht mehr betreten können.

Das gemeinsame Ziel der Bücherreihe ist die Befreiung von Irrtümern und Unwahrheiten, die mit der Kultur entstehen mussten und mancher Unreife und Sinnlosigkeit unserer gesellschaftlichen Einrichtungen zugrunde liegen. Die Vorbedingung für das Ueberwinden dieser Kulturschäden ist, dass die wissenschaftliche Kritik ihrer Grundlagen in weite Kreise gebracht wird.

Während die frühere Seelenkunde sich nur mit der bewussten Verstandestätigkeit beschäftigte, ist die heutige zu einer Menschenkunde geworden, die das bewusste und das unbewusste Seelenleben als Ganzes und im Einzelnen erfasst hat. Das Bereich der Gefühle, der Stimmungen, Liebe und Hass, Wille und Trägheit, die Einheit des Ichs und die Gegensätzlichkeit seiner Teile, Zweifel und Trauer sind zum Gegenstand vorsichtiger, gründlicher Forschung geworden, die bis zur Tiefe des Trieblebens eingedrungen ist. Es ergab sich, dass die individuelle und soziale Entwicklung auf der Veredlung stark gebliebener Triebe beruht: je nach der ihnen gegebenen Richtung trennen oder einen sie die Menschen. Die Erziehung hat die von der Menschheit schon erreichte Triebveredlung in jedem «Werdenden» zu erneuern und weiter zu führen. Unterdrückung des Trieblebens kann ebenso zu verderblichen Durchbrüchen führen wie zügellose Freigabe. Deshalb soll die wohl beherrschte Kraft frei verwendbarer Triebe als Grundlage und als Ziel der persönlichen, der Gemeinschafts- und der Menschheitskultur erkannt werden.

«Schwierige Schüler» ist der zehnte Band der Bücherreihe, weitere Bände werden folgen.

Die Herausgeber:

Paul Federn-Wien und Heinrich Meng-Basel.

Vorwort.

Von dem, worüber man bei einer tiefenpsychologisch angelegten Arbeit an «schwierigen» Schülern Einblick erhält, ist hier vorgelegt, was sich heute überblicken lässt.

Die einzelnen Kapitel des Buches stehen miteinander in engem Zusammenhang, Abschnitte mit mehr theoretischen Ableitungen sind nicht streng von den praktischen Beispielen gesondert: sie sind als deren Folgerungen eingefügt.

Die verwendeten Begriffe und die Denkweise stützen sich hauptsächlich auf die Forschungen des Entdeckers unbewussten Seelenlebens, Professor *Sigmund Freud* in Wien, und des Schöpfers der «Psychodiagnostik», des Schweizer Arztes *Hermann Rorschach.*

Es war nicht ganz möglich, alle Fremdwörter durch deutsche zu ersetzen, und bestimmte, fachliche Ausdrücke zu vermeiden. Wo solche stehn, sind sie im Text erklärt oder umschrieben worden, so dass das Buch von jedermann gelesen werden kann. Es wendet sich an alle, die sich mit Erziehung beschäftigen, an Lehrer, Heilpädagogen,

Psychologen, Aerzte, insbesondere auch an die Schulärzte und die Vorkämpfer der psychischen Hygiene, und nicht zuletzt an die Eltern.

Ittigen/Bern, Ostern 1935.

Hans Zulliger.

Inhaltsverzeichnis.

I. KAPITEL.

Einleitung, Einteilungen, Fragestellungen, Uebersichten.

Die Erzieher und ihre Zweifel bei Misserfolgen. Wer eignet sich zum Erzieherberuf? Der ängstliche Erzieher und seine Unheilwirkung auf das Kind. — Der Boden für die Erziehung: die Familie und ihre Veränderung durch das technische Zeitalter. Wirkungen auf die Erziehung. Arbeit als Erziehungsmittel. Heimatgefühl als Erziehungsfaktor. Lohn und Strafe, Liebe und Strenge. — Abhängigkeit der Masstäbe für die Erziehung von der Weltanschauung. — Einteilung der Schwererziehbaren. — Anstaltsversorgung; Barackensystem, Zellensystem. — Fragwürdigkeit der «Abschreckung» als Erziehungsmittel.

Fast ein jeder Erzieher ist wohl schon in seinem Umgang mit Kindern auf Hindernisse gestossen, denen er trotz Einsatz seines besten Wissens und Könnens nicht gewachsen war. Vielleicht hat der Misserfolg beim einen oder anderen das berufliche Selbstbewusstsein mehr oder minder heftig zu erschüttern vermocht, hat ihn möglicherweise zutiefst in der Seele getroffen; denn in der Regel besetzt der Mensch seinen Beruf mit einem grossen Teil seiner Eigenliebe. Er wird ein Stück seines Selbst.

Misserfolge lassen den Berufsmann oft an sich selber verzweifeln. Dabei handelt es sich weniger um verstandesmässige Ueberlegungen als um dumpfe, zermürbende Gefühle. Man könnte sie etwa in die schwarzseherischen Worte übersetzen: «Bin ich zu meinem Berufe nicht «berufen»? — War es nicht ein Irrtum, dass ich ihn wählte? Wäre vielleicht ein anderer für mich der richtige gewesen?» oder so ähnlich.

Manch ein Erzieher mag sich aber aus seinen Berufskonflikten auch mit einem heute allgemein gehörten Schlagwort heraushelfen: *«Die Erziehung der Jugend ist überhaupt etwas Schwieriges!»* heisst es. «Na, also», mag sich der Pädagoge trösten, «was liegt schon an meinen wenigen Misserfolgen, wenn doch die Erzieherarbeit anerkannt so schwer ist! Man muss sie wohl als unangenehme Begleiterscheinungen in Kauf und nicht allzu tragisch nehmen. Sie begegnen den Besten in unserer Gilde, da ist nichts Besonderes dran. Hauptsache ist, dass man sich nie vorhalten muss, seine Pflicht nicht voll und ganz getan zu haben. Das brauche ich mir kaum vorzuwerfen, und wenn ich hie und da nicht erreiche, was ich mir zum Ziele setze, dann liegt die Schuld nicht an mir: was menschenmöglich ist, habe ich getan!»

Auf solche Weise kann man sich wohl mancherlei bedrängliche Rätsel, die der Beruf mit sich bringt, vom Leibe halten, aber man läuft dabei

Gefahr, ernsthafte Fragen einfach zu übergehn, indem man sich nicht darein vertieft.

Nirgends so sehr wie auf dem Gebiete der Erziehung sind allgemeine Formulierungen und klischeehafte Lehrsätze mit Vorsicht aufzunehmen. Sie können leicht den Blick beengen, weil sie das pädagogische Denken auf zu stark vereinfachte Formeln und Nenner bringen.

Ich meinerseits möchte behaupten: die Auferziehung eines normalen Kindes bedeutet auch heute kein so grosses und schwieriges Kunststück.

Es braucht allerdings Erwachsene, die wirklich von der kindlichen Sonderart etwas verstehen, und je mehr diese Fähigkeit eine naive, intuitive (d. h. durch innere Anschauung erkennende) und gefühlsmässige ist, die keinerlei langer Ueberlegungen bedarf, desto besser wird die Erfüllung der pädagogischen Aufgabe gelingen. Erzieher müssen ausserdem von Natur aus geduldige Menschen sein; anders werden sie den Ablauf der kindlichen Entwicklungsschübe durch zu frühe Eingriffe stören. *Aengstliche Leute eignen sich dazu wenig.* Denn solche wollen in ihren Zöglingen nichts anderes als verkleinerte Abbilder von Erwachsenen sehn. Sie verlieren den Kopf, wenn sie einsehen müssen, dass ein Bub etwas ganz anderes als ein Mann en miniature, ein Mädchen keine verkleinerte Frau ist. Ihnen eignet nicht genügend Humor, um unter Umständen eine kindliche Handlung, die wir an einem Erwachsenen als besorgnis-

erregend einschätzen würden, für so unbedeutend zu nehmen, wie sie ist. Sie sehen im Buben, der einen Zwanziger entwendet, beispielsweise schon den zukünftigen Zuchthäusler und Galgenvogel und verkennen somit vollständig die Situation. Statt dass sie mit einer angemessenen und nicht nachträgerischen erzieherischen Gegenhandlung über den Vorfall hinweggehn, malen sie einen Teufel an die Wand. Und oft ist es dann so, dass der Teufel erscheint, weil man ihn zitiert hat. Das unangepasste Verhalten des Erziehers hat zur Folge, dass der kleine Diebstahl für das Kind viel wichtiger wird, als er ursprünglich war. Es fühlt sich gezeichnet. Es trägt jetzt eine Art Kainsmal, das ihm auf der Seele brennt und seine weitere Entwicklung auf ein Nebengeleise drängt. Ungewollt hat der Erzieher eine Erscheinung am Kinde, im Kinde «fixiert», festgenagelt. Der Diebstahl ist zu einer Art Markstein geworden, der eine Grenze setzt, ein Ende bedeutet. Das Kind glaubt selbst, dass es ein Dieb sei. Sein Erzieher, der sein Schicksal ist, sagt es ja. Und nun ergibt es sich entweder in sein Schicksal, oder es widersetzt sich ihm.

Es sagt sich ungefähr folgendes: «Wenn ich schon ein Dieb bin, dann in Gottesnamen, ich kann mein Schicksal nicht ändern!» und es wird wieder stehlen. Oder es sagt sich: «Nein, ein Dieb bin ich nicht, das will ich beweisen!» und in der Folge entwickelt sich nicht nur in Bezug auf Mein

und Dein ein spitzfindig verfeinertes Gewissen, welches das Kind bestenfalls zum unduldsamen und rechthaberischen Kameraden macht. Sondern, es kann auch — schlimmernfalls — zu einem Menschen werden, der beständig von Zweifeln moralischer Art geplagt wird und deswegen nur in beschränktem Masse handlungs- und lebensfähig ist.

Der ängstliche Pädagoge wird aber seine Aengstlichkeit nicht allein nur dort zutage treten und einwirken lassen, wo es sich um kindliche Verstösse gegen das Eigentum handelt. Der Zögling wird überhaupt in einer Atmosphäre von gewiss wohlgemeinter, vorsorglicher, aber trotzdem schädlicher Aengstlichkeit aufwachsen und ein Mensch werden, der überall innere und äussere Gefahren wittert. Die Schwarzseherei seines Erziehers färbt nach und nach auf ihn ab, seine urtümliche Kinderfröhlichkeit verkümmert, und aus ihm wird ein trübsinniger Erwachsener. Einem solchen geht es im Leben nie gut. Er wird das Dasein als eine schwierige Prüfung empfinden und kann sich glücklich schätzen, wenn ihn ein fester Glaube an ein «besseres Jenseits» aufrecht erhält.

Die schlimmsten Erzieher sind die ängstlichen. Sie verderben unabsichtlich und trotz ihres besten Willens selbst gesunde und normal veranlagte Kinder. Und sie sind es, die alle Erziehung als «schwierig» betrachten, weil sie alle Gefahren und Klippen gleichsam mit dem Vergrösserungsglase sehn.

Und doch scheint die Behauptung, die Erziehung sei heute im allgemeinen schwieriger als früher, irgendwie richtig zu sein. Denn wir finden einmal die Häufung schwieriger Einzelfälle, dann die Veränderung des normalen Bodens zu normaler Erzieherarbeit.

Der Grund dieser Veränderung liegt in der Verschiebung im Gefüge des Familienverbandes und der Arbeitsbedingungen:

Vor dem technischen Zeitalter — noch vor hundert Jahren — bestand eine Normalfamilie aus viel mehr Leuten, als dies heutzutage der Fall ist. Vorerst waren zahlreiche Kinder beiderlei Geschlechts vorhanden. Zu den Eltern gesellten sich eine Schar Dienstboten, Knechte, Mägde, Gesellen, Mitarbeiter, oft wohnten die Grosseltern und ledig gebliebene Onkel und Tanten unterm gleichen Dach und im Familienverbande. Erinnern wir uns der alten Stiche und Bilder von Tischgesellschaften: da sieht man mindestens ein Dutzend Personen, oft aber zwei und mehr beisammen sitzen. Das einzelne Kind in einer solchen Familie erfuhr viel weitschichtigere erzieherische Einflüsse, als ein Sprössling unseres Zeitalters. Er ist oft der *einzige* Nachfahre und hat in der Familie *keine fast gleichaltrigen Spielgenossen.* Als Erwachsene um ihn herum kommen während der frühen Kindheit *nur die Eltern,* oft nur die Mutter allein in Betracht, weil der Vater tagsüber weg und nur zu den Essens- und Schlafenszeiten im Hause ist.

Das Kind früherer Zeiten sah sich gezwungen, schon von ganz klein auf eine ansehnliche Menge von Anpassungsleistungen zu vollziehen. Es musste die mütterliche, die elterliche Liebe mit seinen *vielen Geschwistern* teilen. Waren die Eltern für die Betreuung der Kinder mindergeeignet, so schadete das deshalb nicht so sehr, weil noch *eine ganze Reihe* anderer Erwachsener auf das Kleine einwirkten und ihm als *Vorbilder* dienten. Das um ein Jahr ältere Geschwister war in seiner Entwicklung ein wenig überlegen, aber als Vorbild immerhin erreichbar. Man konnte sich auf einen Wettstreit mit ihm einlassen. Und dem um ein Jahr jüngeren Geschwister konnte man zeigen, dass man schon älter und verständiger sei. So wurde der kindliche Ehrgeiz von oben und unten angespornt: einesteils gelangen ihm Leistungen wie dem ältern Brüderchen oder Schwesterchen, andernteils bemühte es sich um Beweise der grösseren Vollkommenheit gegenüber den Jüngeren. Das einzelne Kind polierte sich an den anderen ab, so wurde es ohne viele Worte, Mahnungen, Gebote und Verbote zu sozialen Anpassungsleistungen angehalten und wie selbstverständlich erzogen.

Heute dient dem Kinde oft nur ein Erwachsener, oder aber ein viel älteres Geschwister als Vorbild und Mass. Der Altersunterschied aber macht aus, dass die vorbildliche Person lebensferner wird. Das Kind ist dem ungefähr gleichal-

trigen Kind seelisch unmittelbar nahe. Die *Altersklassen* bilden eine «Gesellschaft» für sich mit besonderen Gesetzen. Diese wechseln und werden von anderen, gleichsam «erwachseneren» abgelöst, sobald eine Kindergesellschaft in eine höhere Altersstufe hinaufrückt.

Die moderne Familie hat das Altersklassensystem der Kinder zerstört. Dadurch wird das natürliche «Wachsen» beeinträchtigt. An seine Stelle ist das Erziehen mit Worten, Mahnungen, Lohn und Strafe als abgemodelte Erziehungskunst getreten. Ein mehr künstliches Gebilde hat das einst eher natur- und umstandgegebene, man möchte fast sagen «pflanzenhafte» Erwachsenwerden abgelöst. Das naive Gruppengefühl, das ehedem für die Erziehung unmittelbar ausschlaggebend war, ist durch verstandesmässige Ueberlegungen, durch die Lehre von der Erziehung ersetzt worden. Notwendigerweise, weil sich das gesellschaftliche Gefüge änderte.

Die Entwicklung hat nicht allein eine Umänderung in den Familien gebracht, sondern auch in den Arbeitsverhältnissen. Die moderne Produktionsweise erschwert die Erziehung.

Früher waren wir ein Volk von Bauern und Kleinhandwerkern. Das Kind sah von Jugend auf, wie die ihm am nächsten stehenden Erwachsenen ihr tägliches Brot verdienten. Es hatte fast von seinem ersten Lebenstage an Einsicht in das Arbeitsverfahren, und schon früh nahm es daran An-

teil. Der Käsehoch verrichtete kleine Handreichungen auf dem Feld, im Stall, in der Küche und in der Werkstatt. So wuchs das Kind allmählich und wie selbstverständlich in die elterliche Arbeit hinein und wurde ein tüchtiger Bauer und Handwerker, ohne soviel Berufsschulung nötig zu haben wie ein Lehrling unserer Zeit.

Ueber den *erzieherischen Wert der Arbeit* braucht wohl nicht lange gesprochen zu werden.

Vergleichen wir die Verhältnisse, wie sie vordem waren, mit den heutigen. Meist weiss das Kind lange Zeit nicht, wie der Vater sein Auskommen verdient. Er verrichtet seine Arbeit ausserhalb des Wohnhauses in der Fabrik, im Geschäftskontor, im technischen Bureau. Zuhause ist der Vater fast nur ein Gast. Womöglich wird er von den Kindern nicht einmal gar gern gesehen. Denn er tritt als höchster Richter auf. Die Mutter klagt ihm als letzter Instanz die Sünden des Nachwuchses. Es geschieht oft im ungeeignetsten Augenblicke, etwa dann, wenn der Vater ermüdet von seinem Werktisch heimkommt und seine Ruhe haben sollte. Hört er nun die kleinen Verbrechen seiner Kinder, so erscheinen sie ihm bedenklicher, als sie sind, weil er ihnen nicht frisch, ausgeschlafen und mit unausgenutzten Kräften gegenübersteht. Er ist bestrebt, das Unangenehme so rasch wie möglich zu erledigen, gerät leicht ins Knurren und greift sofort zu harten Strafen. Es kommt hinzu, dass er seine Kinder nicht gut versteht,

weil er zu häufig von ihnen weg sein muss und die gefühlsmässige Verbindung, den Kontakt mit der kindlichen Welt verloren hat.

Die väterliche Erziehung, die einst etwas andauernd Fortgesetztes und Zusammenhängendes war, wird durch die Abwesenheit des Familienoberhauptes immer und immer wieder unterbrochen; das Kind erhält sie in gewissen Zeitabständen als starke Dosen. Der pflichtbewusste Vater will die wenige Zeit, die er seinen Kindern widmen kann, möglichst eindrücklich ausnutzen. Nun geniesst das Kind Erziehung in der Essenz und empfindet sie als kaum leidlichen Zwang und als Freiheitsbeschränkung. Zum Vater wird kein eigentlich freundschaftliches Gefühlsverhältnis gewonnen. Nach und nach öffnet sich der Graben, der sich später darin zeigt, dass sich die Kinder «unverstanden» fühlen und dass sich die Eltern über die « Undankbarkeit » ihres Nachwuchses wundern.

Wir wollen feststellen: an der Erschwerung der modernen Erziehung sind die Umwandlungen sozialer Art, die Auswirkungen des technischen und wissenschaftlichen Jahrhunderts hauptschuldig, und besonders schwierig gestaltet sich der meist plötzliche Uebergang von der Schule, vom Schulalter ins Lehrlingsalter darum, weil das Kind nicht wie einst nach und nach hinüberwachsen kann. Hier will nun die zur Wissenschaft gewordene Lehre von der Erziehung (Pädagogik) die

Lücke ausfüllen. Sie ist bestrebt, gutzumachen, was infolge anderer wissenschaftlicher und technischer Errungenschaften auf die Kindererziehung ungünstig einwirkt.

Noch zu keiner Zeit in der Menschheitsgeschichte ist so viel über Erziehung geredet und geschrieben worden wie heute. Mit der Zersetzung der ehemaligen Familie machte sich das Bedürfnis nach pädagogischer Belehrung geltend. Denn die Familie ist der Ruhepunkt für das Kind, dort erhält es seine Sicherheit, sie ist seine *Heimat.* Zu ihr gehört auch ein fester Standort: *das väterliche Haus.* Wir können in unserem Mietskasernenzeitalter in den Schulen die Beobachtung machen, dass alle die Kinder von solchen Familen besonders haltlos sind, die viel herumzigeunern mussten, von einem Haus zum andern, von einem Vorort zum andern umzogen. Bei derartigem Nomadisieren kann in einem Kinde nie das Gefühl von «Heimat» entstehen. *Der im Grunde gefühlsgeladene (affektive) Begriff «Vaterland» wird ihm zum leeren Wort.* Um ihn aufnehmen zu können, bedarf es der *eigenen Scholle,* des sicheren Bestandes eines eigenen Heimes. Es übermittelt das Gefühl der Geborgenheit, eines geliebten und geschätzten Zufluchtsortes. Später entwickelt sich daraus die Vaterlandsliebe. Es dürfte niemand wundern, wenn sie einem einstigen verschupften Proletarierkinde so gut wie fremd ist. Sie hat sich nicht auf natürlicher Grundlage entwickeln

können. Will man sie, hinweisend auf die Heldentaten unserer Altvordern, ohne diese konkrete Grundlage einpflanzen, kann das kaum gelingen. Denn sie bleibt leere Belehrung. Was wir ererbt von unsern Vätern haben, ist uns fremd geworden, wir können es nicht mehr erlebend wiedererobern. Und so konnte der traurige Satz entstehen: «Ubi bene, ibi patria!» («Wo ich mich wohl fühle, da ist mein Vaterland!»).

Heute hat man den Wert, den Gefühlswert des Besitzes eigenen Bodens erkannt. Darum sind die *Eigenheimbestrebungen* entstanden. Unter den Fabrikarbeitern ist die Sehnsucht nach eigenen Siedelungen gross, und moderne Städtebauer tragen ihr Rechnung. Hinter dem Streben nach eigenem Grundbesitz verbergen sich viel weniger Selbstsucht und Materialismus als der Drang, gleichsam «Boden unter den Füssen» zu haben, der urtümliche Wunsch nach Geborgenheit, Zuflucht und Sicherheit, die Liebe zur Scholle, auch wenn es sich nur um ein paar Gartenbeete handelt. Wie könnte ein Mensch bodenständig sein, wenn er keinen Boden besitzt, den er nach seinem Wunsch und Willen bearbeiten und dessen Wachstumswunder er beobachten und leiten kann?

Ein Stadtkind, das innerhalb der vier Wände der elterlichen Wohnung und auf der Strasse aufwachsen muss, und das nie Gelegenheit hat, seine Hände und Füsse mit Lehm und Ackererde zu beschmutzen und *dem Boden wirklich nahe zu*

sein, ein junger Mensch, der die «Natur» nur wie ein Museumstück bei Ausflügen erlebt, erhält ein vollständig anderes Verhältnis zum Land, zum «Vaterland», als ein kleiner Dörfler, der seine Erdverbundenheit freudig tagtäglich erfährt. Seine Spiele mit Erde und Wasser, das Waten in Pfützen und Weihern, das Gruben graben, Feuerherde machen, Erdhäuschen bauen, Lehmtierchen herstellen usw., das der Berner als «Dreckelen» bezeichnet, kann niemals ersetzt werden durch Sandhaufen, Lehm im Topf, und einer Schachtel Plastilin. Der Ersatz ist so kläglich als wohlgemeint. Die Spiele mit Erde sind jedoch für die kindliche Entwicklung von zu wenig erkannter, darum aber nicht minder grosser erzieherischer Bedeutung. Sie sind als bereits verfeinerter Uebergang von den noch ursprünglicheren, primitiveren Kotspielen zur Arbeit, zunächst zur Arbeit mit dem Boden, wichtig und notwendig, und sie entwickeln ein echtes und natürliches Einfühlen in die Vorgänge der Natur. Darum ist die Stadt nicht der Ort, wo gesunde Kinder gedeihen können.

In anderer Beziehung hat man für die durch die heutigen Arbeitsbedingungen zerstörten familialen Bedingungen einen fast vollwertigen Ersatz gefunden. Denken wir an die *Kinderhorte* und *-heime.* Dort sind kindliche Altersklassen beisammen. Die fehlenden Geschwister innerhalb der Ein- und Zweikinderfamilie werden durch andere ungefähr gleichaltrige Kinder ersetzt. Gemein-

same Mahlzeiten, gemeinsame Spiele, gemeinsame Arbeiten erreichen für die Erziehung und die Charakterbildung der Kleinkinder das, was ehedem die patriarchalische Familie leisten konnte. Mehrere Pflegerinnen, meist besonders geschulte Erzieherpersonen betreuen die Zöglinge, und wenn an diesen Anstalten etwas auszusetzen ist, dann ist es das Fehlen von männlichen Erwachsenen. Solche müssten vorhanden sein, um die Väter, Grossväter, Onkel und männlichen Dienstboten, oder Gesellen zu vertreten, die einst auch ihren Teil zu der erzieherischen Beeinflussung beitrugen, und mit denen umzugehen, sich ihnen anzupassen die Pfleglinge auch lernen müssten. Wenn man den Kinderheimen der 4—7 Jährigen noch halb landwirtschaftliche, halb gewerbliche Betriebe angliedern könnte, so erhielten die Kinder wieder einen Einblick in die Arbeitsweise der Erwachsenen, sie würden allmählich und nicht gewaltsam darein eingeführt.

Die Frage nach der Ausführbarkeit eines solchen Programms scheint mir nicht unlösbar zu sein. Wenn zum Kinderheim Gemüse- und Blumengärten, Bohnen- und Kartoffeläcker und ein Ziegen- und Schweinestall gehören würden, so ergäbe sich selbst für Dreijährige ausser der «Anschauung» einer handlichen, sichtbaren Arbeit die Möglichkeit der Mithilfe. Ebenso, wenn die Kinder mitwirken könnten, ihre Schuhe zu sohlen, die Spielzeugkugeln zu drechseln, die Baukasten-

hölzer zu schneiden und zu hobeln, die Stühlchen zu nageln usw. Später brauchten die eigentlichen Schulen sich nur noch die guten Erfahrungen zunutze zu machen, die man in Versuchsschulen mit vielerlei landwirtschaftlichen und handwerklichen Unterrichtsstunden unzweifelhaft feststellte. Mir scheint, dass sich alle Schul- und Erziehungsreform an der Erziehung jener Epochen orientieren müsste, da die Aufzucht der Kinder wie von selbst vor sich ging und leichter war als heute.

Es zeigen sich im Verlaufe einer normalen kindlichen Entwicklung hie und da Zustände, die der Erzieher als «schwierig» bezeichnet, weil er ihnen mit den gewöhnlichen Erziehungsmitteln nicht beikommt. Recht häufig sind sie nur von kurzer Dauer. Sie verschwinden wieder, wie sie gekommen sind, niemand weiss recht um den Grund ihres Erscheinens und ihres Abgangs.

Besorgniserregend wird ein solcher Zustand erst dann, wenn er andauert, sich gleichsam als Charaktereigentümlichkeit beim Kinde einbürgert und schliesslich als Entwicklungshemmung dasteht. Das geschieht gewiss nicht sehr oft, immerhin finden sich in jeder Schulklasse von 30 Schülern einer oder zwei von der Art. Sie geben dem Lehrer und den Eltern Rätsel auf, die mit allen landläufigen Erziehungsmassnahmen nicht bewältigt oder gelöst werden können.

Es gibt eine ganze Stufenleiter von *Erziehungs-*

mitteln, angefangen beim liebevollen und freundlichen Zuspruch und «Appell an die Vernunft», und aufhörend bei der strengen Strafe und der Freiheitsberaubung in der Zwangserziehungsanstalt.

Im Grunde genommen besitzen wir deren jedoch nur zwei, den *Lohn* und die *Strafe.* Anders gesagt, wir erziehen mit Mitteln der *Liebe* und der *Strenge,* und wir sprechen, unsere pädagogischen Ziele verfolgend, im Kinde auf seine Liebes- und Angstfähigkeit an.

Wir können mit unserer Liebe die des Kindes erobern, bestechen und es damit so an uns fesseln, dass es sich in solcher Art und Weise zu uns verhält, wie wir es gerne haben wollen. Um der Prämie, des Preises unserer Liebe willen, die das Kind gewinnen oder aufrechterhalten möchte, verzichtet es aufs eigentlich Kindliche: es drängt seine groben, primitiven Triebansprüche zurück, weil sie dem geliebten Erzieher augenscheinlich nicht gefallen; es zeigt sich weniger selbstsüchtig; es kriecht gleichsam aus der gesellschaftsfeindlichen Einstellung auf sich selbst, aus seiner «Egozentrizität» (Ichbezogenheit) heraus und passt sich der vom Erzieher geforderten und vorgelebten Verhaltungsweise an; es will werden, wie wir sind, es nimmt den Erwachsenen zu seinem Vorbild. Schliesslich gewöhnt es sich an unsere erzieherischen Forderungen, Ziele und Absichten, es vergisst seine ursprüngliche Wesensart und emp-

findet Gebote und Verbote, Brauch und Sitte nicht mehr als Ansprüche von aussen, sondern als Eigengesetzlichkeit. Es verhält sich jetzt von innen heraus «erzogen», das heisst so, wie es die menschliche Gesellschaft und das Zusammenleben bedingen. Die Anpassung an die «Realität» ist geleistet.

Oder aber, wir können mit der Strenge und ihren Mitteln erziehen. Darunter sind alle Arten von Zwang zu verstehen, die sich auf die körperliche und geistige Uebermacht des Erwachsenen gegenüber dem Kinde stützen, und der daraus hervorgehenden Angst vor Strafe — der Unlusterwartung. Auch mit dieser Art von Erziehung erreichen wir, dass sich das Kind unserem Willen und unsern Absichten unterwirft. Es will dabei dem Unbehagen der Strafe entgehn. Es will Unlust vermeiden. Und schliesslich verinnerlicht es das strenge «Du sollst!» seiner Erzieher, es fühlt sich einem inneren «kategorischen Imperativ» (einem inneren «Du musst!») gegenüber zur Ehrfurcht verpflichtet, wenn es nicht der Qual seines schlechten Gewissens sich selber gegenüber ausgesetzt sein will.

Sowohl der liebe, als auch der strenge Erzieher werden mit der Zeit gleichsam im Seelischen des Kindes als Masstäbe aufgerichtet, es trägt sie als Bilder sein Lebtag lang mit sich und gehorcht, oder es widersetzt sich ihren Befehlen.

Beide Arten von Erziehung, die mit der Liebe und die mit der Strenge, zeitigen ungefähr gleich

grosse Erfolge. Der Durchschnitt der Kinder gedeiht zu normalen Erwachsenen, die sich den zeit- und landesüblichen moralischen Gesetzen unterwerfen. Es gibt in der Geschichte der Erziehung Epochen, da hauptsächlich mit Strenge, Strafe und Dressur, und andere, da viel mehr mit der Liebe erzogen worden ist. Ich erinnere an die *calvinistische* Erziehung auf der einen, an das «*Jahrhundert des Kindes*» und dessen pädagogische Richtlinien auf der andern Seite. Calvinistisch gesinnte Eltern und Lehrer benutzten Strafen, die uns als mittelalterliche Torturen vorkommen, etwa das Anbinden in einer dunklen Kammer, das Knien auf Holzscheiten, das Bestreichen der Zunge eines Näschers mit Seife usw. Zu andern Zeiten trieb man die «Ehrfurcht vor dem Kinde« so weit, dass man jedes bestimmte Wort verpönte und glaubte, die Führung und Entscheidung gänzlich dem kleinen Menschen überlassen zu müssen, um ja nichts von seiner «Individualität» (persönlichen Eigentümlichkeit) zu verletzen oder umzubiegen.

Die Erziehungsweisen beruhen auf einer *weltanschaulichen* Grundlage. Wir können der Ansicht sein, dass der Mensch aus einer «Sünde» entstanden und darum von Natur aus schlecht sei. Alsdann hat man ihn mit Zucht und Strenge zu bändigen und so einzuschüchtern, dass er nicht wagt, seinen schlimmen Regungen nachzugeben.

Oder man kann annehmen, der Mensch sei von Natur aus gut, da es doch von ihm geschrieben steht, er sei das Ebenbild Gottes. Dann ist er ein höchst achtungswürdiges Geschöpf, es ist angezeigt, ihm mit unendlicher Liebe und unerschöpflicher Geduld zu begegnen und alle seine bösartigen Regungen und Mängel als bedauernswerte Irrungen und Prüfungen zu verstehen und zu entschuldigen.

Es gibt noch eine dritte, mehr naturwissenschaftliche Betrachtungsweise. Der Mensch gilt darin als ein Geschöpf ähnlich wie Tier und Pflanze, das an sich weder gut noch böse ist. Die Soziologen ergänzen diese Ansicht und sagen uns: «gut» und «böse» sind sehr von allerlei Umständen bedingte Bewertungen, sie stehen immer in Beziehung zu und in Abhängigkeit von einer Gruppe von Menschen, die die Taten eines Einzelnen oder Mehrerer beurteilt. Ein völlig Einsamer auf einer Insel — beispielsweise — kann weder gut noch böse sein. Erst wenn er Gesellschaft erhält, so betrachtet diese seine Aeusserungen und schätzt sie als «gut» dann, wenn sie der Allgemeinheit nicht schädlich, und verpönt sie als «schlecht», wenn sie ihr gefährlich sind. Die moralischen Masstäbe wechseln von Rasse zu Rasse, von Zeit zu Zeit und sogar von Gesellschaftsschicht zu Gesellschaftsschicht. Diese Tatsache ist für die Erziehung von schwerwiegender Bedeutung. Aber wir wollen sie jetzt nicht weiter ver-

folgen, sondern später wieder darauf zurückkommen.

Wenden wir uns nochmals den grundsätzlichen Erziehungsmitteln zu. Meist werden Liebe und Strenge, Lohn und Strafe miteinander kombiniert. Man sucht zwischen beiden Extremen den goldenen Mittelweg und fährt dabei gewiss nicht schlecht. Der Erfolg sind brauchbare Erwachsene, die weder infolge Verzärtelung dem rauhen Zugriff des Alltagslebens nicht standhalten, noch zu Knechtsseelen und Kadavermenschen wurden, die stets die Peitsche über sich fühlen müssen, weil sie nur unter dem Einfluss der Strenge leistungsfähig sind.

Bei allen Spielarten erzieherischer Einwirkung aber zeigen sich Kinder, die sich nicht auf diese Weise beeinflussen lassen. Wir wollen sie der Uebersicht halber in grosse Gruppen einteilen. Es sind:

1. Die *Oligophrenen* (Geistesschwachen):
   a) *Mongoloide:* Geistesschwache mit zurückgebliebenem Längenwachstum und mongolischen Gesichtszügen, unruhigem, zappligen Wesen und übertriebener Gelenkigkeit.
   b) *Kretine:* Geistesschwache mit Zwergwuchs und allen möglichen Graden von Schwachsinn, hervorgerufen durch Funktionsausfall der Schilddrüse.

c) *Idioten:* Angeborener, oder in den ersten Lebensjahren erworbener Blödsinn, höchster Grad von Schwachsinnigkeit, wobei die geistige Entwicklung unter der eines Kindes im 6. Lebensjahre stehen bleibt.

d) *Imbezille:* Angeborener oder früh erworbener Schwachsinn, wobei der geistige Zustand eines Erwachsenen dem eines normalen Kindes bei Beginn der Pubertät gleicht.

e) *Debilität:* Leichteste Form von Verblödung und Schwachsinn, angeboren oder früh erworben, wobei die geistige Entwicklung unter der Stufe bleibt, die sie normal etwa im 18. Lebensjahre erreicht.

2. Die *seelisch Abnormen:*

a) Die mehr oder minder Geisteskranken *(Psychotiker. Psychopathen, moralisch Schwachsinnige, Epileptiker, Neurotiker).*

3. Die *Gesellschaftsfeindlichen:*

a) *Kriminelle* (Verbrecherische).

b) *Verwahrloste* (infolge Verzärtelung oder aus Not).

c) *Asoziale* (Gemeinschaftsfeinde, Eigenbrödler, Vereinsamte).

d) *Dissoziale* (leichtere Grade von Gemeinschaftsfeindlichkeit und dadurch bedingter Schwererziehbarkeit).

4. *Die «schwierigen» Kinder:* Kinder mit Erziehungsschwierigkeiten trotz normaler Anlage und sozialer Einordnungsfähigkeit.

Die Einteilung geht von den nicht oder kaum Beeinflussbaren über zu den Gattungen, die sich noch teilweise in die Gesellschaft einfügen lassen. Praktisch sind die Abgrenzungen oft schwer zu erkennen, häufig gehören die Gesellschaftsfeindlichen zu den Seelisch-Abnormen und umgekehrt. Die Unbeeinflussbarkeit aller Oligophrenen beruht meist auf körperlichen Ursachen, häufig auf gehirnlichen Abnormitäten oder Verletzungen, die sie sich oft schon bei der Geburt zuzogen. Manchmal sind bestimmte Drüsen schwer geschädigt, so die Schilddrüse, der Hirnanhang, die Zirbel, die Nebennieren, die Geschlechtsdrüsen und ihre Nebenorgane. Sie schicken gewisse chemische Reizstoffe, «*Hormone*», in die Blutbahn, die für das körperliche und seelische Wachstum oder deren Stillstand und Verkümmerung von ausschlaggebender Wichtigkeit sind.

Von der medizinischen Forschung her darf die Zukunft für die Behandlung der körperlich und seelisch Kranken, die infolge eines mangelhaften Hormongleichgewichts abnorm geworden sind, gewiss wunderbare Heilungen erhoffen.

Dunkler für die Wissenschaft ist das Gebiet der Geisteskrankheiten und der Epilepsie (Fallsucht). Sobald die Psychopathen aus diesem oder jenem Grunde arbeitsunfähig werden, oder wenn

sie sich selber oder andere gefährden, dann bringt man sie in Anstalten unter, ebenso die schweren Epileptiker. Unter ärztlicher Kontrolle geschieht es manchmal, dass die Schübe von geistigem Gestörtsein verebben und die Kranken als «praktisch gesund» wieder entlassen werden können. Man hat heute auch Mittel und Wege, um Fallsüchtige von ihren Anfällen zu befreien und sie einigermassen arbeitsfähig zu machen.

Die neueste Forschung bestreitet das Bestehen von «moralischem Schwachsinn». Sie betrachtet ihn als eine besondere Form einer frühen seelischen Fehlentwicklung und behauptet, ihn durch entsprechende seelenkundliche Heilverfahren oder Nacherziehung beseitigen zu können. Zu den Fällen von «Moral Insanity» gehört beispielsweise der Hochstapler. Es ist tatsächlich gelungen, kindliche Hochstapler zu heilen und sie für die Gesellschaft wiederzugewinnen.

Die Gesellschaftsfeindlichen aller Arten werden meist in Zwangserziehungsanstalten und Arbeitsheimen untergebracht. Hier finden sich recht häufig auch die erzieherisch «schwierigen» Kinder. Ich möchte schon hier einschalten, dass die meisten von ihnen bei entsprechender frühzeitiger Behandlung heilbar sind.

Alle Mindersinnigen und Sinnesschwachen, deren Erziehung ebenfalls «schwierig» ist, die Blinden, Sehschwachen, Tauben, Stummen und Taubstummen können heute in besonderen Schulen oder

Lehranstalten fürsorgliche Hilfe finden. Staatliche und private Organisationen nehmen sich ihrer an und bemühen sich um ihr Fortkommen. In geeigneten Instituten werden Sozialbeamte («Social Workers») und in heilpädagogischen Seminarien wird ein speziell geschultes Lehrpersonal für ihre Betreuung ausgebildet.

Wenden wir uns jetzt wieder jenen schwierigen Kindern zu, die entweder noch frei und im Kreise ihrer Familien und in den normalen Schulklassen drin stecken, oder aber schon als Verbrecherische, Vagabunden, Verwahrloste und Schwererziehbare in Erziehungsheime eingeliefert worden sind.

Ob sie als anstaltsbedürftig eingeschätzt wurden oder nicht, das hängt in der Regel von ihren gesellschaftsfeindlichen Handlungen ab. Die Eltern selber, meist jedoch die Erziehungs- und Vormundschaftsbehörden entscheiden über die Anstaltsbedürftigkeit. Sowohl Eltern, als auch die Behörden entschliessen sich zu einer solchen Massregel nur ungern. Beide betrachten sie nämlich als Massregelung, als Strafe. Eine Anstaltsversorgung wird nicht allein vom betreffenden Kinde, sondern auch von den Eltern als eine Schmach, als ein Zeichen der Schande empfunden. Hinzu kommt, dass man dem üblichen Anstaltsbetrieb misstraut. «Ein Schlimmer kommt zu Nochschlimmern», sagt man, «und was er an Gaunereien noch nicht kennt, das lernt er von seinen Kameraden».

Es ist wahr, dass in unseren *Zwangserziehungsanstalten* allerlei ungleichartiges Jungvolk zusammenkommt, Leute mit den verschiedensten Fehlentwicklungen und abwegigen Aeusserungen (Symptomen). Wo die Heimstätten in einzelne, voneinander unabhängige Pavillons oder Barakkenlager getrennt sind, ergibt sich die Möglichkeit, gewisse zueinander passende Zöglinge in Gruppen zu vereinigen und von anders gearteten zu sondern. In einem Hause wohnen beispielsweise die Zerstörungswütigen (die «Aggressiven»), in einem andern sind die aus Armut Verwahrlosten untergebracht; im dritten hausen die infolge frühester Verzärtelung Verwahrlosten, die Hochstapler, in einem weiteren die Diebe usw. So kann vermieden werden, dass z. B. ängstliche Insichgekehrte mit lärmenden Krachbrüdern zusammengesteckt werden, dass geschlechtlich abwegig Entwickelte die normalen jüngeren Kameraden missbrauchen, dass hochstaplerische Intelligente über geistig schwächere Vagabunden und Diebe herrschen und sie zu Streichen verleiten, für die später die Täter ausfressen müssen, während die Anstifter klug genug sind, um sich der Folgen ihrer Anstifterei mit Leichtigkeit zu entwinden usw. Es erübrigt sich wohl, die vielen Vorteile einer Gruppenorganisation den Nachteilen einer bunten Arbeits- und Schlafsaalgemeinschaft gegenüberzustellen.

Viele unserer Zwangserziehungsanstalten sind

aus ehemaligen Schlössern und Klöstern entstanden. Man hat sie ein wenig umgebaut, hat Werkstätten angegliedert und Schulzimmer eingefügt. Nach der Tagesarbeit wohnen die Insassen, wenn nicht in beaufsichtigten Räumen und gemeinsamen Schlafsälen, meist in Einerzellen. Das hat den Vorteil, dass die Zöglinge, wenn sie nicht von einem Aufseher, Handwerksmeister oder Lehrer bewacht sind, keinem ihrer Kameraden irgendwie Schaden zufügen können. Das Sitzen in der Einerzelle verhindert Streite, Anstiftungen, «Ansteckung».

Aber es sind gerade diese Zellen, die zu sehr an ein *Zuchthaus* erinnern, selbst dann, wenn sie etwas besser ausgestattet sind, und wenn man die Häuser offiziell nur als «Erziehungsheime» bezeichnet. Sie wirken abschreckend und herabwürdigend. Ihnen haftet der Geruch der Strafgefangenschaft an. Und eine Zwangserziehungsanstalt sollte sich doch nicht zur Strafanstalt heruntersetzen lassen. Sie hat die Aufgabe zu bessern, zu erziehen, nicht zu ahnden. Aus diesem Grunde erscheint mir das Zellensystem von fraglichem Werte.

Und noch aus einem andern Grunde. In der Einerzelle hat der Zögling keine Gelegenheit, sich sozial anzupassen, weil er allein ist. Hier werden sicherlich die asozialen (gegen die Gesellschaft gerichteten) Triebdurchbrüche verhindert. Ein Aggressiver kann höchstens seinen Stuhl, seinen Tisch und sein Bett zerbrechen. Aber seine Wut

richtet sich weniger gegen Möbel und Gegenstände, als gegen Menschen. Wenn ich nun vermittelst des Einzellensystems die Aggressionsausbrüche verhindere und während einer mehrjährigen Dauer keine mehr beobachten kann, dann erliege ich als Erzieher zu leicht der Täuschung, der Aggressive sei gebändigt. Als «geheilt» entlasse ich ihn und bin später erstaunt, wenn ich vernehme, dass er neuerdings jemand angegriffen und schlimmen Krach gemacht hat. Ich beteuere verwundert, dass der Bursche in der Anstalt seit so und soviel Monaten nie mehr ein Zeichen seiner Angriffslust gezeigt hat: man hätte es, da er immer unter Aufsicht stand oder in seiner Zelle eingeschlossen war, sicherlich bemerkt. Sein Verhalten in der wiedergewonnenen Freiheit erscheint um so weniger erklärlich, als er riskiert, neuerdings eingesperrt zu werden.

Sehen wir uns dagegen die Zustände an, wo die Aggressiven ausserhalb der Arbeitszeit und selbst während der Nacht beisammen sind. Da wird es Streite geben, Einzelstreite und Gruppenstreite. Man wird Gegenstände zerschlagen und auch gegeneinander tätlich werden. Aber man sieht sich zum Zusammenleben gezwungen. Man wird der zerschlagenen Gegenstände ermangeln. Man wird einen Modus, eine unausgesprochene Vereinbarung finden, um die Tätlichkeiten zu vermeiden, denn sie haben jeweils zur Folge, dass beide Streithähne samt ihren parteinehmenden Kameraden Prügel

abkriegen. Wenn dieser Zustand erreicht ist, hat sich im Seelischen der Aggressiven etwas von innen heraus verändert. Sie sind nun so weit, dass man sie mit weiter Fortgeschrittenen zusammentun kann, und wenn man sie endlich entlässt, darf man mit viel grösserer Sicherheit erwarten, dass sich ihr Fehler nicht mehr zeigen wird. *Denn sie haben eine Entwicklung durchgemacht.* Sie haben in ihrer Art nachträglich die Kämpfe der Geschwister in der Kleinkinderstube durchgeführt und dabei eine Nacherziehung erlebt, ohne dass sich Erwachsene stark einmischten. Und sie haben eine Anpassungsleistung hinter sich, die sich sehr wahrscheinlich im freien Leben bewähren wird.

Ich will womöglich noch eindringlicher zeigen, was ich meine, wenn ich vermute, die Einsperrung in Zellen versetze den dissozialen Triebkonflikt nur in einen Zustand des Wartens, der «Latenz», und eine solche Erziehungsmassnahme löse keine dissoziale (gemeinschaftswidrige) Triebgrundlage auf.

Wir hatten einen Besuch in einer unserer Zwangserziehungs-Anstalten gemacht, deren Führung im ganzen Lande als mustergültig geachtet wird. In liebenswürdiger Weise begleitete uns der Vorsteher, forderte uns auf, mit Fragen nicht zurückzuhalten, und wir machten von seinem Anerbieten reichlichen Gebrauch.

Unter anderem wollte einer der Besucher wis-

sen: «Herr Direktor, was fangen Sie denn mit andauernd Widerspenstigen, mit Renitenten und Negativisten an? Wenn beispielsweise einer auf die Idee verfällt, dauernd passive Resistenz zu leisten?»

«Da kommt es vor, dass sich ein Angestellter nicht mehr beherrscht und einem Schlingel eine Ohrfeige austeilt.»

«Das können wir sehr gut verstehen.»

«Aber ich bin gegen jede körperliche Züchtigung! In einem solchen Falle nehme ich grundsätzlich immer für den Jungen Partei. Er wird einem andern Aufsichtsorgan unterstellt, und der Prügler erhält einen Verweis. So sehr auch ich es verstehe, dass einem das Temperament durchbrennt, so will ich doch nicht dulden, dass das Prügelsystem einreisst, das wäre mittelalterlich.»

«Aber — Sie erhalten doch gewiss auch junge Menschen zugeschickt, die sich bei keinem der Aufsichtsleute ordentlich aufführen, die gegen alles und jedermann Opposition machen, überall feindseligen Widerspruch erheben, und denen niemand beikommt!»

«Aus solchen Gründen werden sie ja zu uns gebracht. Gewöhnlich ist mit ihnen alles versucht worden, was bei einer freien Erziehung menschenmöglich ist. Wenn sie dann zu uns kommen, so wissen die Leutchen, dass es jetzt Ernst gilt, und dass ihnen nichts mehr übrig bleibt, als sich zu fügen. Bei den meisten genügt die Einweisung

in die Anstalt. Hie und da gibt es Ausnahmen, gewiss. Sehen Sie, da wurde uns vor etwa einem Monat ein junger Genfer zugeschickt. Das erste ist immer, dass ich mit dem Ankömmling ein kleines Examen anstelle, um mich über seine Intelligenz und seine Verwendungsfähigkeit einigermassen zu orientieren. Der Bursche kam also zu mir; ich erklärte ihm, worum es sich handle und wollte mit der Prüfung und Aussprache beginnen. Er verzog den Mund nicht und erklärte kaltblütig, er gebe weder Auskunft, noch werde er irgendeine Arbeit verrichten. Dann schwieg er, und kein Zuspruch wirkte. Hier muss ich bemerken, dass mit den jungen Leuten selbstverständlich in ruhigem, freundlichem Tone und nicht etwa scharf, drohend oder gar grob verhandelt wird. — Mit dem kleinen Genfer war wirklich nichts anzufangen. Dafür haben wir hier nun die sogenannten «blauen» und «dunklen» Zellen. Sehen Sie sich diese an!»

Wir traten in Zellen, die wenig belichtet und ganz in Blau gehalten waren.

«Wenn wir einen Jungen eine Zeitlang hier einschliessen und sich selber überlassen, so wird er gewöhnlich innert ein paar Tagen reif, dass er sich freiwillig zur Arbeit meldet. Er hält die Einsamkeit auf die Dauer nicht aus. Wahrscheinlich wirkt auch der Anstrich beruhigend auf die Stimmung. In den blauen Zellen darf nicht gelesen, noch sonst etwas getan werden, die einzige Ab-

wechslung ist das Essen. Unser Genfer hielt es lange aus, und ebenso kalt, wie er sich weigerte, die Prüfung zu bestehen, erklärte er, ihm gefalle es hier, solange man wolle. Nach sechs Tagen sahen wir uns zu einer weitern Massregel gezwungen: Der Junge musste in eine dunkle Kammer verbracht werden, und — nach drei Tagen erklärte er weinend, er wünsche zu arbeiten, gleichgültig was. Wenn Sie hier durchs Fenster schauen, sehen Sie direkt in die Schusterwerkstatt. Der kleine Kerl dort, der emsig an seinem Leder klopft — das ist unser Genfer.»

Die dunklen Kammern wurden uns auch gezeigt; es waren fensterlose, kleine Gelasse, ohne Möbel, mit einem Kotkübel und ein paar Wolldecken, also eigentlich Cachots. Es wurde uns auch erklärt, dass Insassen der Dunkelkammern nur in eingeschränktem Masse zu essen erhielten, nach dem Grundsatze: «Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!» Zwar wurde dieses Prinzip nicht so verstanden, dass man die Dunkelzellenmänner hungern lassen wollte; sie bekamen genug, aber ein recht einförmiges Menü.

Und nun fragte einer der Besucher: «Herr Direktor, haben Sie in allen Fällen schliesslich mit der Dunkelkammer Erfolg gehabt, wie bei diesem Genfer?»

«Gewiss, in allen Fällen. Ich kann Sie sogar versichern, dass diese Zellen selten besetzt sind,

auch die blauen. Die Zöglinge fürchten sich davor, das ist es. Die Zellen sind für uns eine Art Notnagel, wenn Zuspruch und Arbeitstherapie nichts fruchten. — In allen Fällen!» wiederholte er.

Hier hätten wir also das Rezept, das in «allen» Fällen wirksam ist. — Aber ich muss gestehen, dass ich dazu kritisch eingestellt bin.

Für die momentan nötige Einordnung der Zöglinge hat der Direktor «das» Zwangsmittel gefunden. Manchen wird die Erinnerung daran für sein ganzes Leben abschrecken.

Und doch ist es nicht «das» Rezept für alle Fälle; denn andere Zöglinge werden, sobald sie aus der Anstalt entlassen sind und sich wieder frei fühlen, die gleichen asozialen Menschen geblieben sein, die sie vor der einstigen Einlieferung waren. Die Angst vor den blauen und dunkeln Zellen hat nicht in einem solchen Masse Eindruck auf sie gemacht, dass sie sich nun ihr Lebtag lang ducken. So vermute ich.

Damit sollen die Einordnungsmassnahmen der Anstalt, die in einem so umfangreichen Betriebe gewiss nötig werden können, nicht verurteilt werden. Ich bestätige, dass man bei einem Besuche den Eindruck erhält, viele der Jungen hätten es dort besser, als in ihren ehemaligen häuslichen Verhältnissen.

Aber mir scheint, dass mit solchen Mitteln nicht

wirklich erzogen werden könne. Erziehung bedeutet eine Entwicklung, einen Ablauf seelischer Kräfte und deren Umstellung. Deshalb braucht sie Zeit, viel Zeit. Sofortige Erfolge sind eigentlich verdächtig: der Schein ist trügerisch.

Ich sah einst einem kleinen Mädchen zu, das unreifes Spalierobst abreissen wollte. Die Mutter befürchtete, ihr Kind könnte beim Genusse krank werden. Sie verbot ihm das Abreissen, und weil es dennoch immer wieder an das Bäumchen herantrat, wiederholte sie das Verbot eindringlicher und gab ihrem Kinde einen kleinen Klaps aufs Händchen. Die Szene wiederholte sich während mehrerer Tage. Später einmal, als die Kleine wiederum im Garten spielte und, wie sie glauben musste, unbeobachtet und nicht beaufsichtigt war, trat sie neuerdings an das Obstspalier heran. Mit der einen Hand langte sie nach einem Früchtchen, mit der andern klapste sie sich auf die begehrliche Rechte und sagte zu sich selbst: «Böses Händchen will nehmen, böses Händchen darf nicht nehmen!» und sie lief weg.

Es ist schön, wie sich hier das Spiel zwischen Fresstrieb und dem zum inneren Anspruch gewordenen Gebote der Mutter zeigt. Das Kind hatte sich teilweise, nach und nach, und schliesslich ganz mit dem mütterlichen Verbote «identifiziert», d. h. das Verbot war zum eigenen inneren Anspruch geworden. Man ahnt, welche beträchtliche Umstellung in ihm vorgegangen sein muss seit

dem ersten Begehren. Dieses war auch zuletzt noch vorhanden. Als sein Vertreter kann das ausgestreckte rechte Händchen angesprochen werden. Aber zugleich war schliesslich die warnende Mutterstimme des Gewissens in dem Kinde auch dann vorhanden, wenn die Mutter selbst nicht dabei war.

Ein Erziehungserfolg ist erst dann sicher, wenn ein Kind ein erzieherisches Gebot verinnerlicht, als eigenes moralisches Gesetz fühlt und es an sich selber stellt. Der Verzicht auf die Triebansprüche muss sich auf unbewusster Freiwilligkeit aufbauen, er darf nicht nur auf bewusste Angst vor äusserlichen Folgen begründet sein. Sonst kann er nur solange geleistet werden, als sich das Kind im Wirkungsbereich der Angst befindet. Droht sie nicht mehr, so ist die Schranke aufgehoben, die einen Verzicht erzwungen hat, und das Kind ist der alte «Sünder».

Und ein «schwieriges» Kind ist nicht dann nicht mehr «schwierig», wenn es aus Gründen der an ihm verwendeten Abschreckungsmittel sich unterwirft und keine Schwierigkeiten mehr zeigt. Sondern erst dann wirklich gelöst, wenn es aus einer innern Umstellung seelisch ein Anderer geworden ist — wenn seine eigenen Gesetze sich verändert haben, so dass es nicht aus äusserem Zwang, sondern aus innerer Freiheit nicht mehr «schwierig» ist.

«Gibt es Mittel und Wege», fragen wir uns, «um einem schwierigen Kinde ohne äusseren Zwang gegen seinen inneren Zwang zur Schlimmheit erzieherisch zu helfen?»

Solche Mittel bietet dem Pädagogen die Wissenschaft vom Seelischen, die Psychologie.

II. KAPITEL.

Unterscheidungen. Dissoziales Symptom und dissoziale Grundlage; Dressur und Erziehung; Milieuwechsel als heilerzieherisches Mittel.

Erziehung und Dressur; Tierdressur. Ziel der Erziehung; Kultur und Zivilisation. — Umweltbedingtheit des Norm-Begriffes. — Beispiel GUSTI LEHMANN; ein Diebsjunge, der aus Milieugründen verwahrlost; seine Umbildung des «Ueber-Ichs» in der geeigneteren Umwelt. Bedingtheit des Milieuwechsels. Beispiel KLARA, einer Schulschwänzerin, Vagabundin, Lügnerin mit Sexualdelikten.

Wenn wir von «schwierigen» Schülern oder Kindern reden, so wollen wir darunter fürderhin jene Leutchen verstehen, deren Erziehungsschwierigkeiten nicht auf Grund von Mindersinnigkeit oder gehirnlichen Veränderungen entstanden, wo nicht Hormondrüsen ausgefallen sind oder unrichtig funktionieren. Ich denke also an *körperlich gesunde Kinder, die meist eine Zeitlang auch geistig und seelisch gut gediehen, dann jedoch, entweder plötzlich, oder aber allmählich allen Erziehungsmitteln trotzten.* Es sind die Kinder, die, wenn ihre Verwahrlo-

sungsäusserungen lärmend genug sind, meist in die Zwangserziehungsanstalten abgeliefert werden: die Verbrecherischen, die Vagabunden und alle Gesellschaftsfeindlichen, auch die sogenannten «Grenzfälle».

Es wurde bereits mitgeteilt, dass sich während der kindlichen Entwicklung hie und da Zeitabschnitte zeigen, wo es scheint, der kleine Mensch schlage eine abwegige Entwicklung ein, und bei ihm seien — wie wir bildhaft sagen — «Hopfen und Malz verloren». Oft verschwinden solche Zustände von selbst wieder. Wenn sie andauern, so werden sie beunruhigend, und wo sie sich verschlimmern und in den Charakter übergehen, fügen sich die betreffenden Kinder dauernd nicht mehr in die Gemeinschaft ein, und dann ist der Zeitpunkt gekommen, da man sie in Anstalten absondert.

Jeder zuerst scheinbar leichte «Fall» kann sich zu einem schweren und anstaltsbedürftigen auswachsen. Es ist möglich, dass sich die Schwererziehbarkeit im Kinde zu einem Dauerzustand ausgestaltet: dass sie sich «fixiert».

Schwererziehbarkeit bedeutet einen besonderen Zustand der kindlichen Seele. Diese befindet sich in einem gestörten Gleichgewichtszustand, der sich in gesellschaftsfeindlichen Zeichen, den «*dissozialen Symptomen*», äussert.

Hier müssen wir eine wichtige Unterscheidung treffen. Die Symptome stehen zum abnormen seelischen Zustand in einem Kausalverhälnis: die

ersten sind Folgen der Ursache, und diese ist die anormale seelische Grundlage. Meist werden aber die beiden verschiedenen Dinge einander gleichgesetzt und miteinander verwechselt. Für die Behandlung ist aber die Unterscheidung von grösster Wichtigkeit.

Es ist nämlich möglich, durch bestimmte Massnahmen die Symptome der Schwererziehbarkeit zum Verschwinden zu bringen, zu unterdrücken. Damit ist jedoch an der anormalen Grundlage nichts geändert, nichts gebessert. Die dissozialen seelischen Kräfte äussern sich wohl nicht mehr, aber sie bleiben unsichtbar bestehen.

Es liegt nahe, einen Vergleich aus der Medizin heranzuziehen. Der Arzt kann durch besondere Mittel das Fieber eines Kranken herabmindern, oder gar zum Verschwinden bringen. Damit ist jedoch die Krankheit nicht aufgehoben. Und sobald er die fieberstillenden Drogen nicht weiter eingibt, kommt das Fieber wieder zum Vorschein. Darum kämpft er nicht allein nur gegen das Fieber, er verordnet zugleich Medikamente gegen dessen Urheber, die eigentliche Krankheit.

Im I. Kapitel ist gezeigt worden, wie man einen widerspenstigen Zögling in der Anstalt zum Gehorsam zwingen kann: man sperrt ihn in blaue oder dunkle Zellen ein. Dann gibt er klein bei. Er zeigt plötzlich seine Widerspenstigkeit nicht mehr, weil er fürchtet, sonst neuerdings eingekerkert zu werden. Aber es wäre ein Irrtum, zu

glauben, dass der gleiche Bursche, wenn man ihn jetzt aus der Anstalt entliesse und er wüsste, er brauchte nicht wieder in sie zurückzukehren, in seinem Leben innerhalb der Gesellschaft und bei der Erziehung keine Widerspenstigkeit mehr zeigen würde. Denn durch die Freiheitsberaubung ist meist nichts in ihm geändert worden. Er gibt nur nach und zeigt sein Symptom nicht weiter, um der Strafe zu entgehen so lange, als sie drohend über ihm schwebt. Um ihn voll gemeinschaftsfähig zu machen, müssen sich seine seelischen Triebe und Kräfte umstellen. Das geschieht in der Anstalt etwa dadurch, dass sich der Zögling an einen Wärter, Lehrer, Kameraden, oder an den Direktor nach und nach anschliesst und von ihm die günstige erzieherische Beeinflussung willig aufnimmt. *Der Weg dazu geht beim Kinde über die Liebe. Nur mit ihr lässt sich wirklich erziehen.* Mit dem Zwang kann man nur *dressieren.* Alle Mittel, die dem Zwang entspringen, sind Dressurmittel. Sie können wohl einen jungen Menschen zivilisieren, vermögen jedoch nie, ihn zu kultivieren. Unter dem Firnis der Zivilisation steckt dann der Barbar.

Damit verhält es sich ähnlich wie bei der Tierdressur. *Hagenbeck* berichtet, wie er immer mehr davon abkam, seine Tiere mit Strafen und durch Quälereien zu zähmen. Einem durch Schmerzzufügung dressierten Tiere sei nie ganz zu trauen, das lehrte ihn die Erfahrung. Er kam dazu, die

schlimmsten Bestien durch die Liebe und durch kleine Belohnungen zahm zu machen, und er hatte dabei die besten Erfolge.

Gewiss könnte man mir entgegenhalten, der Mensch lasse sich nicht mit dem Tiere vergleichen, weil er etwas ganz anderes sei. Ihm eigneten doch Fähigkeiten und Kräfte, die den Tieren nicht verfügbar sind.

Ich weiss, dass alle Vergleiche hinken. Gewiss hat der Mensch Vernunft. Aber je mehr er über solche verfügt, desto stärker kränkt ihn das, was wir als «menschenunwürdig» kennzeichnen. Dazu gehören alle groben Arten von Strafen, alle Strafen, die mehr sind als Liebesentzug: jegliche Gewaltanwendung, insbesondere physischer Art.

Bei der Erziehung wollen wir erreichen, dass ein Zögling kultiviert (zum Kulturmenschen) werde. Er soll nicht nur einen äussern Anstrich von Zivilisation erhalten. Seine guten Eigenschaften und seine Gemeinschaftsfähigkeit sollen ihm Bedürfnis werden, geboren aus seiner Sehnsucht nach Kameraden, Mitmenschen, Mitfühlenden, Helfern, Liebenden. Empfindet er solche Sehnsucht, dann ist er von innen heraus gewillt, auf seine gesellschaftsfeindlichen (antisozialen) Triebforderungen zu verzichten, sich der Gesellschaft anzupassen und für die erwartete Gegenliebe zu leisten, was in seinen Kräften steht.

Dressieren wir einen Menschen nur, so zeigt er sich solange zivilisiert, als er weiss, dass er nicht

frei schalten und walten kann, wenn er nicht riskieren will, Unlust zu erleben: Strafen aller Art. Fühlt er sich irgendwo als Meister, dann kommen nicht allein seine barbarischen Anlagen zum Vorschein, er nimmt ausserdem gewöhnlich noch Rache für die Zeit seiner Unterdrückung. Seine aus der Liebesunfähigkeit gewordene Gefühlslosigkeit und seine Angriffslust (Aggression) auf die Mitmenschen sind durch Ressentiment (Rachebedürfnis) verstärkt.

Beobachtungen über die Richtigkeit meiner Behauptung können im täglichen Leben leicht gemacht werden. Man denke beispielsweise an einen Menschen, der lange Zeit Handwerksgeselle oder Arbeiter unter einem sehr strengen Meister war. Er wird durch einen Glücksfall selber zum Patron und Oberaufseher über Andere. In der Regel zeigt er sich jetzt plötzlich als besonders gestrenger Herr und Leuteschinder.

Man denke an ein Mädchen, dessen strenge Mutter ihm keine Freiheit lässt. Es verheiratet sich, wird selber wieder Mutter eines Mädchens. Als solche vergisst sie, was sie einst unter ihrer Mutter gelitten hat, und die Tochter wird gewahrt und behütet — angeblich aus lauter Liebe — dass sie sich wie eine Gefangene vorkommt.

Wir können Schwererziehbare auch nur mit Liebe zu Kulturmenschen erziehen. Dieser Leitsatz gilt zu Recht, selbst wenn wir gelegentlich, nämlich zum Zwecke einer momentanen Einord-

nung, vielleicht die Dressurmittel nicht immer entbehren können.

Wenn wir von einem Kinde sagen, es sei «schwierig», dann ist eigentlich etwas über uns als Erzieher festgestellt. Nämlich soviel, dass wir uns als unfähig in unseren Mitteln erkennen. Das «schwierige» Kind empfindet sein Leben meist gar nicht als «schwierig». Ganz im Gegenteil, es fühlt sich Herr der Situation. Es hat einen Weg gefunden, womit es einer verabscheuten oder verhassten erzieherischen Beeinflussung entrinnen kann. Dabei ist ihm recht wohl. Es schmeichelt seinem Selbstbewusstsein, sich stärker zu sehn als seine erwachsenen Erzieher. Es kommt hinzu, dass die Masstäbe von normal und anormal so sehr schwankend sind. «Normalität» ist kein so festumrissener Begriff, wie es oberflächlich den Anschein erweckt. Ein *Kongoneger* — beispielsweise — wird es als völlig normal finden, wenn er oder einer seiner Stammesgenossen ein Messer, eine Axt oder irgend ein anderes Werkzeug entwendet. *Chinesische* Höflichkeit empfindet der normale Westeuropäer als verlogen, lächerlich, übertrieben und kriecherisch, während sie der eingeborene Sohn der Mitte als vorschriftsmässig bezeichnen wird. In *Korsika* und auf anderen Mittelmeerinseln, auch auf dem Balkan gilt teilweise noch heute die Blutrache als Ehrensache. Folgt jemand dem Gesetze der Vendetta nicht, so ist er verfehmt. Man hält ihn für einen Feigling und ver-

abscheut ihn mitsamt seiner ganzen Familie. Dass sich ganze Sippen gegenseitig ausrotten, ist in diesen Gegenden normal, uns jedoch erscheint solche Denk- und Handlungsweise als Greuel.

Aber wir brauchen, um derlei Unterschiede im moralischen Empfinden und Wertschätzen festzustellen, gar nicht so weit zu gehn. Denken wir etwa daran, dass ein *Proletarierkind* einem Bauern einen Apfel aus der Hofstatt stiehlt. Sein Vater wird den Diebstahl zum mindesten belanglos finden. Vielleicht lächelt er nachsichtig dazu. Möglicherweise lässt er sogar die Bemerkung fallen, der Bub hätte ganz recht getan, es seien für den Bauern ja noch Aepfel genug im weiten Obstgarten. Wäre der Vater des Diebes aber der *Pfarrer*, der gleichen Proletariergemeinde, so würde er seinen Jungen zurechtweisen. «Diebstahl ist Diebstahl», würde er warnend tadeln, «ein Diebstahl schickt sich nicht für dich als meinen Sohn, selbst wenn es sich nur um etwas ganz Geringfügiges handelt. Du hättest den Bauern um einen Apfel bitten müssen, oder man hätte dir einen kaufen können. Ich verbiete, dass du Aepfel stiehlst, und dass du dir irgendwelches Gut unrechtmässig aneignest!» Der *aristokratische* Vater macht aus dem Apfeldiebstahl seines Sohnes einen Familienskandal, und der reiche Snob wird sich schon darüber ärgern, dass die Frucht nicht gewaschen, geschält, und auf dem Dessertteller adrett tranchiert, sondern einfach angebissen und verzehrt wurde.

«Quod licet bovi, non licet Jovi!». «Was dem Ochsen erlaubt ist, ist Gott nicht erlaubt!» könnte man in Umkehrung des bekannten lateinischen Sprichwortes sagen.

«Normalität» in Bezug auf Sitte und Moral ist abhängig von den zeitgebundenen Durchschnittsforderungen bestimmter Gesellschaftsklassen. Diese sind bei der Beurteilung von kindlichen Verstössen gegen das Bräuchliche und von Charaktereigenschaften Unerwachsener in geziemende Anrechnung zu ziehn.

Da die Haltung und das allgemeine Betragen eines Kindes so sehr von seinen Umweltsitten abhängig sind, genügt oft eine Versetzung in ein anderes Milieu (Umwelt), um ein in gewisser Beziehung verwahrlostes Kind zu retten.

Als Beispiel dafür will ich von einem zwölfjährigen Buben berichten, den wir *Gusti Lehmann* nennen wollen. Er war das Kind eines häufig arbeitslosen Uhrmachers. Auch die Mutter arbeitete ausserhalb des Hauses in einem Steinbohreratelier. Die Familie wohnt in einem altstädtischen Armenviertel. Der Mann wurde kurz nach geschlossener Ehe unsolid. Er ging, wenn er nicht Arbeit hatte, fischen und schwämmeln, dabei verbrauchte er mehr Geld in Wirtshäusern, als der Ertrag seiner Fische und Pilze wert war. Die Frau erhielt die Familie. Ausser dem Buben war noch eine um vier Jahre jüngere Schwester da. Mit ihr vertrug sich Gusti recht gut. Einer seiner Fehler

bestand darin, dass er gern herumlungerte. Seine Streifereien gingen nicht etwa nur in die Gassen der Stadt. Er zog über Land, und dabei stahl er. Es begann mit allerlei Feldfrüchten, mit einem Rucksäcklein voll Kartoffeln oder Rüben, einem Kohlkopf, die er sich holte, und setzte fort mit Obstdiebstählen. Die Eltern sagten nichts dazu. Ganz im Gegenteil, sie waren froh, wenn es eine Abwechslung auf dem kargen Tische gab. Als die Mutter einmal Bedenken äusserte, wehrte der Vater gezwungen lachend ab. Nach und nach wurde der Junge raffinierter. Er besuchte auch den Lebensmittelmarkt. Brachte Käsestücke heim, ein Huhn, einen Vierteil von einer Speckseite. Jetzt fing er an zu handeln, und nichts war mehr vor ihm sicher. Er entwendete ausserhalb der elterlichen Wohnung alles, was nicht niet- und nagelfest war, und er in Geld umsetzen konnte. Da wurde er ein erstesmal erwischt, als er bei einem Kiosk Zigarettenpäckchen in seine Taschen verschwinden liess. Der Vater verprügelte ihn nach Noten, weil er Anstände mit den Behörden hatte. Als der Bub jedoch kurz darauf eine Anzahl Eier von einem seiner Streifzüge heimbrachte, schlug sie der Mann sogleich in die Pfanne, und gemeinsam wurden die Spiegeleier mit Brot und einem Glas roten Wein verzehrt. Gusti musste den Eindruck bekommen, das Stehlen sei erlaubt, aber das Sicherwischenlassen sei schlimm und erzürne seinen Erzeuger. Als er in einer Feinbäckerei

Schokolade mitgehen liess, ertappte man ihn neuerdings. Gusti gestand vor der Polizei auch seine andern Diebstähle. Um der Schande zu entgehen, seinen Buben in die Zwangserziehungsanstalt geben zu müssen, willigte Herr Lehmann auf den Rat eines Erziehungsberaters ein, dass man Gusti bei einem Bauern verdinge. Nicht bei einem erstbesten, sondern bei einem Bekannten des Beraters.

Hier zeigte sich der Bub vorerst still und verschüchtert. Er redete wenig und gehorchte aufs Wort. Denn er fürchtete, dass man ihn doch noch in der Anstalt versorge, wenn man mit ihm nicht zufrieden sei. Der Pflegeort gefiel ihm aber, schon deshalb, weil er reichlich zu essen erhielt und mit den Tieren umgehen durfte. Sein erster Freund war der Hofhund. In der beschränkten Freizeit, die ihm zur Verfügung stand, spielte er mit ihm und taute dabei auf, er lachte und wurde lebhaft. Der Hund half ihm auch beim Viehhüten.

Den Leuten gegenüber legte er lange Zeit ein misstrauisches Wesen an den Tag. Sie liessen den Buben gewähren, so war ihnen von zuständiger Stelle her geraten worden. Diebstähle wurden keine beobachtet.

Schon hätte man meinen können, der Umschwung im Leben des Buben hätte ihn gebessert. Nur der Berater, dem von Zeit zu Zeit Berichte abgegeben wurden, wollte der Sache noch nicht recht trauen. Er verfocht die Ansicht, dass Gusti

sich vorerst an einen Menschen anschliessen müsse. Das würde zur Folge haben, dass der Bub, um die Zuneigung dieses neuen Freundes aufrecht zu erhalten, die Diebereien für immer aufgäbe.

Im darauffolgenden Winter durfte Gusti in Gesellschaft seines Pflegevaters Holz in die Stadt bringen. Bei diesem Anlass traf er sich zum erstenmal seit der Versetzung in eine andere Umwelt mit den Seinen. Auf den Hof zurückgekehrt, wurde Gusti im Stalle mit einer brennenden Zigarette angetroffen. Das Rauchzeug hatte er bei einem Kiosk anlässlich des Stadtbesuches gestohlen. Der Melker schalt ihn aus, der Bub lief weg in sein Gadenzimmerchen und liess sich nicht mehr blicken. Der Dienstbote meldete die Sache seinem Meister, und der besprach sich am Telephon mit dem Berater. Dann liess er Gusti zu sich kommen. Der Bub erschien mit gesenktem, vertrotztem Angesicht, den Kopf in den Schultern, und jetzt entwickelte sich ungefähr folgendes Zwiegespräch:

«Der Melker hat mir gemeldet, du habest im Stall geraucht!» beginnt der Bauer mit ernster, aber doch ruhiger Stimme.

Der Bub antwortet nicht.

Der Pflegevater wartet eine Weile, dann fragt er gleich ruhig weiter: «Ist es auch wahr?»

Der Bub gibt ihm einen raschen, forschenden Blick und drückt hervor: «Ja!»

«Weisst du, warum du das nicht darfst, und weshalb das niemand machen darf?»

Der Bub, etwas aus der Fassung gebracht, weil er nicht gleich gescholten wird: «Ja, der Melker hat's mir gesagt.»

«Was hat er dir denn gesagt?»

«Das Stroh hätte angehen können!»

«Siehst du, und das wolltest du doch nicht, oder?»

«Nein!»

«Gelt! — Aber woher hattest du denn dein Rauchzeug?»

«Gestohlen!»

«Wo?»

«Am Lindeneck beim Kiosk. Als ich nach dem Mittagessen bei uns zuhause wieder zu Euch kam.»

«So. — Hast du noch von den Zigaretten?»

Gusti kramt wortlos ein angebrochenes Päckchen «Parisiennes» hervor. Der Bauer gibt sie ihm zurück.

«Ich hätte das nicht von dir erwartet», sagt er. «Ich werde das Rauchzeug bezahlen, sobald ich wieder in die Stadt fahre, übermorgen oder am Samstag.»

Der Bub beginnt zu weinen.

«Höre, Gusti, das nächste Mal, wenn du unbedingt rauchen musst und dem Gelüste nicht widerstehen kannst, so sag' es mir. Ich gebe dir dann einen Stumpen, den kannst du hinterm Haus in der Hofstatt rauchen. Zu stehlen brauchst du

gar nicht, sei es, was es wolle. Du hast es nicht nötig, etwas zu entwenden, du kannst es nur bei mir verlangen.»

Der Bub weint immer mehr.

«Ich werde dich jetzt nicht mehr bei den Holzfuhren mitnehmen können. Sonst bin ich ja daran schuld, wenn du in Versuchung gerätst. — Komm jetzt, und spann den Hund an, bring die Milch in die Käserei!»

Sie gehen hinaus, der Bauer hilft die Brenten aufladen, Gusti fährt weg. Dann bespricht sich der Meister mit dem Melker und verbietet ihm, den Buben wegen des Diebstahls irgendwie «aufzuziehn». Der junge Mann verspricht, so zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre.

Einige Wochen darauf hat die Sache ein Nachspiel. Der Viehhändler ist auf den Hof gekommen und hat zwei Kuhkälbchen gekauft. Beim Weggehen hat er dem Buben einen Franken geschenkt. (Der Brauch, dem Hüterbuben beim Vieheinkauf ein Geldgeschenk zu machen, wird von unsern Händlern auch heute noch hie und da gepflegt.) Nach dem Abendessen drückt sich Gusti unruhig in der Ess-Stube herum, und als alle ausser dem zeitunglesenden Hofherrn hinausgegangen waren, legt der Bub den Franken vor ihn hin. Dann will auch er weggehn.

Der Meister hält ihn zurück.

«Was ist mit dem Geld?»

«Das ist für Euch.»

«Wozu?»

«Für die Zigaretten.»

«Die haben nur einen Halbfranken gekostet.»

«Es macht nichts!»

«Doch, doch!» der Bauer gibt Gusti fünfzig Rappen zurück.

«Ich käme so gerne wieder einmal mit auf die Holzfuhre!» bettelt der Bub und blickt dem Manne scheu ins Gesicht.

«Gut, das nächste Mal, wenn ich fahre!»

Seit diesem Vorfall sind jetzt vier Jahre verstrichen. Der Bub ist inzwischen aus der Schule entlassen worden. Er steht als junger Karrer beim selben Bauern in Dienst und hat nie mehr etwas gestohlen. Sein Wesen hat sich verändert. Sein einst verschlagener Blick ist gerade und offen geworden. Gusti hat sich zu einem zuverlässigen, fröhlichen und von seinen Meistersleuten geschätzten Burschen entwickelt, und er hängt ihnen mit Liebe und Hochachtung an. Vom Bauernhofe spricht er als von «unserm» Gute, woraus zu schliessen ist, dass es ihm eine Heimat bedeutet.

Der Bauer hat inzwischen einen neuen kleinen Diebsjungen in seine Obhut genommen, und Gusti trägt nicht wenig dazu bei, den jüngern Kameraden zu erziehen.

Es ist anzunehmen, dass Gusti seinen Weg als braver Mensch und Bürger machen wird.

Dazu hat die Milieuveränderung genügt.

An dem Beispiel fallen drei Dinge auf. Man hat Gusti nicht beim erstbesten Bauern untergebracht. Der Pflegevater ist ausgelesen worden, er war dem Erziehungsberater als Mensch bekannt, dessen Art für die Erziehung des Buben geeignet schien. Eine solche Auslese ist wichtig, denn nicht ein jeder ist befähigt.

Zweitens hat sich der Erziehungsberater nicht nur während der paar Konsultationen und der Einleitung der Milieuveränderung um Gusti gekümmert. Er blieb mit dem Pflegevater in dauernder Verbindung, auch wenn er sich im Hintergrunde hielt und den Buben nicht mehr sah. Dem Pflegevater konnten erziehungsfürsorgliche Ratschläge erteilt werden.

Drittens ist ersichtlich, dass die Versetzung in eine andere Umwelt an sich nicht wirkte. Es musste noch etwas dazukommen. Im vorliegenden Falle war es der neuerliche Diebstahl und dessen Erledigung. Ihre Folge war *die gefühlsmässige Bindung Gustis an seinen Vaterstellvertreter.*

Wie haben wir uns die seelischen Vorgänge und Umstellungen in Gusti vorzustellen?

Die neue Umgebung, als deren menschlicher Vertreter besonders der Bauer dasteht, wurde dem Buben lieb. Was man liebt, dem wird man ähnlich, das ist altbekannt. Bei Verliebten wird die Wahrheit der Verähnlichung oft sehr deutlich, etwa dann, wenn sich die ehedem völlig ver-

schiedenen Schriftzüge angleichen, wenn die Partner sich Haltungen abschauen, die Art zu sprechen unbewusst nachahmen usw. Den äusserlichen Zeichen des Aehnlichwerdens entsprechen innere, seelische Vorgänge. In der Seele des Liebenden wird das Liebesobjekt gleichsam als Idealbild aufgerichtet. Unbeabsichtigt, unwillentlich, unbewusst verinnerlicht der Liebende auch die Ansichten, die Meinungen, die Lebensanschauung, die moralischen Richtlinien seines Partners und empfindet sie schliesslich als die Seinen. Und er richtet und verhält sich darnach.

In der Psychologie nennen wir nach *Sigmund Freud* die Summe aller der Idealbilder, der persönlichen Heldenfiguren und Vorbilder, seien sie nun als lebendige Menschen einst einem Kinde nahegestanden, oder habe es sie aus der Lektüre und aus dem Abhören von Märchen, Sagen, Geschichten usw. in sich aufgenommen, das «*Ueber-Ich*». Es steht als unbewusster Richter im Menschen und umfasst auch die Vorstellungen über Gott. Seine Funktion wirkt «normativ», normgebend. Das Ueber-Ich zügelt beispielsweise die Triebforderungen. Es ist dann so, als ob die einst geliebten und vorbildlichen, die Moralität fordernden und messenden Figuren Teile des eignen Selbst geworden wären und gleichsam in uns weiter lebten, um uns dem Ideale nahe zu bringen.

Spitteler hat einen Teil des Ueber-Ichs, des ihm vorschwebenden Idealbildes die «Imago» genannt,

und deren Einfluss auf den Romanhelden in psychologisch feiner Weise dichterisch gestaltet.

Kehren wir zu unserem Gusti zurück. Der Bauer, der es durch sein ruhiges und kluges Verhalten dahin bringt, dass der Bub ihn und sein neues Milieu liebt, leitet eine Umschichtung, oder Neubildung des kindlichen Ueber-Ichs ein. Zunächst gibt Gusti die Diebereien auf, um seinem Pflegevater zu gefallen — um von ihm den Liebesbeweis zu erreichen, wieder auf die Holzfuhren mitgenommen zu werden. Nach und nach werden dem Jungen die gehobeneren Umweltverhältnisse mitsamt ihren moralischen Idealen ein Lebensbedürfnis, die Ideale ein Stück seiner selbst. Am verinnerlichten Bilde des Pflegevaters bildet sich ein neues Stück Ueber-Ich, das anders ist als das am leiblichen Vater errichtete — das in verschiedenerlei Hinsicht moralischer ist, die Diebstähle nicht mehr erlaubt und ein solides und arbeitsreiches Leben fordert.

Junge Menschen, die aus Armut und schlechten Lebensverhältnissen der Verwahrlosung entgegentreiben, sind in der Regel leicht zu bessern. Es genügt eine solche Versetzung in eine moralischere Umwelt, worin sich das kindliche Gefühl liebend binden kann.

Die einzige Schwierigkeit besteht darin, die richtigen Pflegepersonen zu finden. Es eignen sich dazu ruhige und natürliche Menschen, die den Pflegling weder zu kalt, noch zu warm und

auch nicht «gnädig» behandeln. Vor allem dürfen sie ihn nicht um materieller Vorteile willen, etwa um einen billigen Knecht zu erhalten, bei sich aufnehmen. Leute mit einem geraden, natürlichen Wesen, die vielleicht äusserlich keine betonte Frömmigkeit an den Tag legen, aber eine tiefe, praktische Religiosität und Menschenliebe besitzen, dürfen sich der Aufgabe widmen, ein fremdes und dazu noch gefährdetes Kind verstehend und einfühlend in ihren Familienkreis einzuschliessen. Vielleicht sind solche Pflegeplätze selten. Aber es gibt Leute, die den umschriebenen Anforderungen entsprechen. Man muss sie suchen, bis man sie findet.

Die Erfolge, die bei Umweltänderungen häufig festgestellt werden können, verleiten gerne zur Ansicht, dass diese Massnahme von unfehlbarem erzieherischem Werte sei. Es sind mir einzelne Pädagogen und Erziehungs- und Vormundschaftsbehörden bekannt, die den Milieuwechsel als Universalmittel bei allen «schwierigen» Erziehungsfällen zur Anwendung bringen. Erst die Praxis belehrt sie dann, dass ihrem so sehr geschätzten Besserungsmittel nicht ein allgemeiner Erfolg zuzusprechen ist.

Oft wird es so gemacht: man sagt sich, man wolle es mit einer Versetzung in andere Umweltbeziehungen versuchen, und wenn ein Kind sich dort nicht bessere, dann sei ja die Zwangserziehungsanstalt immer noch vorhanden und bereit,

einen «schwierigen» Kumpan aufzunehmen. Die Besserungsanstalt müsse als letzter Notknopf nur dann beansprucht werden, wenn wirklich alle anderen bekannten Mittel probiert, erfolglos probiert worden seien.

Ausserdem, das wollen wir doch auch feststellen, wird der Milieuwechsel oft aus Bequemlichkeit vorgenommen. Da ist beispielsweise eine Schülerin, ein sog. Verdingkind, uneheliche *Tochter einer Dienstmagd* unbekannten Aufenthalts. Die Heimatgemeinde sorgt für das Mädchen, es ist bei einem kleinen Bauern untergebracht. Dreizehnjährig geworden, lässt es sich mehrmals sexuelle Spielereien mit ältern Knaben zuschulden kommen. Es stellt sich wirklich heraus, dass es jeweils die Anstifterin war, auch wenn in Betracht gezogen wird, dass sich die Bengel nicht ungern verleiten liessen. Die trübe Geschichte wird nun so «erledigt», dass man die Burschen verwarnt und bedroht und das Mädel in ein anderes Dorf versetzen lässt. Damit ist die Sache abgetan. Abgetan für das erste Dorf und seine Behörden. Sie kann vergessen werden. Mögen das zweite Dorf und dessen Behörden zusehn, wie sie mit dem Mädchen fertig werden, punktum. Hält es sich nicht gut, können sie es weiterschieben in ein drittes Dorf, oder aber in einem Heime für missratene Mädchen unterbringen. Jedenfalls kümmert sich darum im ersten Dorfe kein Mensch mehr, ebensowenig wie darum, was in dem Kinde vor-

gegangen ist. Die Hauptsache ist, dass man einen Weg gefunden hat, der nicht unmenschlich aussieht, und der bewirkt, dass man die ganze störende Sache aus dem Blickfeld schaffen kann.

Man wird mir entgegnen, eine derartige «Erledigung» verdiene die Brandmarkung der Liederlichkeit. Vielleicht dürfen wir nicht so strenge urteilen. Möglicherweise trifft es das Mädchen zufällig an seinem neuen Pflegeplatz so gut, dass es nicht länger nötig hat, auf grobe Art bei Buben und Halbwüchsigen Liebe zu suchen. Die Behörden des ersten Dorfes haben ihm diese Chance gegeben. Gestützt auf die Delikte (Fehler) hätten sie es ja auch sofort in die Besserungsanstalt bringen können. Wenn man ihnen einen Vorwurf machen wollte, so wäre es der, dass sie den neuen Pflegeort nicht dahin prüften, ob er zweckentsprechend sei, ob von ihm die nötige erzieherische Einwirkung erwartet werden könne.

Wie sehr es nötig ist, einen Verwahrlosungsfall eingehend zu untersuchen, bevor man sich zur Versetzung entschliesst, und wie das neue Milieu dem schwierigen Kinde angepasst sein muss, das möchte ich nochmals deutlich vor Augen führen.

Es handelt sich um ein Mädchen, das mir als Schulschwänzerin, angehende Vagabundin, Lügnerin und Träumerin angekündigt worden war.

Ihr Lehrer bringt mir die Dreizehnjährige im Auftrage seiner Schulbehörde. Man verlangt von mir Rat, was mit dem Mädel anzufangen sei. Wäh-

renddem sie im Nebenzimmer wartet, höre ich den Bericht meines Herrn Kollegen an.

«*Klara* lügt notorisch», erzählt er. «Und sie schwänzt oft die Schule, indem sie sich in den Wäldern der Umgebung des Dorfes herumtreibt. Oft verleitet sie auch ihren um ein Jahr jüngern Bruder zum Schulschwänzen; sie nimmt ihn auf ihre Zigeunerfahrten mit. In der Schule ist sie fast dauernd unaufmerksam: sie träumt. Sie sitzt da, hat einen starren Blick und einen süsslichen Gesichtsausdruck, und wenn sie nicht mit übergeschlagenen Beinen wippen würde» — er zeigt wie — «so könnte man glauben, sie wäre ein Holzblock. Rufe ich sie auf, so erschrickt sie und weiss sich nicht zu erinnern, woran sie eben gedacht hat.»

Es scheint meinem Kollegen nicht aufgefallen zu sein, dass das von ihm geschilderte Beinwippen und Schenkelpressen eine Abart von Onanie (geschlechtliche Selbstbefriedigung) bedeutet. Ich mache ihn auch nicht darauf aufmerksam, um ihn nicht zu beunruhigen — er hätte auch nichts damit gewonnen.

Auf meine Frage, wie Klara ihre Schulschwänzereien begründe, erhalte ich zur Antwort, da erzähle sie eben die saftigsten Lügen. Beispiele: sie habe in ein in der Nähe liegendes Landstädtchen gehen müssen, um besonders feine Lebensmittel zu holen; die Stiefmutter sei krank geworden, so dass Klara zum Arzt laufen musste; es sei ein vor-

nehmer Onkel aus der Stadt hergereist gekommen, der sie auf eine Ausfahrt mitgenommen habe; einmal sogar: der Vater habe einen Schlaganfall erlitten, und man habe sie deshalb zu Hause behalten.

Jeweilen ergab die nähere Untersuchung, dass an ihren Aussagen kein wahres Wort war, doch hatte sie beim Lügen ein so ehrliches Gesicht gemacht, dass man annehmen musste, sie glaube selber an ihre Angaben.

Die Nachforschungen ergaben immer dasselbe. Klara hatte weder einen Onkel, der ein Auto besass, noch vermochten ihre Eltern so feine Esswaren zu kaufen. Die Stiefmutter erfreute sich einer robusten Gesundheit, und der eher schmächtige als beleibte und immer gesunde Vater neigte nicht zu Schlaganfällen. Die Schülerin ging am Morgen zur rechten Zeit von zuhause weg, aber anstatt den Weg ins Dorf und ins Schulhaus zu nehmen, schwenkte sie in den Wald ab und strich herum.

Der Lehrer fügt bei, dass unter den Schulkindern das Gerücht verbreitet sei, Klara betreibe, wenn sie ihren Bruder in den Wald verschleppe, mit diesem erotische Spielereien, doch sei dies nicht erwiesen, und er habe sie auch nicht um Auskunft darüber angehalten.

Das Mädchen ist für sein Alter von verhältnismässig kleinem Körperwuchs und wenig entwikkelt, nach Angabe der Stiefmutter habe es auch

noch nie menstruiert. Ausser ihm und seinem Bruder sind zu Hause zwei jüngere Stiefschwestern. Die Mutter Klaras ist bei der Geburt des Bruders gestorben. Der Vater arbeitet in einer Ziegelei, die Stiefmutter besorgt das kleine Bauernwesen.

Klara wird nun vorgenommen. Sie ist darüber orientiert, warum sie zu mir gebracht worden ist. Mit gesenktem Blicke tritt sie ins Zimmer, linkisch, während ihr Lehrer hinübergeht, um zu warten. Ich frage die Schülerin, ob sie gerne Geschichten lese. Denn als sie warten musste, gab ich ihr ein Buch in die Hand.

Nein, sie lese nicht gerade gern.

Ob ihr denn Geschichten nicht gefielen?

Doch, wenn man sie ihr erzähle. Die Lehrerin habe oft Geschichten erzählt, Märchen.

Welche Märchen ihr denn am besten gefallen hätten?

Schneewittchen, Frau Holle, Gänseliesel.

Warum Schneewittchen?

Weil da die böse Frau Königin bestraft werde. Frau Holle darum, weil darin die gute Tochter belohnt und die schlechte verhöhnt werde. Und Gänseliesel deshalb, weil sie von einem Königssohn erlöst werde, der mit ihr dann Hochzeit feiere.

Ich will begründen, weshalb ich auf diese Weise vorging. Da das Mädchen mit Zeichen der Verlegenheit vor mich trat, wollte ich nicht direkt

aufs Ziel los. Denn ich hätte riskieren müssen, dass Klara stumm bleibe und mir keine Auskunft gebe. Und da ich aus dem Bericht ihres Lehrers wusste, dass es sich um eine Tagträumerin handelte, so war naheliegend, nach Phantasien zu forschen. Den Zugang zu ihnen wollte ich finden, indem ich mich nach ihren Lieblingsgeschichten erkundigte. In allererster Linie galt es, die Schülerin in ein Gespräch zu verwickeln, Kontakt und Rapport mit ihr zu finden.

Nachdem mir dies gelungen ist, suche ich das Gespräch, ohne dass sie es merkt, abzubiegen, und sie zu veranlassen, mir von zu Hause zu berichten.

Ob sie die Lehrerin, die ihr Märchen erzählte, gern hatte?

Gewiss, aber auch ihren Lehrer habe sie lieb, fügt sie rasch bei, indem sie mich blitzschnell anblickt.

Ich errate, sie hat Angst, ich könnte dem Lehrer sagen, dass sie ihn weniger liebt als die Lehrerin. Sie hat ja Grund genug, ihm gram zu sein, weil er ihre Lügen erkannte und erwirkte, dass man Klara zu mir brachte, dem fremden Menschen, dem sie sicher auch nicht ganz traut.

Ob ihr die Mutter nicht auch Geschichten erzählte (ich meine die Stiefmutter)?

Die Mutter sei schon lange gestorben, sie habe jetzt eine Stiefmutter.

Klara unterscheidet also genau, sie kann in ihrem Herzen die Stiefmutter nicht den Platz der Mutter einnehmen lassen.

Wie sie mit der Stiefmutter auskomme?

Gut.

Ob sie mit ihr nicht auch manchmal Streit habe?

Wieder der misstrauische Blick. Dann gesteht sie zögernd, hie und da gebe es Streit, aber sie habe sie trotzdem sehr lieb. Der Streit entstünde dadurch, dass die Stiefschwestern sie verklagten, wenn sie etwas Schlimmes angestellt hatten. Die Mutter nehme dann immer für die Kleineren Partei, und Klara und ihr Bruder bekämen Strafe. Manchmal verklage die Mutter die beiden ältesten Kinder beim Vater, wenn er von der Arbeit heimkomme, damit dieser sie züchtige. Nachdem Klara nochmals versichert hat, dass sie ihre Stiefmutter sehr lieb habe, verstummt sie. Die wiederholte Betonung ihrer Liebe zu der Stiefmutter können wir ruhig als ein Anzeichen dafür auffassen, dass es mit der Zuneigung nicht so sehr weit her ist, auch wenn Klara möglicherweise selber an ihre Behauptungen glaubt.

Ich bringe dann das Gespräch auf ihre Geschwister. Den Bruder hat sie am liebsten. Sie erzählt nun etwas freier über ihre Abneigung gegenüber den Stiefschwestern. Ich ermuntere sie dazu noch, indem ich ihr jetzt versichere, ich würde von unserer Zwiesprache niemanden etwas verraten und sie bitte, Zutrauen zu mir zu haben.

Diese Versicherung und Bitte hätten nicht schon am Beginne unserer Unterhaltung gegeben werden können. Damals würde mir von Klara einfach nicht geglaubt worden sein. Im Verlaufe des Gespräches, das merke ich an Ton und Gebärde, ist jenes Etwas entstanden, das die Psychoanalyse als «*Uebertragung*» bezeichnet, ein entgegenkommender Gefühlszustand zwischen dem Kinde und mir, und jetzt ist Klara imstande, meine Versicherung und Bitte zu akzeptieren (sich innerlich zu eigen zu machen, anzunehmen).

Nun darf ich es wagen, auf ein peinliches Thema überzugehen, und sie geradeheraus zu fragen, ob ihr bekannt sei, was ihre Schulkameraden über sie und ihren Bruder herumredeten.

Sie schlägt den Blick nieder und haucht: «Ja!»

Ob denn etwas daran wahr sei?

Sie schweigt. Ich reisse von meinem Notizblock das Blatt weg, worauf ich mir ihre Angaben nachstenographierte und sage: «Schau, ich verstehe, darüber kann man nicht gut sprechen. Aber schreiben kann man viel leichter als reden. Also, schreib mir die Sache ruhig auf!»

Ich lasse sie sitzen, gehe ans Fenster vorn im Zimmer, zünde mir eine Zigarette an, setze mich mit betonter Ruhe und Harmlosigkeit auf den Sims und schaue ins Freie. Die Scheiben spiegeln Klara. Ich sehe, wie sie misstrauisch nach mir blickt, auf die Unterlippe beisst, den Bleistift zwei, dreimal im Munde netzt, ansetzt zum Schrei-

ben, zögert, wieder nach mir blickt, sich reckt und endlich zu schreiben beginnt. Als ich sehe, dass sie damit zu Ende ist, warte ich noch eine Minute, räuspere mich, drehe mich langsam um und frage, ob sie fertig sei. Stumm reicht sie mir den Block, schlägt die Augen nieder, wie sie sieht, dass ich lese.

Sie bestätigt die Spielereien, und dass sie meist die Anstifterin gewesen sei . . .

Ich danke ihr für ihren Freimut und komme dann nochmals auf die Märchen zu sprechen. Ob sie schon einmal versucht habe, selber ein solches zu erfinden, vielleicht, um es dem Bruder zu erzählen?

Das habe sie noch nie getan.

Ich ermutige sie, dies zu versuchen und bringe sie so weit, dass sie eines aus dem Stegreif dichtet. Sein Inhalt:

Im Wald wohnt eine böse Zigeunerin. Die hat zwei Töchter, eine gute und eine schlimme. Die gute wird von der Alten schlecht behandelt. Sie muss beständig stricken und den Dreck machen. Die schlimme aber hat es gut. Einmal, wie das gute Mädchen Beeren sammelt, reitet ein König durch den Wald. Sein Pferd schlägt sie, der König steigt ab, lässt einen Arzt holen. Als man ihr die Schulter entblösst, findet sich ein Muttermal. Der König erkennt daran seine Tochter, die von einer Zigeunerin geraubt worden ist. Diese wird ins Ge-

fängnis gebracht, die wiedergefundene Prinzessin bekommt einen Königssohn zum Manne, es wird Hochzeit gefeiert.

«Und die schlimme Tochter?»

«Die kommt in die Anstalt.»

«In welche Anstalt?»

«Nach Brüttelen!»

Wieso sie etwas von der Mädchenerziehungsanstalt Brüttelen wisse?

Die Stiefmutter habe ihr gedroht, sie komme dorthin.

Das improvisierte Märchen, so sehr es auch aus Elementen anderer Märchen und Geschichten zusammengeflickt ist, kann als Tagtraum angesprochen werden. Es illustriert die Wunschwelt Klaras. Es handelt sich bei ihr um den «Gänselieseltyp»: sie phantasiert sich aus den ärmlichen und für sie unbequemen häuslichen Verhältnissen heraus in eine bessere Welt, wo sie eine Prinzessinnenrolle spielt. Sie sagt sich in ihren Träumereien, ihre Eltern seien nur ihre Pflegeeltern, die eigentlichen Eltern seien reich, prächtig, gütig, gerecht. Und sie erwartet die Erlösung. Wir wissen nicht sicher, wer in ihrem Märchen der Bräutigam-Königssohn ist, ob es nicht der Bruder ist.

Ich zeige Klara nun, dass sie in der soeben erfundenen Geschichte das häusliche Milieu und ihre Erwartungen schildert. Dass sie, wenn sie in der Schule träumt, wohl oft auch an diesem, ihrem Märchen herumsinnt, und dass sie im Walde her-

umstreicht, um den König, den Erlöser zu erwarten, der auch mit dem reichen Onkel gemeint ist.

Sie beginnt dazu leise und ergeben zu weinen, was wir wohl als etwas wie eine Akzeptierung der Deutung verstehen können.

Wir dürfen auch die Lügen Klaras als Wunschphantasien auffassen: die Stiefmutter wird mit Krankheit bestraft, der ungetreue Vater, der Klara auf die Klagen der Stiefmutter abstraft, und der nach dem Tode der Mutter seines ersten Töchterchens eine andere, fremde Frau ins Haus nahm, erleidet einen Schlaganfall. Wir könnten auch sagen, die Lügen entsprechen der Rachsucht des Mädchens, sie sucht sich für die erlittenen Enttäuschungen am Vater, bei der ungerechten Stiefmutter, bei den Stiefschwestern, durch Phantasien und durch triebhafte Lustansprüche an den Bruder zu entschädigen; bei den Träumereien in der Schule geniesst sie doppelte Lust: die der phantasierten Wunscherfüllung und der Organlust durch die Onanie.

Soviel zeige ich Klara zwar nicht auf. Es ginge nicht an, in einer zweistündigen Besprechung so tief in der Deutung dessen, was ihr nicht bewusst ist, des «*Unbewussten*» vorzustossen. Es kann nur soviel gedeutet werden, was das Kind zu fassen imstande ist. Um ihm seine Todeswünsche auf die Eltern bewusst zu machen, und sie zur Erledigung zu bringen, brauchte es einer bedeutend län-

geren Arbeitszeit mit Klara, als sie mir zur Verfügung steht.

Weder die Schulbehörden, noch die Eltern haben im Sinne, Klara für längere Zeit zu mir zu schicken, dies geht schon aus äussern Umständen nicht an, weil niemand für die Bahnreisen aufkommen könnte. Man will von mir nichts weiteres als einen Ratschlag, was mit dem Töchterchen begonnen werden soll.

Klara wird also wieder ins Nebenzimmer verbracht, und ich spreche mit meinem Kollegen das Gutachten durch, wie ich es an die Schulbehörden richten werde. Darin rate ich eine sofortige Unterbringung Klaras an einen Platz, wo sie nicht nur als wohlfeiles Dienstmägdlein behandelt wird und sich eher als in eine «sozial höhere» Umwelt versetzt betrachten kann. Der Milieuwechsel erfüllt einigermassen Klaras Wunsch nach andern Eltern und ist imstande, die Stärke dieser Phantasie herabzumindern, weil sie teilweise Realität (Wirklichkeit) wird. Zugleich werden so die auf den Bruder gehenden inzestuösen (blutschänderischen) Wünsche gebrochen. Sie wird gezwungen sein, andere Liebesobjekte zu suchen, die ihr stärkere moralische Schranken auferlegen als der Bruder, mit dem sie bis zu ihrem elften Lebensjahre im gleichen Bette schlief.

Heute ist das Mädchen beim Bruder ihrer Mutter, einem Bahnbeamten in der Stadt untergebracht, und gibt seit ihrer Versetzung, die vor

bald zwei Jahren stattfand, zu keinen Klagen mehr Anlass.

Wir wollen das Motiv ihrer Fehlentwicklung und deren Aeusserungen nochmals überblicken.

Klara kämpft gegen den Verlust ihrer beiden Eltern. Ihr ist die Mutter gestorben, der Vater wurde ihr von einer fremden und als böse empfundenen Frau weggenommen. Sie lügt diese Tatsachen weg, indem sie ihre Eltern verleugnet und sich als verkannte Prinzessin vorkommt, die gleichsam nur ihre Prüfungszeit bei hartherzigen und schlimmen Pflegeeltern durchmachen muss, bevor sie erlöst und erhoben wird. Die körperlichen Lustansprüche erfüllt sie sich an dem den Eltern nächstfolgenden Ablösungsobjekte: an einem Bruder. Sie lebt in einem Märchentraume, wird darin zu Hause von der Realität gestört und erlebt in der Schule, dass man sie auch dort aus ihren Phantasien aufscheucht und mit allen Mitteln davon abzubringen sucht.

Die genaue Einsicht in die Triebfedern einer kindlichen Fehlentwicklung gestatten dem Erziehungsberater oder -fürsorger, Eltern, Lehrern und Behörden gut angepassten Rat zu erteilen, der mehr ist als ein blinder Versuch und darum eher Aussicht auf Erfolg hat.

Am Falle Klara wollte ich u. a. auch zeigen, wie der Milieuwechsel begründet werden konnte, und wie es sogar gelungen ist, Angaben zu machen, wie die neue Umwelt aussehen musste —

welche Bedingungen sie zu erfüllen hatte, um erzieherisch wirksam zu sein. Es lag dann an der Versorgungsbehörde, ein dem Rat entsprechendes Plätzchen ausfindig zu machen, und weil sie diese Mühe nicht scheute, wurde der Rat mit einem Erfolge gekrönt.

III. KAPITEL.

Diskussion des Mittels «Milieuwechsel». Vom Aufbau der seelischen Persönlichkeit. Zivilisierung und Kultivierung.

Wirkungen des Umweltwechsels, der Dressurmittel und deren Suggestionen. Die Folgen der sogenannten «Willensbrechung». — Beispiel: das seelische Elend eines bisher dressierten Kindes JAKOBLI in einem erzieherischen Milieu. — Der Wiederholungszwang im dressierten Kinde. — Beispiel MARIE BRUNNER, einer Trotzigen und Diebin, die jedes Milieu nach ihren Wünschen umbiegt.

Die prächtigen Erfolge bei einem «umweltkranken» Kinde sind durch einen einfachen Milieuwechsel zustande gekommen. Hätte man *Gusti Lehmann* oder die kleine *Klara* in ihren alten Verhältnissen belassen, so wären sie nach und nach immer tiefer gesunken, eine andere Möglichkeit wäre ihnen kaum offen gestanden.

Kinder, die darum verwahrlosen, weil sie in dürftigen Verhältnissen aufwachsen müssen, und weil sie in ihrer Jugendzeit niemand recht betreut, sind fast immer durch einen Milieuwechsel zu retten. Auch wenn ihre Verwahrlosungssymptome schlimm aussehn, gehören sie kaum sofort in eine Zwangs-

erziehungsanstalt. Sie sind nicht darum dissozial geworden, weil sie nicht gemeinschafts*fähig* sind. Im Gegenteil sind sie meist anhänglich und dankbar für Liebe, und wenn sich ihre Liebe an ein würdiges und moralisch einwandfreies «Objekt» binden kann, so ist die Möglichkeit ihrer Rettung sicher. Der Vorgang ist besonders am Beispiel Gusti herausgearbeitet worden: die Aufpfropfung eines neuen Lebensideales auf dem Wege der Freundschaft zu einem autoritären Menschen, der eine bessere Moral fordert und vorlebt, als es die alten Vorbilder taten. Gusti liebte schliesslich das neue Ideal so, wie dessen Vertreter. Weil er den Vertreter lieben konnte, machte sich der Bub dessen Sittenforderungen zu eigen. Das Kind kann das noch viel besser tun als der Erwachsene. Es liebt ganz, und es hasst ganz. Es setzt sich mit seinem ganzen Herzen für oder gegen etwas ein, das es liebt oder hasst. Die Moralität eines geliebten Menschen wird vom Kinde nicht als ein Teil des Liebesobjektes erkannt und abgetrennt: sie gehört zum Ganzen, so wie der Kopf und die Glieder. Deshalb liebt Gusti nicht etwa nur das Entgegenkommen und die Güte seines neuen «Vaters», er liebt auch die Triebverzichte, die der Meister von ihm fordert.

Ich hätte genau den gleichen seelischen Vorgang ebenfalls am Fall Klara nachweisen können. Aehnliche Verläufe sind überall dort feststellbar, wo eine Milieuversetzung günstig gewirkt hat.

Aber am Beispiel der Klara habe ich etwas anderes deutlich machen wollen, was sie im neuen Milieu nötig hatte: dieses musste imstande sein, die abnorm wirkenden kindlichen Phantasien des Mädchens zum Verschwinden zu bringen. Sie wurden teilweise erfüllt, so verloren sie ihre übermässige Stärke.

Auf den Rest, auf das Unerfüllbare konnte alsdann leichter verzichtet werden.

Vielleicht wird mir jemand, der für die strenge Erziehung eingenommen ist, entgegenhalten: «Die beiden schönen Beispiele von Gusti und Klara beweisen nichts. Und selbst dann, wenn uns noch ein Dutzend ähnlicher Beispiele aufgezählt würden, so könnten sie uns nicht davon überzeugen, dass der vorgezeigte Weg der einfachste und richtigste ist. — Hätte man die Kinder tüchtig gestraft, wirklich tüchtig und unerbittlich, dann hätten sie auch gemerkt, dass es nicht so weiter gehe. Um einer neuerlichen, empfindlichen Strafe zu entgehen, wären sie dazu gelangt, ihre Fehler augenblicklich abzutun. Milieuwechsel — gut, Sie haben uns gezeigt, dass er heilsam wirken kann. Aber er ist ein Umweg. Wir stimmen immer für den kürzesten Weg!»

Zugegeben, vielleicht haben meine Gegner recht. Es könnte möglich sein, dass sowohl Gusti als Klara sich weiterer Fehler gehütet hätten, wenn sie beispielsweise erbarmungslos durchgeprügelt worden wären, oder wenn man sie in eine dunkle

Zelle bei Wasser und Brot ein paar Tage lang eingesperrt hätte. Schmerz, Entbehrung und Schande hätten sie vielleicht gebändigt, wer weiss!

Wir stossen hier wiederum auf den Gegensatz von Erziehung und Dressur, und wir wollen einen Augenblick bei ihm verweilen.

Für den Ausdruck «Dressur» haben wir in der deutschen Sprache die gleichbedeutenden Ersatzwörter «Abrichtung», «Einübung», «Drill».

Ich habe einmal zuschauen können, wie ein störrisches Pferd dressiert wurde. Es besass den gefährlichen Fehler, dass es unvermutet ausschlug. Man lief Gefahr um's Leben, wenn man sich ihm von hinten oder von der Seite her näherte. Ein Pferdeknecht war arg an die Brust getreten worden. Das Tier zeigte sich so heimtückisch, dass nur noch die Wahl übrig blieb, es abzutun, oder es durch irgendwelche Gewaltmittel von seinem Fehler abzubringen.

Man brachte das Pferd auf einen freien Platz. Dann verband man ihm die Hinterfüsse mit Stricken so lose mit den vordern, dass es gerade noch schreiten konnte. Hierauf reizte man es zum Ausschlagen, indem man es erschreckte, ihm zurief, sich ihm von hinten und mit Lärm näherte, hinter ihm mit einer Peitsche knallte usw. Sobald es ausschlug, wurde es durch die Stricke von der eigenen Schwere vorn auf die Knie gerissen. Es stürzte und fügte sich offenbar Schmerzen bei, denn nach einem jeden Sturze wieherte es erschrocken und

kläglich, es verdrehte seine grossen Augen, wälzte sich hastig, bemühte sich, rasch wieder auf die Beine zu kommen, zitterte am ganzen Leibe, und schliesslich stand es gar nicht mehr von selbst auf, man musste es dazu zwingen. Zuletzt schlug es nicht mehr aus. Man sah ihm den Impuls wohl noch an: seine hintern Schenkel spannten sich ruckartig, wenn man es weiter erschreckte, aber es nahm sich zusammen. Nun wurde das Tier, ohne dass man es von seiner Dressurvorrichtung befreite, in alle die Situationen versetzt, die für das Leben eines Pferdes in Betracht kommen: man stellte es in den Stall, näherte sich ihm von hinten und erschreckte es; man band zu seinen beiden Seiten jene zwei Pferde an, die es aus einer ganzen Schar am wenigsten ertrug, und gegen die es sonst immer ausgeschlagen hatte, man sattelte es grob, man spannte es vor allerlei Wagen und lärmende Maschinen. Ueberall musste es die bittere Erfahrung machen, dass Umstürzen und Schmerzzufügung die Folge waren, wenn es ausschlug.

Endlich ergab es sich. In jeglichen Situationen eines Pferdeschicksals zeigte es sich «fromm», wie der Fachausdruck lautet.

«Es wird kaum noch einmal ausschlagen!» versicherten mir die Rossknechte. «Denn, das müssen Sie wissen, ein Pferd ist klug, und es hat ein sehr gutes Gedächtnis. Die Lektion, die es heute erfahren hat, wird es nimmer vergessen. Es hat

jetzt den Eindruck, dass aufs Ausschlagen regelmässig ein harter Sturz folge. Um ihn zu vermeiden, wird es das Ausschlagen eben lassen! — Ein Pferd ist klug — aber doch nicht so klug, dass es merkt, es falle nicht, wenn die Stricke weg sind!»

«Und wenn es einmal doch wieder in den alten Fehler verfiele?» fragte ich.

«Dann wird man die Prozedur von neuem vornehmen müssen, vielleicht mehrere Tage lang. So lange, bis sie ihm Eindruck macht. Es gilt nur konsequent zu bleiben, und dann hat man Erfolg. Selbst sehr widerspenstige Tiere gelangen zur Vernunft, wenn der Mensch nicht nachgibt!»

Mir scheint, ähnlich gehe es bei einem Kinde, das man dressiert. Durch Anwenden des Drills, der strengen Gewöhnung, der Abrichtung mit den Mitteln der körperlichen und seelischen Schmerzzufügung bei Nichtparieren gelingt es, seinen Eigenwillen zu brechen und es dem Willen seiner Umwelt untertan zu machen. Auch ein Kind ist klug, es merkt den Mechanismus bald: es fügt sich, um einer noch grösseren Unlust als dem Gehorchenmüssen zu entgehen. Darum schlägt es nicht mehr gegen die Wünsche seiner übermächtigen Dresseure aus. Vielleicht überhaupt in seinem ganzen Leben nie mehr. Denn die Unlustzufügung dann, wenn es sich dem Willen der Erwachsenen widersetzte, lässt möglicherweise in ihm eine Erwartungsvorstellung entstehn: «Wenn

ich schlimm bin», sagt es sich, «wenn ich mich «versündige», dann folgt unmittelbar darauf eine schmerzhafte Strafe. Sie tritt automatisch ein!» Und sind einmal die menschlichen Unlustzufüger nicht mehr wirksam oder vorhanden, dann hat sich im Kinde das Gefühl festgesetzt, dass die Strafe von einer überpersönlichen Macht, von seinem Schicksal verhängt werde, wenn es gegen die «ewigen Gesetzestafeln» sich vergehe.

Unter Umständen macht es Erfahrungen, die seinen Glauben beweisen. Dann nämlich, wenn sein Glaube so mächtig ist, dass er als *Suggestion* (unbewusste Willens-Beeinflussung) wirkt.

Von welcher unumschränkten Macht der Glaube überhaupt und im besonderen der Glaube an die Straferwartung ist, darüber haben uns zuverlässige Missionare und Länderforscher berichtet. Ich erinnere beispielsweise an die Bewohner der *australischen Inselwelt.* Es gibt dort Gegenden, wo der Glaube herrscht, es sei lebensgefährlich, etwas zu berühren, was dem König gehört. Nur geweihte und auserlesene Leute dürfen es tun. Dem gewöhnlichen Stammesangehörigen ist es in gewissen Gegenden sogar verboten, den Herrscher auch nur mit Blicken zu berühren, ihn anzusehn. Kommt er daher, so werden die Leute zuvor gewarnt, und sie verbergen sich, um sich nicht gegen eine heidnische Glaubensvorschrift, gegen ein sog. «*Tabu*» zu versündigen. Und nun sind Fälle beobachtet worden, dass eine Eingeborene unwis-

sentlicherweise solchermassen tabuiertes Eigentum berührte, etwa so, indem sie das dem König gehörende Gartenland betrat. Wurde ihr nachträglich mitgeteilt, welches Verbrechens sie sich schuldig gemacht hatte, so verschied sie entweder wie vom Schlag getroffen auf der Stelle, oder sie siechte in ein paar Tagen dahin und starb wie eine Vergiftete.

Genau die gleiche Allmacht des Glaubens ist in anderen Formen auch dem heutigen Westeuropäer eigen. Er hat zwar seit der Zeit der alten römischen Kaiser aus der Heidenzeit verlernt, Könige als Götter zu fürchten. Er betrachtet sie als Menschen, wie er selber einer ist und traut ihnen keinerlei übersinnliche Kräfte mehr zu. Dagegen wird noch heute die Bäuerin in den Alpen wirklich krank, wenn sie glaubt, der «böse Blick» einer verrufenen Widersacherin hätte sie getroffen. Und wer glaubt, dass ihn sein Schicksal wegen einer ungesühnten Sünde verfolgen werde, den wird Unglück so sicher treffen, wie die fehlbare Australinsulanerin der Tod.

Ein Kind, dem die Erwartungsvorstellung, dass nach einer Gebotsverletzung automatisch die Strafe sich einstellt, zum Gefühl, zum inneren Gesetz, zum tiefsten Glauben geworden ist, wird unter Umständen sein Lebtag lang andressierte Zivilisierung aufrechterhalten können. Dann, wenn es feige genug ist. Und dann, wenn die gesellschaftsfeindlichen Triebe nicht so intensiv sind, dass sie

gegen die Schranken der Angst vor der Strafe durchbrechen im Sinne: «Lieber den Tod, als in der Knechtschaft leben!»

Aber nicht alle Menschen sind so feig, und es kann geschehn, dass einmal die Triebe stärker sind als alles andere.

Wir dürfen uns auch nicht vorstellen, dass alle dressierten Kinder zu Menschen werden, die die Straferwartung nach Gebotsverletzungen als inneres Gesetz aufrichten. Hier sind die allgemeine «Vitalität», die ursprüngliche Lebenskraft und die Intelligenz eines Kindes ausschlaggebend.

Ein Pferd glaubt, es trage die Fessel ewig an den Füssen, nachdem es sie einst getragen hat. Ein intelligenter Mensch aber kann unterscheiden. Er merkt, wenn ihm die Fessel abgenommen ist — und jetzt besteht kein Hindernis mehr für ihn, dass er ausschlägt.

Anders gesagt: wenn die äussere Nötigung zum Gehorsam nicht mehr wirksam ist, dann wird ein solches Kind ungehorsam. Es gehorcht so lange, als über ihm drohend die Strafe schwebt, wenn es gegen das Gebot fehlt.

Mit der Erziehung wollen wir erreichen, dass ein Kind nicht mehr nötig hat, böse und schlimm, gemeinschafts- und gesellschaftsfeindlich zu sein. Die Dressur erreicht das Ziel in günstigen Fällen. Ich habe gezeigt, unter welchen Bedingungen solche Zivilisierung zustande kommt.

Mit der Erziehung wollen wir etwas anderes erreichen. Wir haben uns die *Kultur* als Ziel gesetzt. Unter Kultur verstehen wir ein seelisches Gleichgewicht, dessen äusserer Aspekt (Spiegelung, Anzeichen) die Zivilisiertheit ist. Eine Harmonie der gesamten Kräfte, die aus innerer Freiheit — und nicht aus der Angst und aus dem Zwang — den Menschen «gut» und «gesittet» macht. Der Nurdressierte ist gebunden. Er ist es zuerst an seine Dresseure, deren strenge Fuchtel er fürchtet, und dann ist er es an sein «Schicksal», dessen Zuschlagen er erwartet, wenn er sich unzivilisiert verhält. Der Erzogene ist nicht gebunden. Er hat auf rohe und asoziale Triebbefriedigungen verzichtet, sie sind ihm kein Bedürfnis mehr. Er bedauert sie, wenn er sie am Mitmenschen feststellt und kann sich nur mit Abscheu denken, dass er selbt ihnen unterlegen wäre.

Es ist nicht leicht, in Worte zu fassen, was ich meine, weil es so schwer ist, Seelisches darzustellen. Seelisches ist ungreifbar, abstrakt, und nur seine Aeusserungen sind sichtbar, die Motive nie oder kaum. Darum sei an krasse Erscheinungen erinnert, um zu zeigen, wie ich es meine, wenn der Unterschied von roher und sublimerer Triebbefriedigung, von Dressur und von Erziehung und von Zivilisation und Kultur gegenständlicher umschrieben werden soll.

Ein ganz kleines Kind findet Freude daran, mit seinem Kote zu spielen. So befriedigt es seinen

Trieb in roher Weise. Die Mutter bedauert die Tatsache, sie sucht ihr Kleines von der Unart so oder so abzubringen. Sie selbst ist in ihrer Entwicklung so weit, dass ihr der Gedanke undenkbar ist, dass sie selbst wie ihr Kind mit dem Kote spielen könnte, und schon die Vermutung, dass sie das gleiche einst als kleines Mädchen auch getan habe, ist ihr abscheulich. Immerhin weiss sie vielleicht, dass es Erwachsene gibt, die in den ekelhaften Kindheitszustand zurückfallen: gewisse Kategorien von Geisteskranken tun es.

Die Mutter hat nun verschiedene Mittel, um ihrem Kleinkinde das Kotspielen abzugewöhnen.

Sie kann es schlagen, immer wieder und konsequent solange schlagen, bis das Kind sein Spiel aufgibt. Sie kann unterdrücken, *dressieren.*

Sie vertreibt dabei ein Uebel mit einem anderen. *Indem sie das Kind schlägt, lehrt sie es schlagen.* Sie überdenkt das nicht. Und sie weiss nicht, an welchem Objekte einst das Kind austoben wird, was es bei der Reinlichkeitsdressur gelernt hat.

Oder aber, die Mutter *erzieht* das Kind. Sie zeigt ihm, dass sie traurig wird, wenn das Kind mit Kot spielt, und dass sie Freude hat, wenn es seine körperlichen Bedürfnisse so verrichtet, wie sie es wünscht. Es braucht dazu, zur Erziehung, nicht einmal Süssigkeiten. Wenn das Kind liebefähig ist, so wird es der Mutter Freude machen wollen, ohne dass sie es mit Zuckerplätzchen belohnen muss und Gefahr läuft, es zu verziehen. Die Mutter wird

noch mehr tun: sie wird dem Kinde Ersatzspiele zeigen, die weniger rohe Triebbefriedigungen ermöglichen, und die es bald stärker interessieren als das primitive Kotspiel. Sie lenkt es mit einer Puppe, einer glänzenden Kugel, einer kleinen Schelle ab. Oder lässt es am Wasserhahn, mit Gartenerde, mit Lehm, Sand, später mit Plastilin, Tubenfarben, mit Farbkreiden und Bleistiften «schmieren». Sie verschafft ihm farbige Hölzchen und Marmel und lenkt das Kind aufs Bauen und Ordnen, sie entwickelt seinen Farbensinnn, den Sinn für Anordnung und Ornamentik. Das Kind vergisst seine ursprünglichen Triebwünsche, sie werden ihm fremd. Es bedeutet ihm viel grössere Lust, mit dem neuen Spielzeug etwas anzufangen — und ohne allen Zwang, ohne jegliche Gewaltanwendung geht es von einem Spiel zum anderen über, unmerklich werden wertvolle Fähigkeiten gefördert, und nach und nach münden die Spiele in die Arbeit ein.

Das Kind ist in Bezug auf den Schmiertrieb «erzogen». Es hat die ursprüngliche Befriedigung gar nicht mehr nötig, es denkt nicht daran. Die Erziehung hat nichts unterdrückt, sondern hat vielerlei entwickelt.

Wenn das Kind jetzt nicht mehr schmiert, sondern ordnet und farbenfreudige Ornamente zeichnet oder malt, tut es dies aus freiem Willen, aus höherem Bedürfnis, und wenn man von ihm verlangen wollte, die ursprüngliche Triebbefriedigung

wiederaufzunehmen, so würde es das kaum verstehn: es würde sich weigern. Denn die feineren, (die «sublimeren») Befriedigungen sind zu Kulturansprüchen geworden. Ihre Aeusserung besteht darin, dass es sich als «zivilisierter» Mensch benimmt.

Auch das zur Reinlichkeit dressierte Kind wird seine Zivilisiertheit beibehalten. Vom einstigen Schmiertrieb wird vielleicht nichts mehr, oder nur einige Anzeichen erhalten geblieben sein. Wir kennen Menschen, die eine sozusagen perverse Freude an Kotgeruch haben. Andere müssen sich zwangsmässig nach jedem Aufenthalt auf dem Abort über die Menge ihrer Produktion mit einem Blicke vergewissern. Schlimmer noch steht es bei gewissen Neurotikern, die unbewusst als Folge einer unrichtigen Reinlichkeitsgewöhnung in ihrer frühen Kindheit sog. «nervöse Magen- und Darmbeschwerden» davongetragen haben, deren historische Zusammenhänge sie nicht erkennen können. Alle diese Symptome sind Ueberreste, gleichsam Ruinen aus einer frühkindlichen Zeit, in welcher die Körperabsonderungen mit bedeutender Lust verbunden waren und eine weit wichtigere Rolle spielten, als dies beim normalen Erwachsenen der Fall ist.

Vielleicht ist es mir jetzt gelungen, davon zu überzeugen, dass grobe und sublimierte (verfeinerte) Triebbefriedigung, Dressur und Erziehung, Zivilisation und Kultur, unterschiedliche Begriffe

und Zustände oder Abläufe sind. Aber jetzt, das Beispiel vom kleinen Kinde und seiner Reinlichkeitsgewöhnung im Auge behaltend, entgegnet man mir: «Die Erziehung brauchte viel mehr Geduld und Anstrengung von Seiten der Mutter als die Dressur, und deren Endeffekt war der gleiche. Beide Kinder brachten es so weit, dass sie nicht mehr ihr primitives Spiel trieben. Ist es denn so wichtig, dass der mühseligere Weg beschritten wird? Wird er nicht nur aus falscher Sentimentalität gewählt? Der Autor hat doch selber zugeben müssen, dass das zur Reinlichkeit dressierte Kind keine Rückfälle zeigt, selbst dann, wenn es ihm nicht gelingt, alle sog. Resterscheinungen zu überwinden.»

Hier ist zu entgegnen, dass die dressurmässige Unterdrückung grober Triebstrebungen in der frühen Kindheit leicht gelingt. Daran sind verschiedene Faktoren schuld, denen ich nicht allen nachgehen kann. Ich will nur auf zwei von ihnen aufmerksam machen.

Erstens: Dem Kleinkinde kommt der Erwachsene wirklich mit übermenschlicher Macht ausgerüstet vor. Der Grössen-, Alters- und Intelligenzunterschied ist riesig. Die Volksdichtung hat daraus ihre Motive von Zwergen und Riesen geschöpft. Unter der Botmässigkeit der erwachsenen Riesen unterliegt das Kind, der Zwerg, leicht, denn es traut ihnen zu, dass sie es vernichten. Kinder-Angstträume lauten oft dahin, dass die Kleinen

von ungeheuer Grossen aufgefressen werden sollen. Die Angst als schrecklichste, lebensfeindlichste Macht kann unschwer erreichen, dass der Aengstliche sich dauernd und willig dem Mächtigen unterwirft, damit er nicht die feindschaftlichen Regungen des Herrschenden herausfordert, sondern vielmehr auf dessen Schutz zählen darf. So kann der Schwache verhältnismässig angstfrei leben.

Zweitens: Die menschliche Seele ist so wandlungsfähig, dass sie hunderterlei Arten von Auswegen findet, um auf Umwegen einem drängenden Triebe Abfluss, Befriedigung verschaffen zu können. Ein Kind beispielsweise, dessen grobe anale (die Körper-Ausscheidungen betreffende) Spiele unterdrückt worden sind, verfällt auf eine andere Unart: es ist nicht mehr gewillt, seinen Stuhl herzugeben und fängt an, an Stuhlverstopfung zu leiden. Oder es wird zum Fressüchtigen, um das so sehr Geschätzte, das ihm weggenommen wird, zu ersetzen. Aber niemand errät die Verknüpfung der neuen Erscheinung mit der ursprünglichen.

Ist ein Kind älter und sind damit seine seelischen Kräfte stärker und modulierbarer (biegsamer, anpassungsfähiger) geworden, dann zeigen sich bei Dressurerrungenschaften eher Rückfälle. Das Unterdrückte liegt dann, allerdings unsichtbar, in der kindlichen Seele eingeschlossen, und wartet darauf, sich wieder äussern zu können.

Solche Möglichkeit besteht dann, wenn sich die unterdrückenden Umstände verändern.

Jedermann kennt aus seiner eigenen Erfahrung etwa junge Burschen, die einst sehr folgsame, wohldressierte Kinder waren, und die sich jetzt in gröbster Weise gegen die Eltern auflehnen.

Die Eltern beklagen sich: «Wir wissen nicht, woher das kommt! Bei der Erziehung des Buben haben wir uns alle erdenkliche Mühe gegeben, nichts haben wir ihm durchgehen lassen, und er war so artig und gehorsam!»

Er war so lange gehorsam, als er vermutete, dass die Eltern stärker seien als er. Einmal im Bewusstsein seiner Kraft, mag er nicht mehr folgsam und artig sein. Seine Unfolgsamkeit wird sogar durch Racheimpulse verstärkt. Er will jetzt schon zeigen, wer ihm befiehlt: niemand darf es wagen, und wenn man es versucht, dann tut er das Gegenteil und freut sich, sich durchzusetzen; denn ein jedesmal erlebt er Selbstgefühl, Machtrausch. Jahrelang hatte er sich vorgestellt, die Eltern seien mächtiger, stärker als er, bis er dann einsah, dass ihm ebensolche Fähigkeiten eignen, wie seinen ehemaligen Beherrschern. Und jetzt dreht er einfach den Spiess um. Er muss sich tagtäglich von seiner Uebermacht überzeugen. Er fühlt sich noch nicht ganz sicher, darum hat er augenfällige, laute Beweise nötig.

Später einmal, wenn er schon sicherer geworden ist, wird er sich mit seinen Eltern wieder aus-

söhnen. Sein Machtkampf tobt sich auf einer anderen Ebene aus, das Leben bietet deren genug. Er kann beispielsweise eine Frau heiraten, die er unbewusst wegen ihrer seelischen Aehnlichkeit mit der Mutter auserwählt. Und mit der er sich sein Lebtag lang herumplacken kann, seufzend, trotzig, und doch zu tiefst befriedigt. Oder er fängt mit seinen Vorgesetzten Streit an, aus unbewussten Motiven und vom sogenannten «Wiederholungszwang» *(Freud)* angetrieben, er misst sich mit ihnen, sorgt und bekümmert sich und freut sich seiner Siege. Ein anderes Feld ist die Politik.

Hier ist es wohl am Platze, noch eine weitere Möglichkeit der Entwicklung eines solchen Menschen zu streifen. Er heiratet und wird selber Vater eines Buben. Und jetzt rächen sich die Sünden seiner Eltern: der Sohn wird mit grosser Strenge dressiert — «erzogen», wird der Vater meinen — mit der gleichen Strenge, unter der einst der Vater gelitten hat. Frühzeitig wird des Buben Willen «gebrochen» und daraufhin gearbeitet, dass er, wie man sagt, «aufs Wort» gehorcht. Mit grobschlachten Mitteln wird dafür gesorgt, dass das Kind «mürbe» wird und sich bedingungslos unterwirft. Setzt es dem Vater vorerst Widerstände entgegen, so sieht es recht bald ein, dass es ohnmächtig ist und besser tut, allen Befehlen, Wünschen, Geboten, Verboten seines Erzeugers unmittelbar Folge zu leisten.

Und jetzt wird der Vater über seinen folgsamen

Jakobli etwa das Urteil fällen: «Er ist ein gutes, braves Kind, dank meiner «Erziehung». Man muss ihn nur fest im Zügel behalten. Ich bin mit ihm zufrieden!»

Das brave, gute Kind kommt ins Schulalter. Es trifft möglicherweise strenge Lehrer. Hier hält die Bravheit an, es gibt nichts über den Buben zu klagen. Denn die Schulverhältnisse sind denen im Vaterhause sehr ähnlich.

Vielleicht aber trifft er es zu einem sehr geduldigen, gutmütigen, liebereichen und vielleicht etwas femininen (weiblich wirkenden) Lehrer.

Und plötzlich geht der Teufel los! Widerspenstigkeit und Trotz erleben eine neue Auflage. Der einst so brave Jakobli unterlässt nichts, um den Lehrer zu reizen, und aller freundschaftliche Zuspruch nützt nichts. Der Lehrer wird an seiner eigenen Art schliesslich irre, er versucht es jetzt mit der Strenge. Aber er kommt damit zu spät: der Bub hat ihn in seinem tiefsten Wesen erkannt, und die nachträgliche Strenge nützt nicht im geringsten. Ganz im Gegenteil, sie bewirkt im Buben nur stärkere Verhärtung, vermehrte Renitenz.

Der Pädagoge findet, dass es so nicht weitergehen dürfe, der Jakobli verderbe ihm die Klasse mit seinen Streichen. Er entschliesst sich zunächst zu einer Rücksprache mit den Eltern. Er setzt dem Vater das Verhalten seines Sohnes auseinander und verhehlt nicht, dass er für die Gemeinschaft

der Klasse, aber auch für das spätere Fortkommen Jakoblis fürchte.

Der Vater ist tatsächlich höchst erstaunt, ehrlich erstaunt. «Ich begreife das nicht», antwortet er. «Zuhause gehorcht der Bub aufs Wort, jetzt wie je, lieber Herr Lehrer! Alle unsere Nachbarn werden Ihnen die Wahrheit meiner Aussage bezeugen. Mehr noch: alle ehemaligen Lehrerinnen und Lehrer werden nicht anders über Jakobli urteilen. Bitte, schauen Sie sich einmal seine Sittennoten in den Schulzeugnissen an. Sie lauten immer sehr gut. — Aber ich will Ihnen gerne sagen, woran es fehlt. Sie sind mit unserm Buben viel zu wenig strenge, jawohl, viel zu nachgiebig, freundlich und — sagen wir es offen heraus — viel zu schwach! Nehmen Sie es mir nicht übel, ich will Ihnen nicht in Ihr Handwerk pfuschen und in Ihre Erziehungsmethode hineinreden, aber Langmut, Geduld und Güte, so sehr sie für viele Kinder am Platze sein mögen — für gewisse Kinder eignen sie sich nicht. Sie passen insbesondere nicht für meinen Jakobli. Er muss eine harte Hand über sich fühlen, nur dann gedeiht er, dann ist ihm wohl. Versuchen Sie es einmal mit tüchtigen Strafen, packen Sie ihn nicht immer nur mit Handschuhen an. Prügeln Sie ihn meinetwegen windelweich, wir werden deshalb nicht zum Richter laufen. Er wird sich überhaupt davor hüten, zuhause etwas zu erzählen. Er weiss gut warum, er will nicht eine weitere Tracht Schläge riskieren. Also, zeigen Sie ihm, dass er

einen Herrn über sich hat, der nicht mit sich spassen lässt, und Sie werden Wunder erleben mit ihm!»

«Aber — ich habe es schon mit der Strenge versucht, sie fruchtete nichts!» entgegnetet der Lehrer. Der Vater lächelt.

«Erlauben Sie — ich will Ihnen ja helfen, und wir müssen am selben Stricke ziehen — und was ich Ihnen jetzt sage, das wollen Sie nicht als Kritik auffassen: Ihre Strenge gegenüber Jakobli ist für ihn nur ein Spiel, sie macht ihm zu wenig Eindruck. Sie müssen dreinfahren und des Buben Respekt erzwingen, folgerichtig und andauernd und ohne Erbarmen, damit er fühlt, es sei Ihnen Ernst!»

Zerknirscht geht der Lehrer weg. Er ist erschüttert und fragt sich, ob er denn unrichtig empfinde, wenn er seinen Schülern gegenüber geduldig und lieb war. Ob nicht vielleicht doch die Vertreter einer strengen Erziehung Recht hätten. «Ein Kinderschinder mag ich nicht sein!» wehrt er sich. Zugleich aber zweifelt eine andere Stimme in ihm: «Vielleicht täusche ich mich, und in Fällen wie bei Jakobli gibt es nichts anderes als gewalttätige Disziplinierung!» Und aus dem Zwiespalt: «Ich kann doch nicht einmal so, und ein anderesmal anders sein!» entspringen trübselige und niederschmetternde Zweifel.

Sehen wir uns den Jakobli ein wenig an. Von frühester Jugend auf ist er an Dressur gewöhnt.

Mit Dressurmitteln ist einst seine Selbstständigkeit, sein Eigenwille unterbunden worden. Dann erweckte er den Eindruck eines gefügigen und leichterziehbaren Kindes, das sich normal anpasste. Sein Gefühl, seine Weltanschauung stützt sich darauf, dass ein Herr vorhanden sei, dem man bedingungslos gehorchen muss. Seine erste Erfahrung, im Vater einen solchen Herrn zu besitzen, wiederholte sich im Verhältnis zu seinen ersten Ersatzvätern, den Lehrern.

Und jetzt trifft er einen Menschen, der sich anders verhält. Kommt zum feiner organisierten, weniger brutal maskulinen (männlich wirkenden) und für ihn «ungefährlichen» Lehrer. Er durchschaut dessen Wesen intuitiv und gerät in einen Gefühlskonflikt. Er kann sich nicht denken, will nicht wahr haben, dass es derartige Vorgesetzte gibt. Würde er daran wirklich glauben müssen, so stürzte seine Welt zusammen, er würde in ihr völlig alle Richtung verlieren und befände sich im Chaos (Zustand gänzlicher Verwirrtheit). Darum fordert er den Lehrer heraus. Dazu benutzt er die gleichen Mittel, mit denen er einst als kleiner Bub seinen Vater herausgefordert hat: der Trotz und seine Abkömmlinge, die ein Jahrzehnt oder länger in ihm unterdrückt und gleichsam eingekrustet ruhten, brechen unverändert hervor und feiern ihre zügellose Auferstehung. Dabei erwartet und wünscht der Junge, dass der Lehrer wie einst der Vater sich verhalte. Tut es der Mann,

dann ist der Bub wiederum «sicher» — seine Lebensanschauung kann weiter bestehen, so wie sie war. Tut es der Lehrer nicht, dann hat der Bub keinen Halt mehr.

Mit seinem Trotz dem Lehrer gegenüber kämpft Jakobli um seine geistige Existenz. Es ist ihm nicht möglich, ohne Unterdrückung von Seiten eines gewaltsamen Herrschers zu bestehen. Denn er ist durch die häusliche «Erziehung» zur Untertanennatur gemacht worden. Um sich im Leben halten zu können, muss er die drohende Peitsche über seinem Haupte wissen. Er ist nicht imstande, selbst Verantwortung zu tragen. Er kann nur «Werkzeug», er kann nicht selber «Wille» sein, er bedarf des Haltes von aussen, einer fordernden Autorität, die zuschlägt, wenn sich ihr Knecht gegen sie verfehlt.

Und wenn sich Jakoblis Lehrer entschliesst, den Rat des Vaters genau zu befolgen, dann wird der Bub spottend, aber im Grunde genommen tiefbeglückt ausrufen: «Ich habe es mir nie anders gedacht, der Lehrer ist in seinem Wesen genau gleich wie der Vater und die vorherigen Lehrer! Wenn er sich einst geduldig, langmütig und gütig zeigte, dann war das nur gespielt!»

Der Lehrer wird, wenn jetzt Jakobli seinen Nacken unter das strenge Joch beugt, den Eindruck haben, der Sieg sei sein. In Wirklichkeit aber hat der Bub obgesiegt: er hat seinen Erzieher durch sein Verhalten zwingen können so zu

sein, wie sich Jakobli die «Autorität» vorstellt von Kindesbeinen an. Und jetzt braucht er weder seine Weltauffassung und Lebensanschauung, noch seinen Charakter, sein seelisches Gleichgewicht zu verändern. Er kann weiter innerlich träge bleiben, er hat nicht nötig, sich zu entwickeln, es wird ihm etwas Wesentliches erspart. Alles bleibt in ihm beim Alten.

Es ist ganz allgemein bequemer, im Alten zu verharren, als sich an ein unabsehbares und unbekanntes Neues gewöhnen und sich darein finden zu müssen. Der grössere Teil unseres Seelischen ist «konservativ».

Wir können sagen: es ist für Jakobli das kleinere Uebel, wenn der Lehrer in dem Sinne nachgibt, dass er ihm den Gefallen der unerbittlichen Strenge tut. Jakobli wird so ein «brauchbarer» Mensch bleiben können, der allerdings sein Lebtag lang zur Knechtschaft vorausbestimmt ist. Er wird, von seinem Unbewussten, von seinem «Schicksal» heimlich gelenkt, immer die Situation finden, wo jemand ihn führt, beherrscht, hält.

Verfolgen wir aber auch die Weiterentwicklung für den Fall, dass sich der Lehrer in seiner Art treu bleibt. Jetzt macht der Bub die Erfahrung, dass es noch etwas anderes gibt als Knechtschaft. Aber er findet sich darin nicht zurecht. Der Zustand erscheint ihm als Unordnung. Und diese gefährdet ihn. Er wird eine schlimme Zeit durchmachen müssen. Seine Welt muss neu aufgebaut

werden. Das kann unter Umständen gelingen. Vielleicht hat er Kraft genug, sich selber zu retten, dann wird er innerlich das Autoritätsbild seines Vaters abbauen und am Vorbild seines Lehrers sich neue Ideale errichten. Die Umstellung wird schmerzhaft sein und viel Zeit brauchen. — Oder aber, er findet die nötige Kraft zur Umstellung nicht mehr, und dann geht er am inneren Konflikt zugrunde. Aeusserlich zeigt sich das an seiner Haltlosigkeit, Unbeständigkeit, Unzuverlässigkeit, Launenhaftigkeit, Gefühlsunsicherheit, Zerfahrenheit und Ziellosigkeit. Ein «wertvolles» Glied der menschlichen Gesellschaft kann er nicht werden. Er wird ein bedauernswerter, charakterlich «armer Teufel» bleiben.

Soll die Umstellung von der Dressur zu Erziehung — denn darum handelt es sich — gelingen, dann muss auch der Lehrer gewisse Bedingungen erfüllen. Er muss seinen Zögling dahin bringen, dass er ihn *liebt.* Er muss ihm ohne gewaltsame Mittel Autorität aufnötigen. Vielleicht besticht er ihn durch seine gleichmässige Ruhe. Unter Umständen fällt ihm intuitiv etwas ein, was den Schüler im Sturm für ihn einnimmt. Die Unterordnung unter den Lehrer geschieht dann nicht darum, weil ihn der Schüler fürchtet, nicht aus Angst und dem Bestreben, Strafe und Unlust zu vermeiden, sondern aus Hochachtung, Hochschätzung, freiwilliger Anerkennung einer geistig überlegenen Führerschaft.

Es entwickelt sich dann der gleiche Vorgang wie bei Gusti, nachdem dieser zu einem klugen und in seiner Lebensart mässigen Pflegevater gebracht worden war. Damit Jakobli sich seelisch umorganisiere, ist es nötig, dass der Lehrer die Situation zwischen sich und seinem schwierigen Schüler erkennen, durchschauen kann, und dementsprechend sich verhält, oder dass er dies aus innerer Ruhe und Sicherheit, aus eigenem unerschütterlichem seelischen Gleichgewicht auch ohne Ueberlegungen tut.

Ein Umweltwechsel ist für Jakobli nicht unbedingt nötig. Würde es ihm, in eine neue Umwelt versetzt, gelingen, die neue Autorität zur Strenge zu zwingen, die er an seinem Vater erfahren, und die er nötig hat, dann wäre erzieherisch nichts erreicht. Der Lehrer vermag infolge seiner Einsicht oder seiner Festigkeit ein viel zweckentsprechenderes Verhalten an den Tag legen, um Jakobli zu bessern, als wenn man ihn aus seinen alten Verhältnissen herausreisst und in eine andersartige Umgebung bringt, von der man nicht zum voraus wissen kann, wie sie wirkt.

Bei einem Milieuwechsel besteht die Gefahr beinahe immer. dass ein Kind durch sein Verhalten die neue Umgebung nach und nach so weit bringt, bis sie nichts anderes als ein Abbild der alten geworden ist. Gelingt es dem Pflegling, die alte Situation herzustellen, was er selbstverständlich nicht mit bewusster Absicht verfolgt, dann

braucht er sich nicht zu verändern, die Anpassungsleistung wird ihm erspart.

Ich will ein Beispiel dafür anführen.

Die 14jährige *Marie Brunner* ist das älteste Kind einer ziemlich begüterten Familie. Ihr Vater gehört dem technischen Ausschuss eines weitverzweigten industriellen Unternehmens an. Er ist oft genötigt, mit seinem Wagen für längere Zeit, manchmal für Wochen ins Ausland zu fahren. Darum erzieht hauptsächlich die Mutter die drei Kinder. Ausser Marie sind ein vier Jahre jüngeres Brüderchen und eine kleine Schwester vorhanden, die weitere drei Jahre nach dem Buben anrückte.

Bis zu ihrem 12. Lebensjahre zeigte Marie keine Absonderlichkeiten, sie war ein gesundes und normales Kind, versichern die Eltern. Dann wurde sie angeblich immer mehr verstockt und trotzig, besonders der Mutter gegenüber. Sie belog und bestahl sie, obschon man ihr ein ansehnliches Taschengeld gab. Gross gewachsen und frühzeitig entwickelt wie sie war, verschaffte sie sich Eintritt in Kinos, sass in Konfiserien und in Bars herum und kümmerte sich immer weniger um die Schule. Mit 14 Jahren war ihr Zustand so schlimm geworden, dass sich die Eltern schweren Herzens entschlossen, sie in ein Mädchenpensionat fernab von der Stadt zu bringen. Dadurch wurde nebenbei erreicht, dass Marie nicht eine Klasse wiederholen musste, was ihr in der Vaterstadt drohte.

Die Berichte aus der Schulanstalt lauteten zuerst günstig. Marie zeigte sich insbesondere der Direktorin gegenüber sehr anhänglich. Zu allen Arbeiten, auch zu schmutzigen in Haus, Küche und Garten war sie willig. Während der Ferien reiste das Pensionat in die Berge. Dort erkrankte ein Teil der Schülerinnen an einem ansteckenden Fieber. Die Direktorin verrichtete Krankenpflegerdienste. Marie wurde nicht vom Fieber erfasst. Sie kam mit einigen gesund gebliebenen Kameradinnen in ein anderes Haus, dort stand die Mädchenschar unter Aufsicht einer wenig geliebten Lehrerin. Ihr gegenüber verhielt sich Marie folgsam. Aber sie fing an, über «die Alte», die Leiterin, zu schimpfen, obschon sie dazu keinen Grund hatte. Sie hetzte ihre Kameradinnen gegen sie auf. Die Sache wurde ruchbar. Die Direktorin liess die Rädelsführerin zu sich kommen und besprach sich mit ihr. Unter Tränen versprach Marie alles Gute, sie bereute ihre ungünstigen Aussprüche und sah anscheinend ein, dass die Pensionatsleiterin jetzt anderes zu tun hatte, als sich um Marie besonders zu kümmern. Die Hetzereien wurden als Ausfluss eifersüchtiger Regungen erkannt.

Eines Tages fuhr die Frau in die Stadt. Marie anerbot sich, sie zu begleiten, wurde jedoch abgewiesen. Die Leiterin sagte sich wohl, sie müsste dann alle Gesundgebliebenen mitfahren lassen,

wenn sie es Marie gestatte, und keine Eifersüchte aufkommen lassen wollte.

Von diesem Zeitpunkte an trotzte Marie gegen die Direktorin. Sie schaute ihr nicht mehr ins Gesicht, verhielt sich ihr gegenüber kurz angebunden und unfreundlich. An einem Abend wurde festgestellt, dass vom Park her im Bureau der Leiterin eingebrochen worden war. Es fehlte ein goldbeschlagener Füllfederhalter, den die Direktorin sehr schätzte, weil er das letzte Geschenk eines verstorbenen einzigen Sohnes war. Sie erstattete Anzeige bei der Polizei. Diese fand im Garten ein mit M. B. gezeichnetes Taschentüchlein. Der Verdacht fiel auf Marie Brunner, ihr Zimmerchen und ihre Koffer wurden genau untersucht, erfolglos. Aber das Tüchlein gehörte Marie, sie besass noch eine Reihe ähnlicher. Die Tochter behauptete, es sei ihr entwendet worden. Ueber den Verdacht zeigte sie sich tief gekränkt. Man glaubte tatsächlich, dass man Marie zu Unrecht verdächtigt hatte, denn sie konnte ihr «Alibi», ihre Abwesenheit vom Tatort während der für den Diebstahl in Betracht kommenden Zeit nachweisen: sie war in ihrem Zimmerchen gesessen und hatte in einem Buche gelesen, das sie unmittelbar vorher von einer Kameradin geliehen hatte.

Am selben Abend veranstaltete die Lehrerin einen kleinen Tanz zu Grammophonmusik. Der unliebsame Zwischenfall sollte vergessen werden.

Anlässlich dieses Tanzvergnügens, bei dem sich

Marie betont lustig zeigte, fiel ihr plötzlich die Füllfeder auf das Parkett. Marie hatte sie in den Hosen verborgen gehalten. Zur Rede gestellt, gab sie hochmütig und trotzig Auskunft. Sie war in einem unbewachten Augenblick aus ihrem Zimmerfenster gesprungen, durch den Park gelaufen, und als sie das Bureaufenster offen sah, eingestiegen. Die Feder lag auf dem Schreibtisch, sie ergriff sie und machte sich eilends in ihr Stübchen zurück. Kaum war sie drin, so erschien die Besitzerin des Buches, und Marie tat dergleichen, als ob sie schon die Hälfte des Romans gelesen hätte. Gleich darauf war der Diebstahl entdeckt worden, man hatte die Mädchen zusammengerufen, und als die Untersuchung nichts ergab, wurde der Polizist geholt, der unfern wohnte.

Herr Brunner, der gerade von einer Auslandsreise zurückgekehrt war, wurde telephonisch verständigt. Er erschien am darauffolgenden Morgen, und nachdem er die Direktorin angehört hatte, unterhielt er sich unter vier Augen mit seiner Tochter. Sie beklagte sich, man habe sie vernachlässigt, das Essen sei schlecht geworden, die Behandlung der aufsichthabenden Lehrerin sei lieblos, usw., und sie bat den Vater, dass er sie fortnehme, es gefalle ihr kein bisschen mehr.

Auch die Direktorin verlangte die Fortschaffung Maries. Denn Diebinnen durfte sie unter ihren Pensionärinnen nicht dulden, wenn sie dem Rufe

ihres Instituts, aus dessen Erträgnissen sie leben musste, nicht Schaden zufügen wollte.

Kurz vorher waren Marie Zeugnis und Bericht ausgeteilt worden. Gestützt darauf bestanden keine Schwierigkeiten, die Tochter an einem anderen Plätzchen unterzubringen. Marie kam zu einem Freunde ihres Vaters aufs Land. Man dachte jetzt nicht mehr daran, sie die Maturität machen zu lassen. Den Rest ihrer Schulzeit sollte sie in einer Sekundarschule zubringen, um später, ihren Neigungen gemäss, in eine kunstgewerbliche Schule als Keramikerin einzutreten.

Wiederum gefiel es Marie in ihrem neuen Pflegeort zunächst gut. Sie war geradezu begeistert. Besonders passte es ihr, dass die Schule nicht mehr so viel von ihr verlangte, und dass sie gelegentlich mit dem Pflegevater, der eine kleine Uhrenfabrik betrieb, im Auto ausfahren durfte. Sie nahm ohne Widerspruch in Kauf, dass sie der Hausfrau behilflich sein musste.

Nach einiger Zeit geschah es, dass Marie bei ihren häuslichen Arbeiten «Pech» hatte. Sollte sie beispielsweise abtrocknen helfen, so wurde gerade das feinste Geschirr zerschlagen. Trennte sie ein Kleid auf, das man umändern wollte, so schnitt sie ein Loch in den Stoff. Ueberwies man ihr die Aufgabe, ihr Zimmerchen selber zu reinigen, dann manipulierte sie mit dem Staubsauger so ungeschickt, dass er beschädigt wurde, oder dass die Sicherungen platzten. Als sie einmal auftragen

half und mit einer vollen Bratenschüssel auf den Esszimmerteppich stürzte, wurden die Pflegeeltern ungehalten. Die Hausfrau hielt dem Mädchen Unachtsamkeit vor und sagte, sie verzichte von nun an auf Maries Mithilfe bei den häuslichen Geschäften, denn es gehe dabei ja mehr zugrunde, als die Arbeit wert sei.

Marie darauf, trotzig: «Ich bin wahrhaftig nicht dazu da!»

Die Hausfrau, heftig gereizt: «Wozu bist du denn da? Zu nichts bist du da!»

Marie, frech: «Es gefällt mir überhaupt schon lange nicht mehr bei Ihnen! Ich bin keine Dienstmagd!» Sie läuft türenschmetternd in ihr Zimmer und schliesst sich ein. Es wird ein Klagebrief nach Hause geschickt. Marie wollte nicht länger in dem Hause bleiben, und wenn man sie nicht wegbringe, so brenne sie durch. Der Vater stellt seinen Freund zur Rede. Dessen Frau beklagt sich bitter über das ungezogene Verhalten der Tochter. Schliesslich kommt man überein, einen Erziehungsberater um Hilfe anzugehen.

Die Untersuchung ergab kurz folgendes: Marie war von jeher ein sehr eifersüchtiges Kind gewesen. Als sie zwölfjährig wurde, fing ihre einst so sehr um die Kindererziehung bemühte Mutter an, das Interesse anderen Gebieten zuzuwenden, die sie oft ausserhalb ihres Hauses führten. Schuld daran waren eheliche Zerwürfnisse, von denen zwar den Kindern nichts gezeigt wurde. Frau

Brunner, in ihrer Ehe enttäuscht, suchte Erholung, Ersatz und Betäubung im Strudel gesellschaftlicher Anlässe und als Fördererin der schönen Künste. Marie merkte die Erkaltung der mütterlichen Gefühle, ohne sie bewusst zu erkennen, und sie reagierte darauf mit Trotz und mit den Diebereien. Diese galten der Mutter und bedeuteten einen Ersatz für die mütterliche Liebe, sie entsprangen jedoch auch Racheimpulsen für die erlebte Liebesenttäuschung.

Die gleiche Liebesenttäuschung erlebte Marie an der Pensionsdirektorin, als diese sich mehr um die erkrankten Kameradinnen kümmerte, als um sie, und als sie die Tochter nicht auf die Reise in die Stadt mitnehmen wollte. Die Reaktionen darauf waren Trotz und Diebstahl.

Zu dem Uhrenfabrikanten gebracht, wiederholte sich der Ablauf. Unbewusst war Marie der neuen Pflegemutter von vornherein wenig zugeneigt: die gehäuften Missgeschicke bei den häuslichen Arbeiten waren keine Zufälle. Hier zeigte sich deutlich eine Schädigungstendenz. Die Enttäuschung wurde besonders sichtbar, als die Frau Marie nicht mehr bei den Arbeiten verwenden wollte. Da brach der Trotz los. Das Mädchen spitzte die Situation dermassen zu, dass an ein Bleiben am Pflegeorte nicht mehr gedacht werden konnte.

Die dissozialen Symptome bei Marie verschwanden erst, nachdem sie ihre Motive durchschauen konnte, und nachdem sich die Mutter nach einigen

Besprechungen beim Erziehungsberater anders verhielt. Marie konnte wiederum zuhause untergebracht werden, sie gewöhnte sich rasch wieder an ein «normales» Leben und bestand später ihre Maturität in einem Privatgymnasium.

Bei Marie Brunner fruchtete die Versetzung in eine andere Umwelt darum nicht, weil es der Tochter immer wieder gelang, im Sinne des «*Wiederholungszwanges*» das Milieu so zu verändern oder aufzufassen, dass es dem elterlichen entsprach. Die Pflegemütter wurden wie die richtige Mutter zu «bösen» Müttern gemacht, bei denen es das Kind nicht aushalten konnte.

IV. KAPITEL.

Die FREUD'sche Psychologie in der Praxis der Erziehungshilfe.

Triebansprüche, Gewissensansprüche und das «aktuelle Ich»; ihr Verhältnis bei Verwahrlosungserscheinungen. Bewusstes und Unbewusstes. — Die für die Pädagogik abgeänderte psychoanalytische Technik. Das Assoziieren. Die psychoanalytisch begründete Suggestion. Beispiel: ein Mädchen mit nächtlichem Aufschrecken. — Darstellung der Technik. Beispiel FRANZ, ein Bub mit ausgeprägter Unverträglichkeit und Trotz. Beispiel ADOLF, Fehlentwicklung aus unrichtiger Gewissensreaktion.

In einem jeden gesunden Kinde gruppieren sich die seelischen Kräfte um zwei Pole. Es möchte einerseits seine *Triebansprüche* auf kürzestem Wege befriedigen und zugleich «erwachsen» sein wie die Menschen, die für das Kind sorgen, und die ihm durch ihre Grösse, Körperkraft, geistige Ueberlegenheit, Sicherheit und Autorität als Vorbilder dienen. Es trägt in sich einerseits die kaum gebändigten und drängenden Wünsche seiner ursprünglichen Anlagen, und darum kann es mit einem kleinen Wilden verglichen werden. Und andererseits wirkt in ihm das *Ueber-Ich* mit seinen Normfunktionen als Gewissen und Triebbremse.

Erkennbar wird für die Andern als *«aktuelles Ich»* das, was als Kompromiss aus den beiden entgegengesetzten Kräftegruppen hervorgeht: der Ausgleich zwischen Triebforderungen und Ueber-Ich-Ansprüchen.

Wenn bei einem Kinde die innerlichen Auseinandersetzungen zwischen Trieb- und Gewissensansprüchen besonders heftig werden, oder wenn die eine oder die andere Kräftegruppe zu sehr die Oberhand gewinnt, so zeigt sich äusserlich als Folge die Erziehungsschwierigkeit.

Die Tiefenpsychologie hat nachgewiesen, dass sich das Seelische eines Menschen nicht im Bewussten allein erschöpft. Es ist sehr viel davon verborgen. Das Seelische ist gleichsam in Schichten eingeteilt, die jedoch keine festen Grenzen haben, aber um so undurchsichtiger werden, je tiefer sie liegen. Die vom Bewussten nicht erkennbaren nennen wir das «Unbewusste». Stellen wir uns die Seele wie ein tiefes Wasser vor. Das Licht kann bis zu einer gewissen Tiefe hinein leuchten, der Grund jedoch bleibt dunkel. Wir denken uns das Bewusstsein als eine Art Scheinwerfer, der ins Dunkel der seelischen Tiefen leuchtet: er erfasst nur soviel, wie in seinem Lichtkegel liegt, und er vermag nicht bis ins Allertiefste hinunterzudringen. Die menschliche Seele ist viel weiter, als wir wissen und zugeben möchten. Wir sind zugleich unmoralischer, als uns unser Stolz zu glauben erlaubt, und wir sind viel gewissenhafter, als wir

ahnen. Was in uns als Seele besteht, und wovon wir nichts wissen, das nennen wir das Unbewusste. Dass wir unmoralischer sind, als wir wahr haben möchten, wird sich jeder selber zugeben müssen, wenn er sich ehrlich untersucht. Wer hätte noch nie einen verbrecherischen Gedanken gehabt, den er erschrocken weit von sich wies? Wurde uns dieser Gedanke von aussen her angeblasen, oder entsprang er nicht vielmehr einem dunklen Innern?

Es bestehen aber auch Beweise für die unbewusste Moralität des Menschen. Man kann im täglichen Leben auf Schritt und Tritt das Walten unbewusster Gewissensfunktionen erkennen. Warum, ist die Frage, verliert unsere *Marie Brunner* ausgerechnet auf ihrem Diebsgang ihr Taschentüchlein, dessen Art und Zeichnung sie verraten muss? Zufall? Aber warum findet sich beinahe bei allen Verbrechen der Zufall, der den Fahndern «Indizien» (Verdacht erregende Anzeichen) in die Hände spielt? Warum müssen die Verbrecher zwangsmässig an den Tatort zurückkehren? Besteht nicht eine Tendenz, ein Drang zum unbeabsichtigten, vom Bewussten nicht gewünschten Selbstverrat, der die Sühne einleiten soll?

Aber ich will jetzt keine weitern Beweise für das Bestehen und die Funktion eines unbewussten Gewissensanteils geben. Wir werden später am Beispiel eines «*Dissozialen aus Gewissensgründen*» sein Walten beobachten können.

Wir wissen heute, dass ein schwererziehbares Kind nicht aus bewusstem bösen Willen seine Fehler produziert, sondern dass es einem Gefühlskonflikt erlegen ist. Dieser muss aufgedeckt werden, wenn wir die Schwererziehbarkeit beheben wollen. Der Widerstreit der Gefühle spielt sich im Unbewusten ab — was man davon sieht, ist der «objektive Tatbestand», die Summe der aus dem dissozial machenden Gefühlskonflikt hervorgehenden Symptome. Wir bemühen uns, den «subjektiven» Motiven nachzuforschen. Wir haben am Beispiel der Schulschwänzerin, Phantasielügnerin und sexuell gefährdeten Klara bereits gesehen, wie vorgegangen wird.

Als Untersuchungsmethode und Arbeitsweise benutze ich die Lehren *Sigmund Freuds*. Dabei handelt es sich *nicht* um *Psychoanalyse als medizinisch-therapeutisches Verfahren*, sondern um die Wissenschaft vom Unbewussten und die Anwendung der Lehre des grossen Wiener Psychologen auf die Pädagogik. *Die eigentliche psychoanalytische Technik wird dabei zweckentsprechend abgeändert:* Sie erfährt vor allem die *Einbeziehung eines Stückes Pädagogik*, und sie scheut sich nicht, am geeigneten Orte die *Suggestion* zuhilfe zu nehmen, die allerdings etwas ganz Anderes ist als die gewöhnliche Suggestion, etwa die nach dem Vorbilde der Hypnotiseure oder nach *Coué*.

Ich untersuche also einen Fall, indem ich mit den Methoden der Psychoanalyse vorgehe und die

unbewussten Motive zu erfassen trachte. So weit es nötig ist, zeige ich dem Kinde die unbewussten Zusammenhänge und Beziehungen, sobald sie vorbewusst, d. h. schon beinahe bewusstseinsfähig geworden sind und akzeptiert, vom Gefühl und Verstand des jungen Menschen wohl angeeignet werden können. *Es ist durchaus nicht immer nötig, einem Kinde alles mitzuteilen, was der psychoanalytisch geschulte Erzieher von ihm weiss.* Aber bevor *er* die Motive einer Schwererziehbarkeit deutlich erkannt hat, kann er nicht eingreifen, auch nicht mit Suggestionen. Solche darf er erst wirken lassen, *wenn er ganz im Klaren ist über die unbewussten Kräfteverhältnisse* in einer Kinderseele. Die Suggestionen seien bedingt und gerichtet, gestützt und angepasst, sie seien *vollkommen abhängig von der vorhergehenden tiefenpsychologischen Untersuchung,* von der Durchsicht und Erkenntnis.

Ich erinnere mich einer *Achtjährigen,* die eines *Nachts aus schwerem Traum aufschrickt,* ruft, und nachher nicht mehr ohne Licht und ohne die zum Elternschlafzimmer geöffnete Türe einschlafen will.

Die gewöhnliche Suggestion dagegen heisst: «Du brauchst nicht Angst zu haben, es ist kein böser Mann im Hause, der dir etwas Schlimmes antut, du hast nur geträumt, schau, auch die Fenster sind gut verschlossen, niemand kann eindringen — und darum schlafe!»

Die Suggestion nach *Coué* bestände darin, dass man dem Kinde beibringt, die Augen zu schliessen und sich mechanisch und am besten gedankenlos etwa vorzusagen: «Ich schlafe ein, ich schlafe ein, ich schlafe ein!»

Und nun *die psychoanalytisch begründete Suggestion.* Der Erzieher lässt sich vorerst den Traum erzählen. Er hält ihn nicht für unwichtig, denn er weiss, dass Träume keine Schäume sind, sondern einen Sinn haben und Abkömmlinge aus dem Unbewussten bedeuten.

«Ein böser Mann in einem weissen Umhang stieg zum Fenster herein», erzählt das Mädchen und schaudert.

«Er trug ein blitzendes Messer und wollte auf mich losgehen!» Dann erwachte es.

«In einem weissen Umhang?» fragt der Helfer, um das Kind zu veranlassen, Gedankenverbindungen, sogenannte «*Assoziationen*» preiszugeben.

«Ja, weisst du, es war so ein Umhang, wie ihn der Coiffeur trägt. Oder wie man ihn beim Zahnarzt sehen kann!»

«Warst du beim Zahnarzt?»

«Ja!»

«Hat er dir weh getan?»

«Nein, er hat mir nur die Zähne nachgesehen. Aber in einem Glasschränklein lagen blitzende Zangen und Scheren und Messer, oder etwas Aehnliches!»

«Und davor empfandest du Angst?»

«Ich dachte, damit könnte er einem wehtun. So war es auch beim Arzte, der mir einst die Mandeln geschnitten hat. Damals hatte ich Angst, grosse Angst!»

«Erzähle mir noch etwas darüber!»

«Aus dem Nebenzimmer kam plötzlich eine weissgekleidete Frau, die hielt mir die Hände, ich konnte mich nicht wehren.»

«Und du befürchtest, es könnte jemand bei deinem Fenster einsteigen? — Hat denn schon jemand den Versuch gemacht?»

«Nein, aber meine Freundin hat mir erzählt, dass jemand an einem Samstag in der Nacht am Fenster ihrer grossen Schwester gerumpelt hat. Aber ihr Vater hat es gehört und ihn vertrieben!»

Der psychologisch geschulte Erzieher weiss nun genug, um eine wirksame Suggestion geben zu können. Der Mann im Traume ist eine Mischperson, zusammengesetzt aus Erinnerungen an den Coiffeur, der dem Kinde die Haare abschnitt, dem Arzte, dem Zahnarzte und der Krankenschwester. Das Mädchen hat, wie es fast regelmässig geschieht, bei der Mandeloperation eine Art Schock erlitten. Es hat erlebt, dass Erwachsene tatsächlich mit schneidenden und stechenden Werkzeugen auf ein Kind losgehen können. Die infantile Phantasie, dass Riesen (die Erwachsenen), Zwerge (die Kinder) verfolgen und körperlich beschädigen, fand Bestätigung. Wohl hat das Kind

nicht erlebt, dass man es tötete, oder dass es aufgefressen werden sollte, wie die gewöhnliche Kindheitsphantasie etwa lautet, und aus deren Erinnerung ein mittelalterlicher Künstler den berühmten « Kindlifresser » als Figur auf einen stadtbernischen Brunnen gestellt hat. Aber für das Kind gilt das Gesetz: «Pars pro toto!» — «Der Teil gilt fürs Ganze!» Es weiss nicht, dass man ihm aus Gesundheitsrücksichten etwas aus dem Halse wegschneidet, es betrachtet die Operation als einen schweren Eingriff in seine Körperlichkeit und als Lebensbedrohung. Der Traum zeigt es deutlich.

Die Assoziationen, die das Kind zum Traume gibt, verraten aber auch, woher es Hilfe und Schutz erwartet: vom Vater. Ein anderer Vater hat jenen unbekannten Jemand verjagt, der am Fenster eines Mädchens nächtlicherweise rumpelte. Und unsere aufgeschreckte Schläferin verlangt nach der geöffneten Schlafzimmertüre, damit sie ihren Vater rufen kann. Ist die Türe offen, dann empfindet die Kleine ihren Vater als viel näher, als geradezu im gleichen Schlafraume.

Der psychoanalytische Arzt würde dem Kinde die Herkunft der unbewussten Angst bewusst machen. Er würde es zu Spielen veranlassen, deren Sinn zu deuten suchen und weiteres Assoziationsmaterial hervorlocken, bis die ursprüngliche Phantasie auftauchen müsste, die alsdann besprochen und erledigt würde. Schon aus zeitlichen

Gründen kann der Erziehungshelfer so weit nicht gehn. Er ist orientiert, und gestützt darauf erteilt er nun seine Suggestionen. Er sagt etwa zum Kinde:

«Schau, da hat dir dein Vater einen Hund (einen Stoffhund) gekauft, der hat Augen, die sehen auch in der Nacht, guck mal her, wie sie glänzen! Den kannst du behalten und aufs Tischchen neben deinem Bettchen stellen. Er hält dann Wache, wenn du schläfst. Und darum kannst du ganz ruhig schlafen! Versuche es nur, du wirst sehen, wie gut es dir gelingt!»

Vielleicht genügt auch der Spazierstock des Vaters, der ins Kinderschlafzimmer gestellt wird.

Die kleine Geschichte ist wirklich passiert, und ich kann beifügen, dass das Mädchen mit seinem Stoffhunde glücklich einschlief und nun seit einem Jahr nie wieder verlangte, dass die Türe offen bleiben müsse, auch nicht, dass man ein Licht brennen lasse.

Wir hoffen, dass die Heilung andauere. Wir wissen jedoch auch, dass ein «Fetisch», wie der Stoffhund, nicht immer erfolgreich wirkt. Wahrscheinlich vermag er es nur dann, wenn der zu beseitigende Fehler noch nicht zu sehr ausgewachsen ist — — wenn er gleichsam noch nicht seine Wurzeln in alle Tiefen des Unbewussten streckt.

Es muss noch erklärt werden, welchen Sinn der Fetisch hat.

Der Wächter, vom Vater überreicht, bedeutete für das Unbewusste des Kindes den Vater selbst. Da *er* ihn dem Töchterchen übergibt, ist er *ein Stück von ihm,* und wiederum gilt das Gesetz «Pars pro toto!»

Wir haben von *Wilden* in Afrika, Amerika und Australien vernommen, die sich Hausgötter in Form von hölzernen, beinernen, steinernen oder metallenen Figuren halten, die sie anbeten und verehren, als ob sie der Gott selbst wären. Diese «Fetische» sind für die Auffassung der Primitiven wirklich Gott selbst. Das Bild gilt für die Persönlichkeit.

Ein *Wilder* glaubt einen Feind vernichten zu können, wenn er sich in Besitz dessen Bildnisses setzen kann, und es mit einem Dolche durchbohrt. Darum wollen sich viele Angehörige primitiver Völkerschaften nicht photographieren lassen: sie möchten vermeiden, dass ihr Bildnis in Feindeshand kommt, und sie von ihren Widersachern auf magische (zauberhafte) Weise getötet werden können.

Und eine «abergläubische» *Bäuerin* aus unseren Gegenden glaubt die Krankheit ihres fallsüchtigen Kindes abtöten zu können, wenn sie sein getragenes Hemdchen einem Toten in den Sarg schmuggelt und mitbegraben lässt.

Kinder, die dem primitiven Denken und Fühlen noch viel näher verbunden sind, als etwa stark intellektuelle Erwachsene, erliegen häufig der

Analogiezauberei (Analogie = Gleichsetzung von Aehnlichem, z. B. wenn das oben angeführte Mädelchen den vom Vater geschenkten Stoffhund für den Vater selber nimmt). Gewiss werden die Kinder einmal diese Entwicklungsstufe überwinden. Aber so lange sie darin leben, entsprechen ihnen darauf begründete symbolische Handlungen und selbst Erziehungsmassnahmen besser, als nur intellektuelle Ueberlegungen, der «Appell» an den Verstand, an die Vernunft und an den Stolz, wie etwa: «Du bist nun schon so gross und fürchtest dich noch im Dunkeln, ei, ei!» usw.

Das Beispiel stellt im Kleinen den *Vorgang einer psychoanalytischen Erziehungshilfe dar. Es sind darin alle vier Faktoren enthalten, die sie ausmachen und von anderen Erziehungshilfen unterscheiden:*

Erstens ist auf alles eingegangen und nichts unterdrückt worden, was das Kind sprach oder wollte, *zweitens* wurde sichtbar, wie die psychoanalytische Denkweise und unsere von ihr bereicherte Arbeitsmethode zur Anwendung kommt. *Drittens* teilte der Helfer seinem kleinen Zögling nicht alles mit, was er von ihm weiss — er gab ihm keinerlei psychoanalytische Belehrung, im vorliegenden Falle nicht einmal irgendwelche Aufschlüsse über sein Unbewusstes. Die angsterregende Phantasie, an Indizien erkannt, wurde dem Kinde nicht bekannt gemacht. *Viertens* wurde die psychoanalytische Erkenntnis mit der pädagogischen Mass-

nahme verknüpft und eine erzieherische Suggestion gegeben.

Diese Suggestion stellte ich absichtlich in Gegensatz zur gewöhnlichen Suggestion, um zu zeigen, wie viel besser angepasst und begründet sie ist.

Schliesslich mögen wir uns bewusst werden, dass die getroffene Massnahme selber wieder von psychoanalytischer Erkenntnis über das Wesen der Kinderseele durchsetzt ist.

Und schon jetzt wird deutlich: ein Erzieher, der seine Arbeit auf Grund der *Freud*'schen Lehren aufbauen will, *muss die Psychoanalyse ganz genau kennen.* Er darf mit der Kenntnis des Unbewussten und dessen Mechanismen (Triebwerk) nicht hinter der eines psychoanalytischen Arztes zurückstehn. Er muss sogar mehr wissen als dieser: auch in der Pädagogik muss er beschlagen sein.

Wenn also jemand psychoanalytische Erziehungshilfe betreiben wollte, dann dürfte er nicht glauben, als Vorbildung genüge das Durchlesen einiger einschlägiger psychoanalytischer Bücher. Er hat begriffen, dass es dazu eines regelrechten Studiums, des Besuches von detaillierten Unterrichtslektionen an fachlichen Instituten oder Seminarien und einer vollständigen Einführung in die Psychoanalyse und die Pädagogik bedarf.

So ganz leicht gemacht wird einem der Weg nicht. Aber ich hoffe, gezeigt zu haben, dass sich

die Mühe lohnt, weil einem das Rüstzeug gegeben wird, um eine grosse Anzahl Erziehungsschwierigkeiten zu beseitigen und «schwierige» Kinder wiederum zu normalem Verhalten zu veranlassen, was mit *nur* pädagogischen Mitteln nicht gelingt.

Noch auf etwas will ich aufmerksam machen. Wenn jemand seine Studien und Uebungen, um psychoanalytische Pädagogik betreiben zu können, beendigt hat, praktisch zu arbeiten beginnt und der Erfolg nicht ausbleibt, dann darf er sich darauf gefasst machen, dass er von seiner Umwelt ganz merkwürdig beurteilt wird.

Die Fachpsychoanalytiker werden etwa behaupten: «Seine Erfolge verdankt er seiner ganz fabelhaften pädagogischen Intuition, der Mann hat wirklich bestechende und glänzende erzieherische Einfälle!» Vielleicht fügt man bedauernd bei: «Aber ein Psychoanalytiker ist er keineswegs!»

Umgekehrt werden sich Pädagogen vernehmen lassen: «Ueber seine Erfolge sind wir erstaunt, verblüfft, man merkt ihm halt die psychoanalytische Schulung an. Den Lehren Freuds hat er seine Kunst zu verdanken. Aber was er betreibt, das ist alles andere als Pädagogik!»

Beide Parteien haben recht, denn *psychoanalytische Pädagogik ist weder Psychoanalyse, noch Pädagogik, sondern eine Verschmelzung von beiden Disziplinen.* Sie ist einer Metall-Legierung zu vergleichen, oder auch einer chemischen Verbin-

dung: aus den Elementen Psychoanalyse und Pädagogik ist ein neuer Stoff entstanden. Man würde darüber lächeln, wenn Zinn und Kupfer dem Messing vorhielten, es sei weder Zinn, noch Kupfer, oder wenn Chlor das Salz bemängelte, es sei eher Natrium, während Natrium fände, Chlornatrium sei gutes Chlor, aber kein Natrium.

Ich meine, es komme nicht sehr auf den Namen an, die Hauptsache sei, dass für gewisse Zwecke Messing die besseren Dienste leistet, als reines Zinn, oder reines Kupfer, und dass man Speisen weder mit Chlor, noch mit Natrium, aber mit Salz schmackhaft machen kann. Damit ist weder über eines der Elemente, noch über eine Legierung und Verbindung ein abschätzendes Werturteil gefällt.

Ein Streit darüber erscheint mir beschränkt und eitel. Kehren wir lieber ins «heitere Leben» zurück. Sehen wir uns einen jungen Menschen an, der durch seinen Trotz und seine ausgeprägte Unverträglichkeit seinen Eltern und Lehrern zum Kreuz geworden ist. Versuchen wir, dem von jeglicher Kameradschaft ausgeschiedenen Einzelgänger zu helfen.

Der fünfzehnjährige Junge, *Franz*, ist ein Gymnasiast und stammt aus einer unserer Grenzstädte. Er verträgt sich nicht mit Lehrern und Schulkameraden. Seine Mutter half sich bei den Konflikten jeweilen so, dass sie den Burschen aus der Lehranstalt wegnahm und in einer andern unter-

brachte. Er ist bereits in allen drei Gymnasien seiner Vaterstadt Schüler gewesen. Seit ungefähr einem Jahre richteten sich nun seine Aggressionen mehr und mehr auch gegen seine Mutter. Die Dispute wurden immer heftigerer Art. Ihr Anlass war meist das Essen, von dem er angeblich zu kleine Portionen erhielt, die er eifersüchtig an denen der Brüder abschätzte. Mit diesen hatte er nie ein herzliches Verhältnis gehabt. Oft hatte er ihnen von ihrem Anteil an Speisen entwendet, und weder vernünftiges Zureden, noch die härtesten Strafen haben ihn von den Diebereien abgehalten. Alle Massregeln prallten an seiner Behauptung ab, die Mutter gönne ihm zu wenig Essen. Die Frau suchte die Diskussionen zu vermeiden, indem sie ihm einfach davonlief, wenn er heftig oder unartig wurde. Endlich sperrte sich der Junge mit der Mutter ein und triumphierte: «Jetzt habe ich dich für mich allein, jetzt musst du mich anhören, solange ich will — du entgehst mir nicht!» Nur mit Not erzwang sie sich einen Ausgang, um seine stereotypen Vorwürfe und Nörgeleien nicht anhören zu müssen. Ein Onkel wurde gerufen, und man kam überein, Franz wegzubringen, denn auch in der Schule spitzte sich der Konflikt wieder einmal zu. Vorerst brachte man ihn zu einem Psychiater zur Untersuchung. Franzens Vater litt an Verfolgungs- und Eifersuchtswahn, und die Mutter vermutete, der Bub habe auf dem Vererbungsweg etwas abgekriegt. Der Arzt fand,

dass zu einer derartigen Befürchtung kein Anlass vorhanden sei und riet, den Jungen in ein Privatgymnasium in Bern zu bringen und meine Hilfe zu beanspruchen. Die Mutter ist eine geschiedene Frau. Ihr Mann war während des Krieges sozialer Helfer in Gefangenenlagern, wo er sich auch mit der evangelischen Mission abgab. Franz wurde geboren, als der Vater für Monate und halbe Jahre von zu Hause abwesend war. Der Aufenthalt im fremden Lande dauerte auch nach Friedensschluss noch fort. Kam der Vater für ein paar Tage heim, so wurde sein Jüngster reichlich beschenkt und verzogen, vor allem bekam Franz Süssigkeiten in Menge, er zeigte sich als unersättlicher Esser solcher Speisen. Seinen Vater betrachtete er als einen willkommenen guten Onkel, von dem man haben konnte, was man gerne wollte.

Und doch ereignete sich einmal eine heftige Szene zwischen den Beiden. Der damals Vierjährige war gewohnt, am Morgen zu der Mutter ins Bett zu schlüpfen und ein wenig mit ihr zu spielen und zu plaudern. Wenn der Vater da war, so mussten diese zärtlichen Besuche aufhören, er mochte sie nicht leiden. Der Bub geriet darob einmal so in masslose Wut, dass er die elterliche Schlafzimmertüre mit Händen und Füssen traktierte, sich auf dem Boden wälzte und schrie wie ein Tier. Die erschrockene Mutter sprach ihrem Gatten vor dem Jungen zu, dass er seinen Sprössling in seinen Ansprüchen gewähren lasse. Aber

der Mann liess sich nicht erweichen. Statt nachzugeben, verabfolgte er dem Jungen einen tüchtigen Klaps. Der wirkte Wunder. Der Bub war verblüfft, weinte nur noch leise und ergab sich in sein Schicksal. Wenn der Vater zu Hause war, verzichtete Franz nun von selbst auf die Besuche im mütterlichen Bette. War der Mann nicht da, so setzte der Junge seine Gewohnheit fort; selbst dann, als er zur Schule musste, wollte er sie wenigstens an den Sonntagen nicht missen, und er war über zwölf Jahre alt, als ihn seine Mutter dahin brachte, am Sonntagmorgen nicht mehr zu ihr zu kommen.

Franz schien seinen Vater sehr lieb zu haben. Bei den Streitereien während der Scheidung nahm er aber immer für die Mutter Partei. Das Gericht sprach die Kinder der Mutter zu. War der Vater in der Stadt, so durfte er im Monat einen Tag lang die Kinder bei sich haben. Befand er sich im Auslande, so sollten sie ihm während der Schulferien 14 Tage lang überlassen werden. Er blieb nach der Scheidung nicht mehr lange in der Schweiz, sondern erwarb sich ein ausländisches Bürgerrecht.

Franz ist ein schmächtiger Junge, der wie die Sanftmut selbst aussieht. Man würde ihm seine Heftigkeit nicht zutrauen. Er erzählt, dass er sich immer auf die Ferien im Ausland freue. Der Vater hat sich mit einer reichen Ausländerin wieder verheiratet, und es sind keine Kinder da. Wenn

Franz beim Vater ist, wird er wie ein Prinz gehalten. Insbesondere rühmt der Junge das feine Essen. Doch vermisst er im Auslande die Mutter und hört es nicht gern, wenn sein Vater schlecht über sie spricht und ihn jeweilen zu bewegen sucht, nicht mehr zu ihr zurückzukehren. Der Mann behält Franz länger bei sich, als er dürfte. Er verspricht dem Buben immer wieder, er werde ihn heimlich abholen und entführen, wenn es ihm in der Schweiz und bei der Mutter nicht mehr gefalle, er brauche nur eine Postkarte zu schreiben.

Kommt der Junge dann, von der Sehnsucht nach der Mutter geplagt, aus den verlängerten Ferien heim, so schimpft die Mutter auf den Vater, der ihr das Kind wegzunehmen trachte, sie hetzt gegen ihn und sucht Franz zu bereden, dass er erkläre, er wolle nicht mehr zu ihrem geschiedenen Manne hinfahren. Wenn er jetzt mit der Mutter Streit hat, so droht er ihr mit Durchbrennen. Einen entsprechenden Briefwechsel mit dem Vater lässt er wie zufällig auf dem Tisch liegen, damit ihn die Mutter sieht und in Angst gerät. So zwingt er sie zur Nachgiebigkeit.

Weil es für das Verhalten Franzens nicht ganz unwichtig ist, füge ich aus den Erklärungen der Mutter noch bei: der Bub war nicht leicht zu erziehen, er wollte seine kindlichen Lustbefriedigungen nicht gern aufgeben; lange Zeit, bis zu seinem fünften Lebensjahre, trank er aus der Flasche;

man hatte auch Mühe, ihn zur Reinlichkeit und Ordnung zu gewöhnen. Jetzt allerdings ist er ausserordentlich genau in diesen Dingen; auch trinkt er keinen Alkohol und raucht nicht.

Franz will von seinen Zwistigkeiten mit Lehrern und Mitschülern nicht viel berichten. Die Streitfälle mit den Schulgenossen seien harmlos gewesen. Alle Lehrer seien rechthaberisch. Als Schüler müsse man immer den Kürzeren ziehen. «Sie stehlen einem mit ihren Arrestdiktaten die freie Zeit weg», äussert er sich. Als echter Sohn seiner Vaterstadt begegnet er ihnen ironisch. Sie ertragen seinen beissenden Spott und seine trotzigen Streiche nicht. Dass er bereits viermal die Schulanstalt gewechselt hat, ist ihm weiter nicht auffällig.

Schon einige Tage nach seinem Eintritt in Bern findet Franz, alle seine Kameraden seien Aufschneider und Streber. Sie sind ihm in der Seele zuwider. Er beginnt auch über das Internat zu schimpfen. Am Sonntag müsse er meist schon am frühen Morgen mit dem Direktor ausgehen, so beraube man ihn seiner freien Zeit, die er dazu benutzen wollte, um der Mutter zu schreiben. Das Essen sei miserabel.

Er ist auch mit mir unzufrieden. Denn auch ich nehme ihm freie Zeit weg. Er vermutet, ich hätte mit dem Direktor abgemacht, wie Franz seine Freizeit verwenden soll. Anderseits bin ich der Stellvertreter seiner Mutter, bei dem er sich über

Mitschüler und Lehrer und über die Internatsköchin beschweren kann. Er verlangt, ich soll durchsetzen, dass man ihn besser füttere, und dass man ihm seine sonntägliche Freizeit gönne. Es macht ihm keinen Eindruck, dass die andern Internen mit dem Essen zufrieden sind und gerne an den Sonntagsspaziergängen teilnehmen.

Als ich ihm erkläre, es sei nicht meine Sache, der Anstaltsdirektion etwas vorzuschreiben, droht er mir mit Durchbrennen, und als er merkt, dass seine Drohung nicht die gewünschte Wirkung auf mich hat, spricht er von Selbstmord. Darauf sage ich ihm nur, das sei eigentlich der einfachste Weg, um sich aus allen Schwierigkeiten des Lebens zu drücken. Nun steckt er sich hinter die Mutter. Neuerdings schüchtert er sie damit ein, dass er heimlich den Vater kommen lasse, wenn er länger auf die Spaziergänge mitgehen müsse. Zugleich sucht er sie zu rühren und auf seine Seite zu bringen, indem er ihr schreibt, dass er den freien Sonntagmorgen unbedingt nötig habe, um an seine Mutter zu denken und sich mit ihr schriftlich zu unterhalten, da ihm ja eine mündliche Unterhaltung der Distanz wegen nur einmal im Vierteljahr vergönnt sei.

Ein paar Tage später trifft er zufällig einen Kameraden, der wegen Magenschmerzen ein Glas Zuckerwasser trinkt, in das er einige Tropfen Enzian hineingegeben hatte. Nun verlangt er von

seiner Mutter, dass sie ihn sofort weghole, er will nicht «in Gesellschaft von Säufern weilen».

Jetzt war es an der Zeit, das Spiel aufzudecken, um eine Katastrophe zu vermeiden. Da Franz auf Auskünfte über seine frühern Schwierigkeiten mit Lehrern und Kameraden nur flüchtig eingegangen war, hatte man zuwarten müssen, bis sich in der neuen Schule der Konflikt zuspitzte, um seine Entwicklung verfolgen und ihn durchschauen zu können.

Betrachten wir das Gefühlsverhälnis zu seinen beiden Elternteilen, so fällt uns eine merkwürdige Mischung von Zu- und Abneigung auf. Er liebt seinen Vater um der Verwöhnung im Essen willen, das für ihn sehr viel bedeutet, und er lehnt ihn ab, weil der Mann immer wieder versucht, ihn — wie einst als kleines Kind — von der Mutter zu trennen. Eine solche gleichzeitige Abwicklung entgegengesetzter Gefühle bezeichnet die Psychologie als *«Ambivalenz» (Bleuler)*. Franz ist auch der Mutter gegenüber ambivalent eingestellt. Er hat nicht vergessen, dass sie ihn einst gegen den Vater verteidigte, als dieser verhindern wollte, dass der Junge zu ihr ins Bett schlüpfe. Dieses «Recht», das sich keines der andern Geschwister herausnahm und ihm offenbar nur deshalb bis nach dem zwölften Lebensjahr gewährt wurde, weil er das Nesthäckchen war, und weil die von ihrem Manne verlassene Frau ein Stück Liebe, die diesem gehört hätte, in Form von Ver-

zärtelung an den Jungen abgab, rechnete er ihr hoch an. Aber sie gab von ihrer Liebe auch an die andern Kinder ab. Unbewusst setzte Franz besonders das Essen der Liebe gleich und missgönnte den Geschwistern, dass sie von der Mutter wie er ernährt wurden. Er war ihr auch deshalb gram, weil sie ihn zu Triebverzichten anhielt, ihm die Milchflasche abgewöhnt und ihn zu Ordnung und Reinlichkeit angehalten hatte.

Seinen «Familienroman» verschiebt er auf die Schule. Er möchte unter seinen Mitschülern der Bevorzugte sein, so wie er es zu Hause unter den Brüdern war. Die Lehrer sind einesteils die guten Väter, die ihn mit Wissen abtränken, das er für seine ehrgeizigen Berufspläne nötig hat, und das ihm schmeichelt, andernteils sind sie schlimme Väter, die ihm die Zeit wegstehlen: ganz besonders dann, wenn sie ihm Arrest diktieren. So trennen sie ihn von der Mutter.

Sehen wir uns die Situation im Internate an, wo er jetzt weilt: statt am Sonntagmorgen mit dem Direktor (dem Vater-Stellvertreter) auszugehen, möchte Franz Briefe an die Mutter schreiben. Im Grunde genommen will Franz damit etwas in der Phantasie wiederholen, was er in der Realität bereits aufgegeben hat, er will sein sonntagmorgendliches Plauderstündchen mit der Mutter haben. Und zwar präzisiert er selbst, er möchte im Bette liegen bleiben und die Briefe schreiben. Es besteht wohl kein Zweifel darüber, dass er un-

bewusst auf die zärtlichen Bettbesuche bei der Mutter noch nicht verzichtet hat, und nun verstehen wir, weshalb er sich gegen die Spaziergänge mit dem Direktor dermassen auflehnt: dieser entspricht dem Vater, der ihn von der Mutter trennt. Die übrigen Internen setzt er anstelle der Brüder, und wir verwundern uns nicht, dass er den Zugang zur Kameradschaft nicht finden kann. Das Erlebnis mit jenem Burschen, der etwas trinkt, was Franz als «verboten» auffasst, nämlich Alkohol, regt ihn deshalb so sehr auf, weil er darin eine Tat sieht, die er sich selber verboten hat. Denn er ist bis zu seinem fünften Lebensjahre selber ein «Trinker» gewesen, d. h. einer, der aus der Flasche trank. Das Verbot, aus der Flasche zu trinken, hat er dann später auf den Alkohol verschoben. Anders gesagt, der Junge, der Alkohol trinkt, erinnert Franz unbewusst an die Zeit, als er selber noch «trank», aus der Flasche trank. Weil er sich dies nicht mehr gestattet, innerlich jedoch gleichsam noch auf der Stufe des Säuglings verblieben ist, dem Trinken und Essen die Hauptsache am Leben sind, muss er es am Kameraden-Bruder bekämpfen, so wie er zuhause den Geschwistern die Speisen nicht gegönnt hat.

Franz kann Mutter und Vater nicht als eine Einheit, als «die Eltern» auffassen, weil er sie seiner Lebtag nie als Einheit beobachtet und empfunden hat. So spiegelt sich auch hier eine ambivalente Einstellung, und er zwängt Schule und Leben in

diese Schablone, weil er an die Eltern gebunden ist.

Franz, aber auch seine Mutter, waren sehr erstaunt und betroffen, als ihnen diese Mechanismen auseinandergesetzt wurden. Aber die Klarlegung genügte, um eine wesentliche Besserung sofort eintreten zu lassen. Sie vertiefte sich in den folgenden Monaten, und ein Vierteljahr später hatte der Junge sich nicht nur mit dem Internat, dem Direktor und der Schulordnung ausgesöhnt, er hatte auch Freunde unter den Schülern gefunden und verzichtete in den Osterferien darauf, zum Vater zu reisen. Er verbrachte sie zuhause. Im Anfang ging alles gut. Dann aber brach ein neuerlicher Konflikt mit der Mutter los. Im Hause wohnte eine Volontärin, und Franz verliebte sich in das Mädchen. Die Mutter teilte es mir sofort mit und gab ihrer Unruhe Ausdruck, der verliebte Junge könnte sein Interesse vom Lernen abwenden.

Meinerseits wurde die Tatsache, dass sich der Jüngling erstmals ein anderes Liebesobjekt als die Mutter auserkor, als ein Fortschritt in seiner Entwicklung eingeschätzt. Franz hatte sich nicht allein von seinem Vater, sondern auch von der Mutter abgelöst, und da war es logisch und natürlich, dass er seine Liebesgefühle anderswo unterbrachte. In dem Masse, wie er sich vom Vater löste, konnte er die Autorität der Lehrer anerkennen und sich ihnen gegenüber normaler verhalten, und wie er von der Mutter frei wurde, war es ihm möglich,

Freundschaften zu schliessen und ein anderes weibliches Wesen gern zu haben. Ich riet also der Mutter, sie solle sich nicht einmischen, und ich suchte sie zu beruhigen. Allein, sie folgte dem Rate nicht, sondern sorgte dafür, dass sie mit dem Mädchen in Meinungsverschiedenheiten geriet, die ihr die äusserliche Berechtigung gaben, es fortzuschicken. Das machte Franz wütend, und wenn er sich deswegen mit der Mutter zerstritt, so dürfen wir ihm nicht Unrecht geben. Offenbar wollte sie seine Zuneigung keiner Geschlechtsgenossin gönnen, und darum war es ihr nicht möglich, meinem Rate nachzukommen. Das lässt uns erraten, dass die Mutter an der Bindung des Jungen an sie interessiert war, und dass sie an seinem einstigen ungeselligen Wesen eine nicht unbeträchtliche Mitschuld trug.

Wenn wir den Fall nochmals überblicken, dann können wir feststellen: der Junge ist sehr stark an seine Eltern gebunden, insbesondere an die Mutter. Diese Bindung wurde in jener Altersstufe besonders kräftig und für des Jungen weitere Entwicklung massgebend, als seine Liebe durch den Magen ging — als die Nahrungsaufnahme für ihn alles bedeutete (orale Fixierung). Inzwischen aber wuchs Franz in das Alter der Pubertät hinein. Seelisch kam er dem körperlichen Entwicklungsschube nicht nach. Er hat die Mutter als Liebesobjekt behalten, unbewusst, will das nicht wahr

haben und beweist es sich, indem er ihr bewusst eher Zeichen des Hasses als der Liebe erzeigt. So ist er sich unverdächtig; denn dem Menschen, der körperlich die genitale Stufe seiner Sexualentwicklung erreicht hat, ist es als grösstes Verbrechen verboten, sich ein Liebesobjekt aus seiner nächsten Verwandtschaft auszulesen. Um sich seine unbewusste Einstellung der Mutter gegenüber nicht eingestehen zu müssen, bleibt Franz seelisch auf der Stufe der Säuglinge stehen und tobt das Neue, das durch die körperliche Entwicklung in ihm erwacht ist, in Aggressionen aus. Aber selbst darin kommt das Unbewusste zum Vorschein: er sperrt die Mutter mit sich ein und frohlockt: «Jetzt habe ich dich für mich allein!» Darnach strebt er ja!

Ich habe hier über die seelische Sachlage bei Franz mehr gesagt, als ich ihm und seiner Mutter habe zeigen können und füge bei, dass sich der Jüngling, nachdem seine Wut über die unangemessene Wegschickung seines Mädchens und die Trauer über die Trennung verraucht waren — Franz verliebte sich kurz nachher in eine Mitschülerin, was er diesmal der Mutter wohlweislich verschwieg — in jeder Beziehung wie ein normaler Schüler betrug.

Franz ist ein Typ, der an einer Entwicklungshemmung litt, die schliesslich zu unerlaubten, von der Mitwelt als kriminell verpönten Zuständen führen wollte. Sein Gewissen wendet sich dagegen, die unbewussten Triebwünsche werden von ihm

zurückgehalten, und es treibt ihn zu Trotz, Unverträglichkeit und in die Vereinsamung. In der Aggression finden die unterdrückten Triebstauungen einen Abfluss, gleichsam durch ein Nebenbett. Aber auch gegen die Aggressionen wendet sich das Gewissen, Franz kann sie selber als unangepasst einschätzen. Der Ausweg daraus ist sein Einzelgängertum, das sich wohl mit der Zeit immer deutlicher ausgeprägt hätte.

Das Beispiel beweist, *dass unbewusste Gewissensfunktionen einen Menschen vom normalen Wege abbringen* und in die Fehlentwicklung einmünden lassen können.

Noch deutlicher können die *unbewussten Straf- und Sühnetendenzen* am folgenden Falle gesehen werden:

Ein Vater, Beamter in geachteter Stellung, kommt mit seinem ungefähr 14jährigen Sohne aus einer kleinen Kantonshauptstadt in die Erziehungsberatung.

Während der Sohn im Nebenzimmer wartet, höre ich den Bericht des besorgten Mannes an.

«Ich weiss nicht mehr, was ich mit dem Buben anfangen soll», beginnt er. «*Adolf* macht mir Sorge, weil seine Schulleistungen in der letzten Zeit immer schlechter werden, obgleich er fleissig seine Aufgaben macht. Bedenklicher scheint mir aber noch ein anderer Fehler: mein Sohn ist ein schlimmer Streithahn und Raufbold geworden, obschon wir uns immer Mühe gegeben haben, ihn

recht zu erziehen. Er sucht sich einen zweifelhaften Umgang bei Gassenjungen und überfällt mit ihnen seine eigenen Klassenkameraden. Letzthin demolierte die Schar das Rad des Lehrersohnes aus der Anstalt, wo mein Schlingel zur Schule geht, und schliesslich, nach vielerlei Untersuchungen und Plackereien, musste ich den Schaden ersetzen. Ich habe geradezu das Gefühl, dass Adolf von seinen Freunden zum Sündenbock gemacht wird, und dass er für alle ihre dummen Streiche ausfressen muss. Aber nichts bringt ihn dazu, von ihnen zu lassen. Wir haben alles mögliche versucht: Es wurde ihm freundlich zugesprochen, man machte ihm ruhige Vorhalte und suchte ihm zu erklären, warum und weshalb er sich andern Umgang aussuchen müsse, wir luden gut gediehene Jungen aus achtbaren Familien zu uns ein, in der Hoffnung, dass er sich mit ihnen anfreunde — als Güte nichts nutzte, versuchten wir es mit Hausarresten und schliesslich mit der Prügelstrafe — alles war umsonst. Dabei zeigt sich der Bub nicht etwa trotzig. Scheinbar ist er wohl gefügig; aber er vergisst gute Räte sofort, sie dringen nicht tief, und immer macht er, was er will.»

Adolfs frühkindliche Erziehung hat keine besonderen Schwierigkeiten geboten, wird auf meine Fragen weiter berichtet. Man konnte ihn rechtzeitig zur Reinlichkeit gewöhnen. Er war nie eigentlich krank, unbedeutende Erkältungsfolgen

ausgenommen. Eine Zeitlang vertrug er sich schlecht mit seinem vier Jahre jüngeren Brüderchen; gegenwärtig könnte man aber nicht darüber klagen.

Der Junge besuchte zuerst die Volksschule, nachher trat er in die Realschule ein; er brachte nie sehr gute, aber auch keine schlechten Zeugnisse heim. Erst die drei letzten Zensuren waren schlechter, so als ob der Junge rapid verblödete. Vor ungefähr zwei Jahren erhielt er zum ersten Male eine mangelhafte Sittennote. Einige Kameraden und er hatten mutwilligerweise die Läutevorrichtung im Schulhause zerstört und, nachdem man die Sünder festgestellt, sich die Situation noch durch allerlei dumme Lügen verschlechtert. Nachher zerstritt sich Adolf mit seinen Klassengenossen, und von diesem Zeitpunkte an datieren die Raufereien.

Als sie kein Ende nehmen wollten, suchte man auf Anraten des Schularztes einen «*Individualpsychologen*» (einen nach den Lehren *Alfred Adlers* arbeitenden Psychologen) auf, der sich als Erziehungsberater etabliert hat. Nach einer Anzahl von Sitzungen konnte er erklären, Adolf leide an einem etwas überspannten und irregeleiteten Ehrgeiz und zugleich an «*Minderwertigkeitsgefühlen*», die darauf beruhten, dass er verhältnismässig klein gewachsen sei. Um seine Insuffizienzgefühle zu «kompensieren» (auszugleichen), trachte er, eine Führerrolle zu spielen, und weil ihm dies

in einer ihm entsprechenden Gesellschaft nicht gelänge, suche er eben eine ihm inferiore (untergeordnete, minderwertige) auf. Der Berater hielt für angezeigt, den Jungen aus der Schule wegzunehmen und in einer gutgeführten privaten Lehranstalt als auswärtigen Schüler unterzubringen. Der Schulwechsel geschah reibungslos zu Beginn des neuen Schuljahres, und zuerst schien es, als wende sich die Sache zum Guten. Aber nach kaum einem Vierteljahre war alles wieder im alten: Adolf nahm an einem Schülerstreiche teil, wurde bestraft, klagte über Ungerechtigkeit, hervorgerufen durch ungenaue, übertriebene Aussagen seiner neuen Kameraden, mit denen er zerfiel. Und seither herrscht eine dauernde Spannung zwischen ihm und ihnen, die mehr und mehr tätlich ausgefochten wird. Dabei helfen ihm seine Kameraden von der Gasse. Es ist den Eltern angedeutet worden, man wäre in der Anstalt nicht unglücklich, wenn Adolf wieder entfernt würde. Auf des Vaters Rücksprache mit dem Vorsteher will man noch Geduld walten lassen. Der Individualpsychologe, bei dem neuerdings Hilfe gesucht worden ist, rät, den Jungen aufs Land zu bringen, weitab von der Stadt und ihrer Unruhe, dort würde er besser gedeihen. Die Eltern können sich aber mit einer solchen Massnahme nicht ohne weiteres einverstanden erklären, weil sie ihren Buben später in die Kantonsschule schicken möchten. Ein Landerziehungsheim

kommt aus finanziellen Gründen nicht in Betracht.

Nachdem sich der Vater ausgesprochen hat, und ich vorläufig keine Fragen an ihn mehr zu stellen habe, ersuche ich den Herrn um volles Zutrauen, bitte ihn, den Buben später nicht auszufragen und nicht mit ihm zu diskutieren, worüber mit Adolf verhandelt worden ist. Die Möglichkeit weiterer Besuche des Jungen wird besprochen.

Dann wird der Junge unter vier Augen vorgenommen.

Er tritt zögernd ein, kneift die Augen halb zu, überblickt blitzartig die Zimmereinrichtung und setzt sich, von mir aufgefordert, nicht auf die Chaiselongue, auf die ich deute, sondern auf einen Stuhl, als ob ihm dieses Möbel ungefährlicher vorkäme. Er ist gedrungen, aber kräftig gewachsen, hat ein blasses, verpickeltes Gesicht und einen abwartenden, etwas lauernden Blick. Ich sehe, er traut mir nicht.

Zunächst lasse ich ihn sitzen und zünde mir eine Pfeife an. Er soll Zeit haben, sich zu sammeln, sich vorzubereiten. Er soll nicht das Gefühl einer Ueberrumpelung bekommen.

Und doch überrumple ich ihn. Er hat erwartet, dass ich aufs Ziel lossteuere und etwas über seine Streite, über die Schule, die Zwischenfälle mit den Lehrern frage. Statt dessen frage ich ihn: «Machst du gern Spiele?»

Er ist so verblüfft, dass er zuerst gar nicht antworten kann, dann sagt er: «Wie meinen Sie!»

Er muss mich doch ganz genau verstanden haben. Aber er will Zeit gewinnen.

«Ich wüsste gerne, was du jetzt lieber für ein Spiel machen würdest, statt da bei mir zu sitzen!»

Das nötigt ihm ein leichtes Lächeln ab. Er hat sich gefunden.

«Lieber würde ich jetzt marmeln!» sagt er lebhaft. «Jetzt ist gerade die Marmelzeit; wir marmeln immer, wenn wir draussen sind.»

Darauf gehe ich nun ein. Mein Ziel ist vorläufig, Kontakt mit Adolf zu bekomen, weiter gar nichts. Ich werde, sobald ich merke, dass der Junge sich aufschliesst und etwas wie Zutrauen zu mir entwickelt, jetzt oder in einer spätern Sitzung das Gespräch schon auf das Thema überleiten können, das uns eigentlich beschäftigen soll. Ich sage dem Burschen, dass ich seinerzeit auch ein eifriger Marmelspieler war, erzähle ihm davon und lasse ihn erzählen, zeige mich als Kenner der Spielarten und Regeln, höre, wie er gewinnt und verliert usw. Nach einiger Zeit sagt er, er könnte momentan «Tag und Nacht» marmeln, es würde ihn nicht langweilen.

Wie von ungefähr packe ich diesen Ausspruch und entgegne: «Am Ende marmelst du noch im Traume!» und ich merke seinem Gesichtsausdruck an, dass ich Glück habe. «Ist es so?» fordere ich ihn auf zu erzählen.

«Ich hatte letzthin einen ganz merkwürdigen Traum», beginnt er. «Es machte mir fast Angst. In einem Tuchsäcklein hatte ich zwei Achate, die sind viel wert. Ich hielt es in den Händen, und wie ich's so hielt und ansah, da merke ich, wie das Säcklein plötzlich immer voller und voller wurde, zuletzt platzte es oben und die vielen Marmel rollten davon. Ich fand sie nicht mehr, auch die beiden Achate nicht. — Es war unheimlich!», versicherte er.

Damit bin ich eigentlich schon orientiert, womit sich der Bub tiefinnerlich beschäftigt; aber es ist jetzt noch nicht an der Zeit, vor ihm damit hervorzurücken, und die Ursache seines Angsttraumes aufzugreifen.

Ich frage ihn nach weitern Angstträumen. Er hat von Zeit zu Zeit solche, und meistens handelt es sich um Flugunglücke: Er stürzt mit einem Zeppelin oder Flugzeug ab, oder er fällt aus einem Ballon.

Nachdem er fertig erzählt hat, schlage ich vor, wir wollten jetzt auch eine Art «Spiel» machen, erkläre ihm, worum es sich handelt: um die Deutung der Zufallsformen bei den Tafeln des *Rorschach*'schen Test-Versuches. Er ist ein wenig erstaunt, dass ich mir seine Antworten nachstenographiere. Nachdem das Experiment beendet ist, will er wissen, warum ich seine Aussagen aufschrieb. Darauf will ich ihm keine direkte Antwort geben, ich zähle laut nach und sage dann:

«Du hast in achtundzwanzig Minuten siebenunddreissig Antworten gegeben. Gestern gab mir ein Junge in deinem Alter in einer halben Stunde nur sechsundzwanzig.»

Meine ausweichende Antwort befriedigt ihn. «Es kommt halt auf die Phantasie an!» meint er. Dann fügt er bei: «Können Sie etwas damit anfangen?»

«Es ist ein Mittel, um ein wenig in dich hineinzusehen — es zeigt deine Fähigkeiten, das hast du ja schon selbst erraten. Um mehr sagen zu können, muss ich eine Zeitlang hinter deinen Antworten sitzen. Ich mache dir einen Vorschlag: du musst noch einmal zu mir kommen, dann kann ich dir genau sagen, was ich herausgefunden habe.»

Sein Interesse ist ebenso wach wie sein Zweifel. Aber er will doch gern wissen, was man aus der Deutung dieser Klecksographien-Tafeln herausfinden wird, und die Zeit für unsere nächste Sitzung kann anberaumt werden.

Nun rufen wir den Vater und erklären ihm, dass Adolf am nächsten freien Nachmittag zu mir reisen wolle, wir hätten zusammen ein Experiment gemacht, und der Junge wolle die Ergebnisse erfahren. Dann nehmen wir Abschied.

Mit dem Vater durfte ich nicht nochmals ohne Beisein des Sohnes sprechen. Warum, ist leicht zu erraten: ich wollte das Bürschchen nicht wieder misstrauisch machen. Wir haben gesehen, wie er in mein Zimmer trat, und wie sich seine Einstel-

lung mir gegenüber im Verlaufe der Verhandlungen veränderte. Es war ein Zustand hergestellt, den wir als eine «günstige Uebertragung» bezeichnen. Der Junge war zuerst unsicher, suchte mich und die Umgebung rasch einzuschätzen, und erst als er merkte, dass es «nicht so gefährlich» sei, verliess er seinen Quivive-Standpunkt. Er hätte annehmen können, ich sei ein Trottel, weil ich nicht über die Dinge sprach, die er als Thema vermutete und erwartete. Aber der Ton unseres Gespräches, die Kenntnisse über eines seiner Lieblingsspiele, und nicht zuletzt der Rorschach-Versuch und die damit verbundene Spannung, was dieser bedeuten möge, erweckten seine Achtung und den Wunsch, weiter zu mir zu kommen. Diese Gefühlslage hätte gestört werden können, wenn ich Adolf neuerdings ins Nebenzimmer geschickt hätte, um nochmals mit dem Vater zu reden. Vielleicht wäre ein solches Vorgehen von dem Jungen als heimliche Verschwörung gegen ihn aufgefasst worden.

Den *Rorschach*'schen Versuch machte ich, um mich über Intelligenz, Charakter und Anlagen des Jungen zu vergewissern. Ich wollte ausserdem feststellen, ob seine angebliche geistige Verblödung vielleicht auf seelischen Veränderungen beruhten, die den Eingriff eines Psychiaters notwendig machten. So schlimm stand es nun mit Adolf nicht.

Ich sagte bereits, ich hätte Glück gehabt, als mir Adolf im Verlaufe des Gespräches über das Marmelspiel einen Angsttraum erzählte.

Kinderträume sind häufig leicht deutbar, auch wenn man dazu nicht, wie bei einer therapeutischen Analyse, ein reichliches Einfallsmaterial sammeln kann. Sie arbeiten mit ziemlich durchsichtigen Symbolen. Wir haben in Adolfs Angsttraum ein Säcklein mit zwei wertvollen Marmeln; das Säcklein füllt sich wie durch Zauber bis zum Platzen; es platzt, und die Marmel rollen davon. Adolf findet zuletzt nicht einmal mehr die beiden Achate. Die Füllung des Säckchens ist das Merkwürdigste dabei: sie vollzieht sich, als der Junge es in seinen Händen hält und beschaut.

Es handelt sich um einen sehr deutlichen Onanietraum. Er stellt nicht nur die manuelle Masturbation dar, sondern auch die Onaniebefürchtungen: das Säckchen leert sich, bis nichts mehr darin ist. Bei Onanisten findet sich regelmässig die Angst, dass sie ihren Körper schädigen, verletzen, dass sie sich ruinieren, so wie Adolf im Traume an seinem Marmelbesitz ruiniert wird. Hinter der Onanie stecken, um einen psychoanalytischen Fachausdruck zu gebrauchen, immer «*Kastrationsphantasien*».

Es wäre verfrüht gewesen, Adolf schon in der ersten Sitzung mitzuteilen, was sein Traum verrät. Wenn ich ihm gesagt hätte, was ich wusste, dann wäre er erschrocken und hätte sich sicher geweigert, nochmals zu mir zu kommen.

Wir wissen ja auch noch nicht, inwiefern und ob überhaupt seine Onanie mit seinem absonder-

lichen Verhalten zusammenhängt. Das von den Eltern erwünschte Ziel unserer Erziehungshilfe betrifft auch nicht die Onanieverhinderung beim Jungen — wahrscheinlich wissen die Eltern überhaupt nichts von der geheim gehaltenen «Unart» ihres Sprösslings — sie erwarten, dass sein streitbarer Charakter gebessert werde. Und von dessen Grundlage wissen wir vorläufig nichts.

In der zweiten Sitzung wurde zuerst das Versuchsergebnis besprochen. Es freute Adolf, zu vernehmen, dass er eine recht gute Intelligenzanlage habe, schöne Fähigkeiten zu logischem Erfassen, zu objektiver Schätzung, zu Grosszügigkeit, dazu das, was man einen «praktischen, gesunden Menschenverstand» nennt. Er musste auch einen starken Widerspruchsgeist zugeben, und dass er in der Schule nicht leiste, was er eigentlich könnte. An Blick, Gebärde, Ton seiner Stimme merkte ich, wie sein Zutrauensverhältnis zu mir immer fester wurde. Jetzt verriet ich ihm, der Versuch habe auch ergeben, es sei etwas mit seinen Gefühlen nicht in Ordnung, er habe Mühe, sich anzupassen, und er müsse eine innere Angst bekämpfen.

Und nun war alles vorbereitet, dass man Adolf über seine Kameraden, seine Lehrer und seine Streite referieren lassen konnte. Er war jetzt in seinem Uebertragungsverhältnis zu mir schon so weit, dass sein Bericht die Form einer Beichte annahm — er klagte sich und die andern an, und

erwartete von mir vertrauensvoll Verständnis und Hilfe. Es zeigte sich immer deutlicher, dass Adolf wirklich so etwas wie ein Sündenbock war, und dass er häufig für die Kameraden hatte ausfressen müssen. Aber es wurde auch ersichtlich, dass er provozierte — wie er seine Handlungen, seine Mithilfe bei Streichen und seine Antworten bei den Untersuchungen durch die Lehrer so einrichtete, dass man glauben musste, er sei der Rädelsführer gewesen. Die Strafe ertrug er dann gelassen, stoisch.

«Ich denke, es müsse so sein, das sei mein Schicksal, meinte er.

In der dritten Sitzung bewies ich ihm an Hand des von ihm gelieferten «Materials», dass er mit seinen Streitereien Strafe suchte.

Er war dabei sehr ernst, die Tränen standen ihm zuvorderst, und er erzählte — meine Deutung bestätigend — wie er sich seinerzeit mit seinem Brüderchen stritt, und eigentlich erst «zufrieden» war, wenn ihn sein Vater abstrafte.

Es ist nicht schwer, zu erraten, woher das unbewusste Strafbedürfnis Adolfs stammt. Er bucht die erlittene und manchmal tatsächlich «ungerechte» Strafe auf ein anderes Schuldkonto als Abzahlung: auf das seiner geheim gehaltenen «Sünde».

Vom Elternhause erhielt ich nach der dritten Sitzung den Bericht, Adolf sei verändert heimgekommen, nachdenklich, während er sonst eher

lebhaft und fahrig war, und es scheine, dass er seine Gassenkameraden zu meiden beginne, man habe auch aus der Schule einen günstigeren Wochenbericht erhalten.

Zwischen den Zeilen las ich, dass die Eltern weitere Sitzungen als überflüssig betrachteten. Ich wusste aber, dass der Veränderung noch nicht zu trauen war; ich schrieb den Leuten, sie möchten sich von der Wendung nicht täuschen lassen und mir den Jungen noch ein paar Stunden überlassen. Ich erinnerte sie an die anfängliche «Besserung» nach den Besuchen bei dem Individualpsychologen und verhehlte nicht, dass des Jungen Zustand jetzt ungefähr der gleiche sei wie damals. Um eine völlige Besserung zu erreichen, seien noch mehrere Sitzungen nötig. Ich hoffte, später nachweisen zu können, warum das so sein müsste.

Bei der nächsten Zusammenkunft mit Adolf empfing ich ihn mit den Worten: «Wir müssen nun nach der Ursache deines Wunsches nach Strafe suchen. — Du musst irgend etwas auf dem Gewissen haben, das dich plagt — eine geheime Schuld. Was ist das für eine Schuld?»

Mit gesenktem Kopf antwortet er: «Ich weiss es nicht!» Es klingt wie ein Seufzer.

«Besinne dich!» sage ich zu ihm und warte eine Weile. — «Ich will dir auf die Spur helfen. Du hast mir nämlich deine Schuld schon bei der ersten Sitzung verraten!»

Blitzschnell schaut er zu mir auf, erstaunt.

«Gewiss hast du im Religionsunterricht von den Träumen Josephs und Pharaos gehört, nicht?»

Er nickt.

«Auch heute noch haben die Träume etwas zu bedeuten. Und im Verlauf unserer ersten Sitzung hast du mir den Traum von dem Marmelsäcklein erzählt.» — Ich wiederhole ihm den Traum langsam, betont, satz- oder wortweise, damit er Zeit habe, selber den Sinn zu erraten, soweit ihm das möglich ist. Nachher frage ich. «Hast du verstanden, was der Traum verrät?»

Zuerst schüttelt er den Kopf. Dann gibt er zu: «Ich weiss es — ungefähr weiss ich es!» Die Worte sind mehr sich selber zugemurmelt, als zu mir gesprochen; aber an seiner Haltung ist ersichtlich, dass er begriffen hat, worum es sich handelt.

Jetzt darf ich schon direkt fragen: «Seit wann treibst du das geheime Spiel?»

Das Eis ist gebrochen. Ich vernehme, wie er von einem Klassenkameraden der städtischen Realschule, Sohn aus besten sozialen Verhältnissen, in der Onanie unterrichtet wurde, wie er der Gewohnheit verfiel und dagegen ankämpfte. Die üblichen Onaniebefürchtungen werden von Adolf aufgezählt: die Angst, seine «besten Kräfte» zu verlieren, zu verblöden, sich zu schwächen.

Es wird klar, warum er in der Schule nicht leisten konnte, was seinen Fähigkeiten entsprach. Die Befürchtungen wirkten suggestiv — Leistungs-

verminderung bewies die erwartete angehende Verblödung und war zugleich eine direkte Strafe für die Onanie. Für den «verblödenden» Jungen war der Umgang mit Gassenjungen, die nur die Primarschule besuchten, angemessen. Und weil ein Realschüler einst der Verführer gewesen war, verstehen wir auch Adolfs Abneigung gegen seine nächsten Schulkameraden: Der Unwille, der ursprünglich nur dem einen, dem Verführer, galt, breitete sich auch auf die andern aus.

Es ist noch zu berichten, wie die Erziehungshilfe abgeschlossen wurde. Ich hatte nun soviel Macht über den Jungen, dass er mir wie ein Gruppenindividuum seinem Führer glaubte. Diese Bindung nutzte ich aus, um ihm eine mässige Onanie als unschädlich zu erlauben, und um ihn zugleich anzuhalten, sich in der Selbstbeherrschung zu üben und nicht jedem kleinen Gelüsten gleich nachzugeben: er solle sich bemühen, die Intervalle immer weiter hinauszuschieben, und wenn er seinem Drange erliege, so solle er sich nachher keine langen Skrupel machen.

Ich sah ihn zuerst einen, nachher drei Monate später nochmals und erhielt von ihm die Erlaubnis, mit seinem Vater offen heraus zu reden. Jetzt konnte ich diesen über die Details unterrichten und ihn wegen der Onanie beruhigen, der gegenüber er übrigens eine sehr vernünftige Stellung einnahm. Später erhielt ich einmal einen freiwillig abgefassten, dann einen verlangten Bericht

von den Eltern, beide lauteten günstig. Man hat den Burschen in der Privatschule behalten können, seine Leistungen haben wieder zugenommen, seine Sittennote lässt nicht mehr zu wünschen übrig, er verträgt sich mit seinen Schulkameraden, er gewann sich aus seinen sozialen Kreisen neue Freunde, und seine Rauflust ist anscheinend dauernd behoben.

Wahrscheinlich ist der Erfolg beständig.

Das vorgelegte Beispiel «Adolf» zeigt recht deutlich, wie eine falsche Gewissensreaktion, und wie unbewusste Schuldgefühle einen Menschen zu asozialem Verhalten drängen kann.

Zudem kann darauf aufmerksam gemacht werden, *dass Strafbedürfnis und Sühneverlangen einen Teil der Intelligenz abzudrosseln vermögen.* Ein Schüler, der als «dumm» oder «schwach» eingeschätzt wird, weil er die intellektuellen Leistungen seiner Altersstufe nicht oder nur teilweise fertig bringt, ist möglicherweise gar nicht so beschränkt, wie es scheint. Er kann auch nur «gehemmt» sein.

Die Bewusstmachung vorher unbewusster Motive, mit aller Vorsicht und Sorgfalt und unter Ausnutzung des günstigen Gefühlsverhältnisses zwischen Schüler und Führer, der «Uebertragung», erarbeitet, kann wie in Franzens Fall erlösend und befreiend wirken.

An meinem Berichte über Adolf hat vielleicht eine Tatsache irritiert: dass dem Jüngling die

Onanie nicht verboten — dass ich sie im Gegenteil direkt erlaubt habe.

Aber ich habe auch gezeigt, wie sie auf einer anderen Ebene doch wieder bekämpft wird: nicht mit den üblichen Drohungen und der Unterdrükkung — ich habe versucht, den Willen zur Selbstbeherrschung, den spartanischen Geist der Selbstzucht zu mobilisieren. *Eine Meisterung seiner Begierden aus freiem Willen ist sittlich wertvoller als eine solche aus Angst und Straferwartung,* auch wenn sie mehr Zeit nötig hat, als die von aussen erzwungene Unterdrückung.

Bei Adolf kam zudem in Betracht, dass seine Onanie auch im Dienste der Selbstbestrafungstendenzen stand: der Traum zeigte, dass sie nicht allein dem Drang nach Lust entsprungen war, sondern zugleich die Bedeutung einer Selbstverstümmelung zu Sühnezwecken angenommen hatte.

Ich habe häufig die Beobachtung gemacht, dass der Onaniewunsch bei solcher Einstellung immer beträchtlich an Kraft und Macht verliert, wenn ihm die Bedeutung einer Selbstbestrafung genommen werden kann.

Es ist hier nachzutragen, dass auch Träume von Flugunglücken, wie Adolf sie angeblich recht häufig hatte, meist unbewussten Straftendenzen entsprechen.

Es mag mir kaum ganz gelungen sein, die Methode deutlich zu machen, die *Pfister* als «*Pädanalyse*» bezeichnet hat.

«Pädanalyse» ist vielleicht ein glücklicheres Wort als «*psychoanalytische Pädagogik*», weil es viel besser eine Verschmelzung zweier verschiedener Begriffe andeutet.

Vielleicht kann ich meine Absicht am besten anhand weiterer praktischer Beispiele verfolgen. Ich meine, die Theorien, die sich aus ihnen ziehen lassen, werden dann viel plastischer. Theorien ohne praktische Beispiele werden so leicht unbeabsichtigterweise missverstanden und missdeutet, mögen sie noch so genau formuliert sein und die Leser sich Mühe geben, sie präzis aufzufassen.

Mir scheint, dass Theorien, die man als Extrakte aus vorgelegten Beispielen aus dem praktischen Leben entzieht, nicht nur viel unmissverständlicher, sondern auch leichter fassbar und gegenständlicher sind.

V. KAPITEL.

Herstellung der günstigen Uebertragung, Assoziations- und Spieltechnik.

Verhalten des Beraters bei der Einvernahme der Eltern. Erwartungsvorstellungen des Kindes beim Erziehungshelfer, dessen «anderes» Verhalten. — Gewinnung des ersten Kontaktes. Verhalten bei Lügnern, Beispiel SUSI. — Assoziationstechnik; ihre Mischung mit Spieltechnik; Beispiel LILLI, ein kleines Mädchen, das sich auf einmal nur fürs Essen interessiert. — Beispiel für ausgesprochene Spieltechnik bei einem Kinde, MIGGELI, mit Lernstörung.

Wenn Eltern ein schwieriges Kind in die Erziehungsberatung bringen, so erwarten sie oft, dass ihnen schon nach kürzester Zeit, etwa nach einer oder zwei Stunden ein wirksamer, heilpädagogischer Ratschlag gegeben werden könne. Den Berater betrachten sie als eine Art Hexenmeister, der ein Kind sofort durchschauen könne und über besondere und sichere erzieherische Mittelchen verfüge.

Nur in seltenen Fällen ist es möglich, in so knapper Frist Entscheidendes zu erfassen und einen Rat zu erteilen. Sehr oft würde es nicht genügen, den Leuten Verhaltungsmassnahmen zu

empfehlen, und der Berater muss zum Helfer werden und selber einen pädagogischen Eingriff vornehmen.

Gewöhnlich wird ihm von den Angehörigen des Kindes ausführlich über dessen Fehler Bericht erstattet. Dabei vernimmt er nichts von der abnorm wirkenden Grundlage, es werden ihm nur die dissozialen Symptome geschildert. Die Erzähler geraten dabei oft in Hitze, oder sie klagen mit erschrockenen Mienen, sie fühlen sich durch die Aufführung ihres Kindes beleidigt und enttäuscht — kurz: es wird mit heftigen Affekten referiert, und der Berater muss damit rechnen, dass wahrscheinlich nicht alles *sachlich* betrachtet ist, was man ihm vorbringt.

Es wird auch nicht aufzuzählen versäumt, welche verschiedenen Erziehungsmassnahmen bereits erfolglos probiert wurden. Die Beschreibung der Anwendung der Mittel und der Misserfolge geschieht in der Regel sehr weitschweifig. Der Berater darf dabei nicht ungeduldig werden, etwa indem er denkt, er könnte die Zeit vorteilhafter ausnützen, wenn er jetzt das Gespräch abbräche und das Kind vornähme.

Es ist besser, wenn er die Ratsuchenden ausreden lässt. Schon darum, weil er ihnen später argumentieren kann: «Sie haben alles versucht und keinen Erfolg gehabt — da können Sie verstehen, dass ein so tiefliegender Fehler nicht in kürzester Zeit beseitigt werden kann. Wie lange ich brauche,

kann ich nicht zum voraus bestimmen. Ich bitte Sie um Vertrauen, und dass Sie Ihrem Kinde und mir vo viel Zeit und Geduld schenken, wie eben nötig sein werden.»

Aber das Ausredenlassen hat noch weitere Vorteile. Die Leute können abreagieren: Es tut ihnen wohl, sich einmal reichlich über ihre Sorgen aussprechen zu können bei einem Menschen, von dem sie Verständnis erwarten. Das beruhigt sie in einem gewissen Grade. «Geteiltes Leid ist halbes Leid!» heisst es im Sprichwort — und im Berater finden sie jemand, der teilen hilft. Seine ruhige Sachlichkeit wirkt auf sie, und die Aussprache löst bei ihnen das Gefühl aus: «Wir haben unsere Pflicht erfüllt — schaue nun der Berater, wie er mit unserm Buben oder Mädchen fertig wird!» Sie fühlen sich eines Stückes Verantwortung los, atmen erleichtet auf, distanzieren sich gleichsam ein wenig von einer ihnen peinlichen Angelegenheit, und daraus ergibt sich eine gehobene Stimmung, die dem Kinde und seiner Behandlung direkt zugute kommt.

Je mehr die Beruhigung der Angehörigen eines schwierigen Kindes gelingt, desto weniger pfuschen sie später — aus lauter Gutmeinen — dem Berater und Helfer ins Handwerk. «Wir lassen jetzt *ihn* machen!» sagen sie sich, und sie bringen neue Geduld auf, auch wenn sie ihnen vorher bereits ausgegangen war.

Viele Ratsuchende zeigen sich erstaunt, wenn der Berater nach Anhören ihres Berichtes verlangt, das Kind zu sehen und unter vier Augen zu sprechen.

«Wir finden das völlig unnütz», sagen sie. «Unser Bub ist so *misstrauisch*, dass er Ihnen gar nicht Rede stehen wird. Wir meinen, wir haben Ihnen den Fall weitläufig genug entwickelt, doch sind wir gerne bereit, Ihnen fernere Auskunft zu erteilen, bitte, fragen Sie nur!» Oder sie entgegnen: «Der Bub *lügt* wie gedruckt, er wird Sie beschwindeln, das hat keinen Zweck!»

Häufig haben die Angehörigen dem fehlentwickelten Kinde gegenüber ein schlechtes Gewissen. Sie können zwar nicht angeben, warum, aber sie vermuten, sie hätten irgendwo bei der Erziehung einen Fehler begangen. Sie fürchten, dieser könnte verraten werden, und das ist ihnen peinlich. Manchmal wissen sie auch genau, wo ein Fehler gemacht worden ist, sie verschweigen ihn aber aus falscher Scham.

Auch die Befürchtung, ein Kind könnte aus Schlauheit oder aus Lügenhaftigkeit dem Berater Dinge erzählen, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmen, ist stichhaltig; das kommt vor.

Der Berater muss die Einwände zerstreuen. «Ich werfe mich nicht zum Richter zwischen Ihnen und Ihrem Kinde auf», kann er etwa sagen. «Erziehungsfehler begehen alle Eltern, manchmal dann besonders, wenn sie es gut meinen und sich

alle Mühe geben. — Wenn ich das Kind sehen und sprechen will, so ist es darum, weil ich alsdann wohl besser die Gründe seiner Abwegigkeit durchschauen kann. Kinder verraten einem Dritten gegenüber oft mehr als ihren Eltern und Lehrern. — Lassen Sie es meine Sorge sein, mit Ihrem Buben in ein Gespräch und in Kontakt zu kommen, ich habe darin eine gewisse Erfahrung, und ich möchte den Versuch wagen. — Es ist gut, dass Sie mich darauf aufmerksam machen, dass Ihr Töchterchen mir wahrscheinlich Bären aufbinden will. Aber gerade seine Lügen interessieren mich. Ich darf Sie versichern, dass ich die Märchen für das halten werde, was sie sind, und schon ans Tageslicht kommen wird, was wahr und was erdichtet ist!»

Weniger ratsam ist, den Eltern mitzuteilen, dass sie Partei sind, und dass der Berater auch die Gegenpartei anhören muss. Zu leicht wird der Ansicht Vorschub geleistet, als ob sich der Berater richterliche Funktionen beimesse. Das beabsichtigt er ja tatsächlich nicht, er will nur einen Erziehungsfall möglichst sachlich betrachten können. Oft glaubt ein lügenhaftes Kind selbst an seine Lügen. Es kann zwischen der Wirklichkeit und seinen Tagträumen nicht scharf unterscheiden, und seine Lügen sind subjektive, nämlich *seelische Realität*, und dieser kommt die gleiche Wichtigkeit für das kindliche Wesen zu wie der «objektiven Realität».

Erinnern wir uns unserer Schulschwänzerin,

der angehenden Vagabundin, Lügnerin und Träumerin Klara, über die ich im zweiten Kapitel berichtete. Ihre Lügen hatten einen bestimmten Sinn. Klara produzierte sie nicht von ungefähr. Sie dienten dem Abfluss von Rachegefühlen gegen Vater und Stiefmutter, und dem «Aschenbrödelroman», dass ein reicher, mächtiger und prächtiger Mann sie aus den ärmlichen Verhältnissen retten werde.

In zahlreichen Fällen verhält sich ein Kind, das man zum Berater bringt, schüchtern, misstrauisch, vorsichtig, wortkarg. Es ist kaum anders zu erwarten. Das Kind weiss, warum man es in die Erziehungsberatung gebracht hat. Es schämt sich deswegen. Oder es will seinen Fehler, der ihm persönlich Lust bereitet, nicht preisgeben. Es fürchtet sich, weil es den Berater unmittelbar in die Reihe seiner Erzieher stellt und von Anbeginn eine feindselige Stellung gegen ihn einnimmt. Denn es erwartet eine peinliche Auseinandersetzung, manchmal sogar eine besonders raffinierte Strafe.

Häufig ist ihm gedroht worden: «Pass auf, der Herr X. wird schon hinter deine Tücken kommen, und alle deine Schliche nützen dir bei ihm nichts!» usw.

Wir sehen, das Kind hat Grund genug, misstrauisch zu sein. Es gilt, schon auf den ersten Anhieb die Erwartungsvorstellungen des Kindes Lügen zu strafen, indem sich der Berater ganz «anders» verhält.

Angenommen, es handle sich um einen Buben,

der Diebereien begangen hat. Sicher erwartet er, dass ihn der Berater darüber ausfrage. So haben es seine Eltern, seine Lehrer, die Behörden, der Polizist getan.

Der Berater lässt den Jungen in sein Zimmer kommen und bedeutet ihm mit einer Geste, wo er sich hinsetzen soll. Dann lässt er ihm Zeit. Der Berater zündet sich beispielsweise ein Pfeifchen an, oder er dreht sich mit einer kleinen Maschine umständlich und wie in seine Arbeit vertieft eine Zigarette und steckt sie in Brand. Er nimmt eine Frucht aus der Schale, beisst sie an und fragt: «Magst du auch einen Apfel essen?» — «Hast du schon einmal so eine hübsche kleine Maschine gesehen?» — «Raucht dein Vater auch?»

Der Bub ist verblüfft.

Unter Umständen entwickelt sich schon jetzt ein Gespräch. Möglicherweise ist der kleine Kerl sehr froh, dass er nicht von dem zu reden braucht, womit er zuhause und in der Schule gequält worden ist, er hakt sofort ein und beginnt immer freier zu plaudern.

Vielleicht aber bleibt er weiter misstrauisch. Er antwortet nur mit einem gestotterten «Ja!» oder «Nein!»

Dann muss eben der Berater weiter reden. Er knüpft irgend ein lustiges oder interessantes Gespräch an, das den Buben fesselt, oder ihn zum Lachen bringt. Nachher ist das Eis schon ein wenig gebrochen, und das Zwiegespräch kommt in Fluss.

Bei ganz «verstockten» Burschen hat man oft auch mit einer Sport-Zeitung Erfolg. Man legt sie bereit und beginnt über einen Fussballmatch zu reden, oder über irgend ein anderes sportliches Ereignis.

Einmal habe ich mir den Zugang zu einem 17-jährigen, von dem mir versichert worden war, dass er mir kein Wort gönnen werde, dadurch gewonnen, dass ich meine Ordonnanzpistole zusammensetzte. Ich hatte sie vorher zu dem Zwecke ganz zerlegt. Der Bursche kam herein, setzte sich und schenkte mir keinen Blick. Ich tat nichts dergleichen, liess ihn auf dem Ruhebett sitzen, pfiff leise vor mich hin und beschäftigte mich mit der Waffe. Solche interessieren junge Leute männlichen Geschlechtes fast immer. Nach einiger Zeit liess ich den Schraubenzieher fallen. Der Bursche hob ihn auf.

«Danke!» und ich arbeitete weiter.

Dann forderte ich ihn plötzlich auf, mir den Griff zu halten, damit ich Lauf und Schloss einsetzen könne. Er tat es und sah mich dabei zum erstenmale an.

Jetzt fragte ich ihn: «Hast du schon mal mitgeholfen, eine Pistole zu reinigen?»

«Nein!»

«So!» — Aber geschossen hast du schon mit einer?»

«Nein!»

«Wo habe ich jetzt den Hahn hingelegt?»

«Da ist er!»

«Weisst du, wie man den einsetzt?» — Die Antwort wurde nicht abgewartet, ich reichte ihm Pistole und Hahn. Er versuchte, ihn einzusetzen, es gelang.

«Aber jetzt weiss ich nicht weiter!» meinte er dann und lächelte.

«Ich will es dir zeigen!» —und jetzt entwickelte sich ein Gespräch über Waffen, Schiesskunst, Knabenschiessen; der Jüngling wurde freier und munterer, der Rapport war vorhanden, und es war leicht, schon bei der ersten Zusammenkunft recht viel über Kameraden, Schule und die Verhältnisse im elterlichen Hause zu vernehmen. In einer späteren Stunde, als sein Gefühlsverhältnis, seine günstige «Uebertragung» zu mir noch besser geworden war, ergab es sich wie von selbst, dass wir auf seine Schwierigkeiten zu sprechen kamen, und daraufhin konnte die eigentliche Behandlung beginnen.

Bei Mädchen kann die Unterhaltung mit Gesprächen über Puppen, bei älteren über die Mode in Gang gebracht werden. Gelingt es dem Berater, die Sache so zu drehen, dass er vom Kinde belehrt wird, dann hat er gewonnenes Spiel.

Der Berater wird nur in seltenen Fällen schon im ersten Augenblick, in der ersten Behandlungsstunde, die Konflikte eines Dissozialen besprechen wollen. Er darf es nur dann, wenn ein Kind selber unter seiner Schwierigkeit leidet und Hilfe

erwartet. Sonst jedoch muss er Geduld haben und warten können, bis das Misstrauen verschwunden ist und der «Uebertragung» Platz gemacht hat.

Und auch dann darf er noch nicht aufs Ganze gehn. Er muss dosieren. Er muss mit der Besprechung eines Symptomes anfangen, von dem er fühlt, dass es dem Kinde am wenigsten peinlich ist. Das «Gesetz vom geringsten Widerstande» ist auszunutzen. Ist einmal ein Geständnis freiwillig gemacht, und hat das Kind erfahren, dass es keinen Richter als Partner hat, dann gibt es willig andere Geheimnisse preis. Und schliesslich erschliesst es sich so weit, dass der Helfer die unbewussten Motive einer Schwererziehbarkeit erkennen kann.

Für den Berater ist nützlich, wenn er ausser mit den schwierigen auch mit normalen Kindern beständigen Umgang hat. Nicht nur, damit er lebendiges «Vergleichsmaterial» besitze, sondern auch, um in dauerndem Kontakt mit der kindlichen Welt, den kindlichen Interessensphären zu bleiben, zu wissen, was die Jugend einer bestimmten Altersklasse momentan bewegt, und worüber sie gerne diskutiert. Es ist keine Zeitverschwendung, wenn er sich über die Sportarten unterrichten lässt, die Auto- und Motorrädermarken kennen lernt, dafür sorgt, dass er im Radiobasteln kein Laie ist, die Fachausdrücke für Damenkleiderstoffe beherrscht, sowohl bei *Wallace*, als auch bei der *Courts-Mahler* ein wenig zuhause ist, usw.

Seine Vielseitigkeit in Dingen, die der Jugend lieb sind und nahestehen, wird er zur Anknüpfung eines Vertrauensverhältnisses bei Schwererziehbaren sehr gut brauchen können.

Das Vertrauensverhältnis, die günstige oder «positive Uebertragung» muss er in ihrer Eigenart in jedem einzelnen Erziehungsfalle genau kennen und handhaben können. Sie ist das Mittel, zu lösen und zu binden. Von ihr hängt alles ab. Darum ist es so sehr wichtig, sie zu gewinnen.

Gewöhnlich ist eine Art Uebertragung zwischen dem schwierigen Kinde und dem Berater oder Helfer schon vorhanden, wenn das Kind vernimmt, es werde zu ihm gebracht. Ich meine die «negative» Uebertragung, die sich als Misstrauen, Angst, Schweigen und durch bewusste Ablehnung äussert.

Eine gewisse Art von Kindern reagiert, und zwar aus genau gleicher Einstellung, ganz anders. Ueber sie muss besonders berichtet werden. Es handelt sich um die ganz geriebenen Gauner, die schon einen Schuss Hochstaplerblut in ihren Adern rinnen haben. Sie zeigen sich freundlich, höflich, artig, liebenswürdig, «wohlerzogen», lebhaft in Gespräch und Gebärde, willig und oft bestechend nett. Scheinbar haben sie längst darauf gewartet, dass man sie zu uns bringt, sie blicken einem offen und herzlich ins Gesicht, sind ansprechbar und plaudern gern und viel drauf los, sie folgen einem auf jedwedes Gebiet. Wenn man

sie in die Zange nehmen will und direkt auf ihre dissozialen Symptome zu sprechen kommt, dann reden sie auch darüber wie die Bücher, das heisst, sie referieren über sich, als ob sie über jemand Schlimmen Bericht erstatteten. Sie sprechen mit vielem Affekt wie über eine gelesene Räubergeschichte. Und sie erwecken leicht den Eindruck, als ob es mit ihrer Schwierigkeit gar nicht so schlimm stände. Man könnte über ihre Vernünftigkeit erstaunt sein und den Verdacht fassen, die Angehörigen schätzten ihr Kind völlig unrichtig ein, und an ihnen müsse wohl der Fehler liegen.

Oft ist es schwer, zu merken, dass sie nur Theater spielen, dass ihre Affektivität und ihre sehr vernünftige und geradezu «erwachsen» scheinende Haltung Schwindel sind und den Berater bewussterweise täuschen sollen.

Meist fehlt es solchen Kindern nicht an einer guten Intelligenz, sie sind begabte Logiker und entbehren auch nicht der schöpferischen Phantasie. Gerade darum ist es nicht leicht, ihnen Lügen nachzuweisen: sie wissen ihre Aussagen so zu gestalten, dass sie wahr sein könnten. Fast noch schwerer ist es, ihre gefühlsmässige Ansprechbarkeit als unecht zu durchschauen.

Die entgegenkommende und freundschaftlich-liebenswürdige Haltung ist eine Maske, eine ins Gegenteil verdrehte Aeusserungsform der negativen Uebertragung.

Das kann man einem sich auf diese Art ver-

haltenden Kinde nicht ins Gesicht heraus sagen. Denn es würde nicht nur nichts nützen, sondern das Kind noch vorsichtiger werden lassen.

Zwei andere Angriffsweisen von Seiten des Helfers sind zu empfehlen:

Er sucht seinem Zögling durch entsprechendes Auftreten derart zu imponieren, dass das Kind augenblicklich unsicher wird und ihn sofort als viel klüger einschätzt als alle anderen Erwachsenen und vor allem als sich selbst. Es lehnt sich dann willig an die Autorität an, ist fasziniert (verblendet, gefesselt) und gehorcht wie ein Glaubensgenosse seinem Propheten. Wenn die Ueberrumpelung gelingt, wird der Helfer sozusagen zum herrschenden Stück Ueber-Ich erhoben, das Kind lässt sich von ihm führen. Aussenstehende werden glauben, ein Wunder zu erleben, wenn sie sehen, wie das Kind leicht gehorcht, und wie es geneigt ist, in einer heisshungrigen Weise das zu tun, was seinem Führer Freude macht, und was ihm von den Augen abgelesen werden kann.

Immerhin, es ist ein Va-banque-Spiel, das vielleicht eben nicht gelingt, und dann sind alle Chancen für den betreffenden Helfer verpasst. Das Kind lehnt ihn ab, grinst heimlich über seine «Dummheit» und sucht ihn zu gängeln. Es wird dann für ihn sehr schwer sein, mit geänderter Taktik etwas zu erreichen.

Es gibt nämlich noch einen andern Weg. Er braucht mehr Zeit und Geduld, aber er ist viel-

leicht der sicherere. Wir gehen nicht anders vor, als wie wir es in den Beispielen *Franz* und *Adolf* im vorangegangenen Kapitel verfolgen konnten. Wir tun so, als glaubten wir an die geheuchelte Freundlichkeit, und als ob wir die Berichte als bare Münze aufnähmen. Wir gehen auf alles ein, geben uns gar keine Mühe, irgend einen Beweis der Unwahrhaftigkeit herauszufinden und unserm kleinen Lügner vor die Nase zu halten. Und selbst dann, wenn wir merken, dass sich der Bursche über unsere Leichtgläubigkeit offensichtlich mokiert, lassen wir uns nicht aus unserer gleichmässigen Ruhe bringen. Dass wir nicht einfach dumme Kerle sind, müssen wir ihm beweisen, indem wir hie und da am passenden Platze eine scharfsinnige Bemerkung fallen lassen. Der kleine Gauner gerät nach und nach in Verwirrung: er kann uns nicht einschätzen. — «Ist er so dumm, wie es scheint?» fragt er sich, «oder tut er nur so? Anscheinend glaubt er mir alles, das spricht dafür, dass er dumm ist. Aber ich darf der Sache nicht recht trauen — vielleicht ist er doch gescheiter als ich!» Und dann entschliesst er sich, den Helfer auf die Probe zu stellen. Er steigert seine hahnebüchenen Geschichten immer mehr. Es nützt ihm nichts: der Helfer nimmt sie entgegen und verhält sich kein bisschen anders als gewöhnlich. Schliesslich wird dem Kinde die Sache zu bunt, es platzt heraus: «Glauben Sie mir wirklich all das, was ich Ihnen da erzähle?»

«Warum sollte ich es nicht tun?»

«Ich habe Sie doch brandschwarz angelogen!»

«Das darfst du ruhig weiter tun, wenn es dir Freude macht!»

«Es macht mir gar keine Freude!»

«So probiere es vielleicht einmal mit der Wahrheit. Es könnte sein, dass unsere Unterhaltungen dann noch interessanter werden, als wenn du Dinge erzählst, die du erfunden hast. Du darfst ganz machen, wie du willst!»

So, oder ähnlich scheitert ein bewusster Lügner endlich an seiner Lügenhaftigkeit selbst, wenn wir ihm nur Zeit genug lassen. Oft bricht die versteckte Feindseligkeit noch viel deutlicher durch.

Eine Sechzehnjährige, *Susi* mit Namen, ist eine von der geschilderten Art und hat einmal nach einer geraumen Zeit gröbster Lügen Folgendes gesagt:

«Darf ich Ihnen wirklich alles sagen, was ich denke?»

«Sicher!»

«Auch, wenn es nicht schön ist?»

«Gewiss!»

«Selbst dann, wenn es Sie beleidigt?»

«Warum denn nicht?»

«Jagen Sie mich nachher fort?»

«Das möchtest du wohl gerne?»

«Es wäre mir gleich!»

«Ich weiss es. — Was hast du mir sagen wollen?»

«Dass Sie ein Trottel sind!» schreit Susi wütend, und erfreulicherweise ist die Wut jetzt echt. «Ein ganz dummer Kerl!» höhnt sie, «der nicht einmal merkte, wie ich ihn beschwindelte! — Und Sie wollen mich erziehen? Sie! Meine Eltern und Lehrer haben wenigstens meine Schwindeleien gemerkt, Sie jedoch nie!» usw.

Es ist ganz selbstverständlich, dass der Helfer dem Wutausbruch und den Beschimpfungen genau das gleiche sachliche Interesse entgegenbringt, wie allen anderen Aussagen des Mädchens. Er wartet, bis es fertig geschimpft hat. Dann, nach einer Weile antwortet er: «Weisst du, dass dein Misstrauen nicht erst heute oder gestern erwacht ist? Weisst du, dass es schon beim allerersten Zusammentreffen vorhanden war? Und dass du dich nur deshalb so höflich, nett und gesprächig gezeigt hast, um mir zu verbergen, wie du eigentlich fühlst und denkst?»

Sie nickt nur, dann wird sie neuerdings wütend. «Weshalb jagen Sie mich jetzt nicht fort?» zischt sie trotzig. «Ich habe Sie arg beleidigt!»

«Du hast mir mitgeteilt, was du für wahr hälst. Du bist — vielleicht vor mir zum erstenmale — ehrlich gewesen. Sollte ich dich dafür fortjagen? — Ich sehe nicht ein, warum ich so handeln müsste!»

«Ich schimpfe weiter, ich kann noch ganz anders!» droht sie.

«Kannst du ruhig tun. Es ist gut, wenn du herausrückst. Also los!»

«Ach, das ist ja dumm!»

«Wenn es dir keinen Spass mehr macht, zu schimpfen, so kannst du mir etwas anderes erzählen, ganz wie du willst!»

«Ich werde Sie weiter belügen!»

«Darfst du! Mache es, solange es dich freut!»

«Bei Ihnen hats gar keinen Zweck!»

«Ich will dir einen Vorschlag machen. Du kannst es mir mitteilen, wenn du ihn nicht annehmen willst. Wie wäre es, wenn wir jetzt darüber sprechen würden, weshalb das Lügen bei anderen dir bekannten Erwachsenen einen Zweck hatte? Findest du das Thema nicht auch interessant?»

«Nein!»

«Nun, dann können wir ja auch einmal zusammen schweigen. Wenn dir irgend etwas einfällt, so kannst du es mir sagen!»

Sie schweigt eine Zeitlang. Nachher beginnt sie von Neuem: «Alles darf ich Ihnen sagen? Nichts brauche ich geheim zu halten?»

Der Helfer schüttelt den Kopf.

«Gut! — Wissen Sie, was ich jetzt wollte?»

«Nein!»

«Ich habe so grosse Lust, Sie an den Haaren zu zausen!»

«Hast du schon einen Mann an den Haaren gezaust?»

Nun erzählt sie, den Blick gleichsam nach innen gewendet und so, als ob sie über sich selber staunte, eine Kindheitsszene: ein von ihr sehr geliebter Onkel zaust sich in ihrem Beisein mit einer Bekannten, es ist zuhause in einem Strauchgarten. Dann läuft Susis Mutter herzu, und es fällt der kleinen Sechsjährigen auf, dass das Paar plötzlich über etwas Belangloses spricht und so tut, als hätte es sich nicht eben auf ganz andere Weise unterhalten. Das Mädelchen plaudert aus, die Mutter weist es zurecht und sagt von ihm, es sei ein «schreckliches Kind».

Wir sind nicht nur mitten in einem der Motive zu Susis Lügenhaftigkeit drin, wir können auch den Wechsel in der Uebertragung feststellen. Denn wir merken uns: eigentlich möchte das Mädchen die Szene Onkel - junge Dame mit dem Helfer wiederholen und dabei die Rolle der jungen Dame spielen. Für Susis Unbewusstes ist der Helfer schon nicht mehr der zu fürchtende «Feind», es wählt ihn als Spielgefährten und sozusagen zum «Liebhaber» — die positive Bindung ist bereits vorhanden. Sie äussert sich noch als Aggressionswunsch; aber hinter der Absicht zu quälen steckt schon nicht mehr nur Ablehnung, sondern Zuneigung. Ihr Muster ist die Szene im Garten. Die Arbeit, die Sechzehnjährige von ihrem Charakterfehler zu lösen, ist auf besten Wegen.

Was das Mädchen erzählt hat, ist eine sogenannte «*Deckerinnerung*», das heisst eine Ge-

schichte, hinter der eine andere, infolge «*Verdrängung*» (d. i. aus Gefühlsgründen ins Unbewusste versunkene) vergessene verborgen liegt.

Ihr Inhalt lautet: Susi hat bis zu ihrem dritten oder vierten Lebensjahre, das genaue Datum ist nicht festzustellen, im elterlichen Schlafzimmer geschlafen. Eines Tages wird sie unvermutet ausgewiesen. Sie begreift nicht recht, warum sie weg muss. Ihre Mutter hilft sich mit einer wenig geistreichen Ausrede. Es komme Besuch — eben jener geliebte Onkel — und für den müsse Susi Platz machen. Das Kind beruhigt sich, für ihn will es gerne Platz machen. Dann aber kommt der Erwartete lange nicht, und als er kommt, schläft er in einem ganz anderen Stübchen. Susi fragt die Mutter nochmals, warum sie das Zimmer habe räumen müssen, wenn doch jetzt der Onkel nicht darin schlafe, warum er nicht darin schlafe usw., die Mutter wird nervös und schreit das Kind an, es möge sie endlich mit dem langweiligen Ausfragen in Ruhe lassen. Susi hat das Gefühl, die Mutter habe sie betrogen und nur darum aus dem elterlichen Schlafzimmer verdrängt, damit das Kind nicht mehr mit dem Vater spielen könne — aus Rivalität.

An dieses Erlebnis reihen sich eine Menge anderer, die nach und nach die Heranwachsende erbitterten. Aus Ressentiment tut sie an den Erwachsenen das, was diese ihr angetan haben: sie belügt und betrügt sie, wo sie kann, besonders

auch darum, weil ihr der geliebte Onkel von jener Dame im Garten weggenommen wurde: das Paar heiratete kurz darauf. Susis grösste Klagen wenden sich gegen die Mutter, von ihr hat sie die Lüge und den Betrug erlernt. Und eigentlich ist sie, Susi, einst eifersüchtig auf die Mutter gewesen, der sie gerne den Besitz des Gatten streitig gemacht hätte. Die Tochter log sich diese Situation um, («Die Mutter verdrängt mich vom Vater!») damit sie Grund habe, die Mutter zu hassen und diese es verdiene, von der Tochter getäuscht und hintergangen zu werden.

Töchterliche Eifersucht auf die Mutter ist etwas Gewöhnliches und Normales. Bei Susi wurde sie durch das — vom töchterlichen Standpunkte aus gesehen — unmotivierte und mit offensichtlichen Lügen nachträglich begründete Verhalten der Mutter verstärkt und musste das Kind zu Reaktionsbildungen drängen. Diese waren vom Ehrgeiz diktiert, es der Mutter nachzutun und sie zu übertreffen — im Lügen und Betrügen nämlich, das das Töchterchen am mütterlichen Vorbilde zuerst entscheidend erfahren hatte.

Wenn Susi log und betrog, so setzte sie sich innerlich der Mutter gleich, sie «*identifizierte*» sich mit ihr. Die Identifikation mit der Mutter, also der Wunsch, selber die Mutter zu sein, entsprang einem noch tiefer verdrängten Wunsche: den Vater allein zu besitzen und alle anderen so aus seiner Nähe zu verjagen, wie die kleine Susi

einst von der Mutter aus dem Elternschlafzimmer verbannt worden war.

Es wäre interessant, den Inhalt der Deckerinnerung mit der hinter ihr liegenden «traumatischen» (Trauma = seelische Wunde) Szene zu vergleichen. Ich will nur darauf aufmerksam machen, dass die Deckerinnerung anstelle eines peinlichen oft ein lustiges Erlebnis setzt, und dass sie an irgend einem Punkte (bei Susi dadurch, dass in beiden Erinnerungen der Onkel und die störende Mutter vorkommen) einander berühren.

Ich habe jedoch am Beispiel Susi etwas anderes als die Psychologie der Deckerinnerungen, oder die Motive der Fehlentwicklung bei der Sechzehnjährigen zeigen wollen, nämlich die psychoanalytische Verhaltungsweise des Erziehungshelfers, die auch bei Lügenhaftigkeit schliesslich zum Erfolg führt, wenn konsequent an ihr festgehalten wird.

Vielleicht hat am Berichte über Susi die Tatsache befremdet, dass sich ein Erwachsener von einem Kinde, dazu von einem «sittlich minderwertigen» weil lügenhaften Kinde Schimpfworte ins Gesicht werfen lässt, ohne dass er irgendwie dagegen protestiert.

«Es hat alles sein Mass!» könnte man sagen, «aber so etwas gehört sich einfach nicht!» und vielleicht fragt jemand: «Sag einmal, wenn dich jemand auf der Strasse Trottel schimpft, nimmst du das so hin?»

Nein, ich würde das nicht hinnehmen und entsprechend reagieren. Nur unter einem ganz besonderen Umstand würde ich nichts unternehmen: wenn mir der Beleidiger zu unwürdig wäre, als dass ich mich zu einer Maulschelle innerlich verpflichtet fühlte, dann würde ich ihn einfach nicht achten, nicht ernst nehmen. Ebenso würde ich einen gebrechlichen Beleidiger aus Mitleid schonen.

Der Erziehungshelfer kann von einer Beschimpfung durch ein in irgend einer Beziehung anormales und gleichsam geistig, seelisch «gebrechliches» Kind gar nicht beleidigt sein. Er nimmt die Beschimpfung ernst, aber nicht persönlich, er schätzt es sogar sehr hoch, wenn eine verborgene Aggressivität endlich zum Vorschein kommt und sich in Worten Luft macht. Dann erst kann er sie auflösen und dafür sorgen, dass die Uebertragung eine für die zu erreichende Aufgabe günstigere Form annimmt.

Nicht beleidigt zu sein gehört ebenso zur Methode wie andere technische Notwendigkeiten. Der Berater zeigt allen Erscheinungen gegenüber das gleiche ruhige und sachliche Interesse, selbst dann, wenn sich die kindliche Kritik gegen ihn wendet.

Wir haben gesehen, wie die Verhandlungen zwischen Berater und Kind vor sich gehen: es werden Gespräche geführt, und man könnte fragen: «Ist das immer möglich? Wir können uns vorstellen, dass sich beispielsweise ein jüngeres Kind nur un-

gern dazu hergibt, längere Zeit je eine Stunde auf einem Stuhle zu sitzen und zu erzählen oder auf Fragen zu antworten, und aufmerksam zuzuhören, was ihm von seinem Gegenüber gepredigt wird!»

Der Frager hat vollkommen recht. Meist ist es besser, ältere Kinder liegen zu lassen, damit sie erzählen, bzw. assoziieren. Mit jüngeren Kindern muss oft gespielt werden, um sie zum Reden zu bringen. Und häufig — dann nämlich, wenn man dem Kinde die Auswahl und Führung der Spiele überlässt — ist die verspielte Zeit nicht etwa verlorene Zeit. *Das Kind stellt im Spiele seine Konflikte auf dramatische Weise dar.*

Das folgende Beispiel zeigt einen Fall, bei dessen Behandlung die Spieltechnik mit der Assoziationstechnik kombiniert wurde.

Eine Elfjährige, langaufgeschossene und spindelmagere Tochter bringt ihre Eltern dadurch zur Verzweiflung, dass sie plötzlich für nichts mehr rechtes Interesse aufbringt als fürs Essen. Sie ist das Kind einer «mittleren» Fabrikantenfamilie und das zweite einer vierköpfigen Geschwisterschar. Ein Junge ist drei Jahre jünger. Das letzte Kind, ein Bübchen, ist ungefähr ein Jahr alt und hat eben das Gehen erlernt.

Die Mutter hat die Erziehungsberatung aufgesucht und berichtet über ihr Sorgenkind.

Es heisst *Lilli.* In den ersten Lebensjahren war es kränklich, hatte häufig Fieber, und man zweifelte eine Zeitlang daran, dass man es durchbrin-

gen könne. Nach seinem dritten Lebensjahre jedoch kräftigte es sich; aber es war ein trotziges, während seinen Krankheiten etwas verwöhntes Kind geworden und zeigte grosse Lebhaftigkeit. Lange Zeit brauchte es, um sich an die Reinlichkeitsregeln zu gewöhnen; bis zum Alter von sieben Jahren nässte es noch, wenn auch nur gelegentlich, das Bett. Die Mutter war froh, als Lilli zur Schule musste. Dort wurde ihr lebhaftes Temperament ein wenig gebändigt. Sie lernte ordentlich, schleppte zahlreiche Kameradinnen und Kameraden heim, und man merkte ihr nichts Absonderliches an; es schien, als entwickle sich die Kleine ganz in Ordnung.

Ungefähr mit neun, neuneinhalb Jahren zeigten sich dann nach und nach immer deutlicher Veränderungen in Lillis Charakter: das Mädel sprach wenig mehr, die Schulleistungen wurden allmählich schlecht; Lilli verlor ihr Interesse an Freundschaften und Gemeinschaftsspielen, wurde eine kleine Einsame, daneben zeigte sie ein ausserordentliches Zärtlichkeitsbedürfnis gegenüber den Eltern, die sie bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten umarmte und stürmisch verküsste, ohne aber dabei zu sprechen.

Nachdem dieser Schub von tätlicher Zärtlichkeit als Ueberrest der ehemaligen Lebhaftigkeit etwas verebbt war, wurde eine mehr als gewöhnliche Unordentlichkeit an Lilli bemerkt; sie liess in ihrem Zimmerchen, das sie mit der jüngeren

Schwester teilt, alles liegen, was sie aus Schrank und Kasten hervornahm und zeigte eine auffällige Gleichgültigkeit für alle Reinlichkeitsprozeduren. Sie putzte sich nachlässig, wenn sie auf dem Abort gewesen war, und die Mutter schämte sich, wenn die Wäscherin Lillis Leibwäsche ins Wasser legte. Dazu kam als letzte Eigentümlichkeit die Fresssucht. Die Familie war gut genug gestellt, um ihre vier Kinder reichlich und richtig zu ernähren. Aber die Mengen, die Lilli verschlang, standen in keinem Verhältnis zu ihrer Magerkeit. Zudem wurde sie beschämend naschhaft; im Küchenschrank, in der Speisekammer, im Keller war nichts mehr vor der Tochter sicher: sie erbrach die Töpfe mit Eingemachtem und war gleich erpicht auf Süsses wie auf Saures, Essiggurken naschte sie ebenso gerne wie sterilisierte Früchte und Konfitüren; sie stahl Käse, Fleischresten, Würste, und wenn nichts anderes erreichbar war, so nahm ihr Heisshunger auch mit gesottenen Kartoffeln vorlieb, als ob es Leckerbissen wären.

Man hätte ihr die Absonderlichkeiten schliesslich noch nachgesehen, auch die, dass sie sich mit der ältern Schwester schlecht vertrug und man ihr ein eigenes Zimmerchen überlassen musste. Denn die Unarten wurden nach aussen nicht so sehr sichtbar. Lilli wurde gezwungen, häufig ihre Unterkleider zu wechseln, man überwachte sie, wenn sie sich wusch, badete, kämmte, man inspizierte ihr Zimmerchen und ging nicht weg, bis sie dar-

in Ordnung gemacht hatte. Man hielt sie an, die Reinlichkeitsprozeduren nach einem gewissen Stundenplan durchzuführen; mit liebevollem Zuspruch, Vorhalten, Strenge und Strafen, aber auch mit vermehrter Speisenabgabe suchte man sie von ihrer Näscherei zu heilen. Das liess sich alles innerhalb der Familie durchführen.

Es waren gewisse Erfolge festzustellen. Um der Strafe zu entgehen, befolgte Lilli den Stundenplan, der ihre freie Zeit regelte. Die Naschhaftigkeit flaute ein wenig ab, und man war mit dem Erfolg zufrieden, weil man sich richtig überlegte, dass eine Sucht nicht von einem Tag auf den andern verschwinden konnte.

Nur zum Sprechen brachte man Lilli nicht. Ihr Interesse am Lernen wurde trotz Aufgabenbuch, elterlicher Kontrolle und Nachhilfestunden im Rechnen und Aufsatz so schwach, dass sich die Eltern um Lillis Zukunft grossen Kummer machten.

Der Hausarzt konnte gegen die Fressucht nichts ausrichten. Er erklärte die Magerkeit Lillis damit, dass sie die eingenommenen Speisen gar nicht verdauen konnte, weil immer neue nachdrängten. Und wirklich, in einem Ferienheim, wo die Tochter nur viermal des Tages essen konnte und elterliche Lebensmittelsendungen nicht erlaubt wurden, nahm sie innert fünf Wochen zwei Kilo an Gewicht zu. Sie hatte dort auch keine Speisen entwendet.

Zu Hause war es nicht möglich, ihr die Rationen abzuteilen. Sobald man eine solche Massnahme einführte, stahl Lilli einfach, was zu erlangen war, sogar die Aufstrichbrötchen der Geschwister. In ihrer Sucht zeigte sie sich auch nicht mit harten Strafen erziehbar, und die Eltern, in Erinnerung an ihre einstige Kränklichkeit, wollten sie nicht hungern lassen.

Soweit der Bericht der Mutter; es wurde ihr empfohlen, das Kind zu bestimmter Stunde herzubringen.

Sie kamen im Auto. Es war ein warmer Aprilnachmittag. Mein damals etwa neunjähriges Töchterchen befand sich auf dem Spielplatz vor dem Hause und hatte zu ebener Erde mit Sand und Wasser gerade einen «Kuchen» zubereitet. Lilli kommt die Treppe herauf, entdeckt die Spielende, und statt ihren Weg fortzusetzen, kauert sie nieder und tätschelt den Kuchen mit Wonne.

Die Mutter reklamiert sofort, weil sich die Tochter die Hände beschmutzt und mich nicht mit Anstand begrüssen kann.

Ich mische mich ein. «Komm, Lilli!» sage ich und fasse sie um den Hals. «Wir wollen die Hände dort reinigen gehen», und ich weise auf ein Wasserbassin im Garten.

Sie folgt mir und, nachdem die Hände sauber sind, ergreift sie meine Rechte und drückt sich eng an mich. Bei alledem spricht sie kein Wörtchen.

Nachdem die Mutter eine Zeitlang mit mir geredet hat, fährt sie weg, um zwei Stunden später Lilli wieder abzuholen.

Unterdessen spielen wir, Lilli, mein Töchterchen und ich, mit Sand, Lehm und Wasser. Meine Kleine und ich plaudern beständig dazu. Wir machen zuerst eine Burg mit Tunneln, eine Wasserleitung, meine Frau bringt Lilli eine alte Schürze, und dann wird mit Lehm geknetet: Tische, Stühle, Männlein. Die Tische werden mit Lebensmitteln aus Lehm überstellt.

Meine Kleine und ich wenden uns, wenn es das Spiel ergibt, auch an Lilli; sie muss dies und das machen. Meinem Mädelchen gibt sie kurze Antworten, mir gegenüber verhält sie sich völlig stumm. Dann schüttet mein Töchterchen Wasser in den Lehmkübel und presst die Masse jauchzend zwischen den Fingern durch.

Lilli ist begeistert, sie fasst auch zu und tut ihre erste spontane Aeusserung, die nicht gerade salonfähig klingt: «Schau, wie das scheisst!» Dann erschrickt sie ob sich selber, beisst sich auf die Unterlippe, senkt das Köpfchen und blickt schräg zu mir herüber, was ich für ein Gesicht mache. Aber ich tue dergleichen, als hätte sie nichts Unanständiges geäussert und spiele weiter.

Lilli ist aufgestanden, schaut eine Weile tatenlos zu, dann bückt sie sich wieder und sagt: «Das darf man bei uns nicht. Die Nägel werden

schwarz!» Aber jetzt greift sie wieder zu; man sieht, wie gross ihre Lust dabei ist.

«Habt ihr zu Hause kein Plastilin?» frage ich.

«Doch, aber das ist nicht so schön!» gibt sie zur Antwort.

«Warum denn nicht?»

Sie rümpft das Näschen. «Ich hasse den Geruch!»

«Und mit Sand, spielt ihr zuhause nicht mit Sand?»

«Nicht viel. Man beschmutzt sich damit. Und ich habe keine Zeit!»

Man hört ein Auto surren. Lilli steht erschrokken auf und hält Ausschau. Ich errate, was sie befürchtet.

«Spiele nur ruhig weiter. Ich will die Mutter empfangen gehen!»

Rasch wasche ich die Hände und gehe auf die Strasse. Wie der Schlag aufgemacht wird, flüstere ich, nach oben deutend, der Frau zu: «Bitte, sagen Sie nichts!» und laut lade ich sie ein, ins Haus zu kommen. Lilli, mit ihren verschmierten Händen, ist aufgestanden und erwartet die Mutter wie zur Bildsäule erstarrt. Nachdem die Frau mit einem Kopfnicken vorbeigegangen ist, spielen die Kinder weiter.

Drinnen spreche ich mit der Mutter. Sie wundert sich, als sie vernimmt, dass ihr Töchterchen ein ganzes Halbdutzend Sätze zu mir gesprochen hat.

Es stellt sich nun heraus, dass die Mutter als Städterin aus guten Kreisen die Sauberkeit, Ordnung, Hygiene ausserordentlich schätzt. Sie war einst gezwungen, Lilli rasch und dringend an Reinlichkeit zu gewöhnen, weil sie sich nicht mehr so viel mit ihr beschäftigen konnte, als das dritte Kind anrückte.

Nachdem Lilli während ihrer ersten drei Lebensjahre, ihrer kränklichen Zeit, nachsichtig behandelt und verzärtelt worden war (was durchaus verständlich ist), erlebte sie mit der Ankunft des ersten Brüderchens auf einmal von seiten ihrer Mutter Ungeduld und Strenge. Der plötzliche, gewaltsame Wechsel musste das Kind verwirren. Dass es dagegen seinen Trotz mobilisierte, ist nicht zum Wundern.

Wir haben vernommen, dass sich die Veränderung im Wesen des Mädchens im Verlaufe des 10. Lebensjahres vollzog. Wir erraten, dass da etwas geschehen ist, das als Ursache der Veränderung angesehen werden muss. In diese Zeit fällt die letzte Schwangerschaft der Mutter und die Geburt des jüngsten Brüderchens.

Vermutlich ist der Zustand der Mutter vor der Geburt ihres letzten Söhnchens dem Töchterchen nicht unauffällig geblieben. Die Frau bestätigt, dass sie Lilli und die andern Kinder darauf aufmerksam gemacht habe, dass ein neues Geschwisterchen anrücken werde. Bei dieser Gelegenheit hat sie Lilli ein Stück Sexualaufklärung gegeben:

sie trage das kommende Kind unter ihrem Herzen, und wenn es gross genug sei, so würde es hervorkommen.

Aus Erfahrung weiss man, dass die Geburt neuer Geschwister bei den älteren Kindern nicht immer nur eitel Freude bedeutet, auch wenn die wahren Gefühle, oder die nur mitschwingenden unfreundlichen Strebungen nicht geäussert werden. So sehr Kinder an dem lebendigen Püppchen Freude haben, es bedeutet doch immer ein neues Sich-Teilenmüssen in die Liebe der Eltern. Ein Säugling ist in einem jeden Hause — wenigstens eine Zeitlang — die Hauptperson, um die sich alles zu drehen hat: man darf nicht mehr lärmen, man muss allerlei andere Rücksichten nehmen, die Eltern haben nur noch Interesse für den Ankömmling, reden kaum über etwas anderes und tun so, als ob die ältern Kinder nicht mehr zählten wie vorher. Die Konkurrenz in der Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern durch den Säugling wird ausserordentlich scharf empfunden, weckt Aerger und Ablehnung. Und wo diese sich nicht direkt in Worten äussern kann, bricht sie durch als Gebärde, als Haltung, als Charakterveränderung oder gar als neurotisches («nervöses») Symptom. Es kommt — beispielsweise — nicht selten vor, dass ältere, bereits stubenreine Kinder nach der Geburt eines jüngern Geschwisters wieder einzunässen beginnen.

Im Falle Lilli vermute ich, sie sei unter dem

Eindruck der Geburt ihres Brüderchens in ihrer Entwicklung auf eine frühere, bereits mit vier oder fünf Jahren überwundene Stufe zurück verfallen, «*regrediert*», und daher stamme ihre ausserordentliche Freude an Spielen mit Wasser und Lehm. Das Spiel ist ihr ein Ersatz für noch primitivere Beschäftigungen mit Nässen und Schmieren.

Die Vermutung, gestützt auf die Kenntnis der Triebpsychologie, der Aeusserungen Lillis und ein wenig auf gut Glück gefasst, teile ich der Frau mit. Ich sage ihr auch, dass ich von der Fresssucht noch gar nichts wisse, mein diesbezüglicher Versuch mit dem speisenangefüllten Lehmtische habe zu keinem Ergebnis geführt. Nun nehmen wir Lillis Freizeitstundenplan vor, und ich empfehle der Frau, ihn aufs äusserst Notwendige einzuschränken. Die Zimmerinspektionen müssen aufhören, Lilli soll die ärgste Unordnung halten können, und sie soll sich verschmieren dürfen. An den zwei Freinachmittagen will man sie zu mir herausbringen. Die Frau ist natürlich erschrocken über meine Anordnungen. Ich bitte sie um ein Halbjahr Zeit und spreche die Hoffnung aus, dass innerhalb dieser Spanne Lilli selber ein Ordnungs- und Reinlichkeitsbedürfnis entwickeln werde — wenn nicht, so könnten dann Stundenplan, Aufsicht und Zwang wieder einsetzen.

Und nun zeigte sich bald folgende Veränderung: in dem Masse, wie man Lilli in ihrem Unordent-

lichkeitsbedürfnis walten liess, wurde sie wieder mitteilsamer, und in dem Masse, wie sie auf dem Wege des gesprochenen Wortes ihr Zärtlichkeitsbedürfnis sättigen konnte, hatte sie nicht länger nötig, es durch übermässige körperliche Liebkosungen auszudrücken.

Während der nächsten Zusammenkünfte bei mir wurde weiter gespielt und immer mehr geplaudert. Als das Wetter einmal schlecht war, so dass Spiele draussen nicht gemacht werden konnten, wurde drinnen mit Tubenfarben gemalt. Später gingen wir zu Farbstiften und Scherenschnitten über, und dann wurden Figuren und Farbenflecke gruppiert. Die Lehmspiele verloren an Bedeutung. Von Lillis Mutter wurde gemeldet, dass das Töchterchen angetroffen worden sei, wie es im Badezimmer die Fläschchen und Utensilien nach Farben und Grössen gruppierte: das war der Beginn ihres selbstempfundenen Ordentlichkeitsbedürfnisses.

Ueber den Zusammenhang und die Ursachen von Lillis Fressucht merkte man erst beim Papierschneiden etwas. Lilli schnitt stundenlang menschliche Figuren aus, die sie dann als ihre Kinder, oder als die einer «Hexe» bezeichnete; nachher schnitt oder riss sie den «Hexenkindern» die Köpfe weg. Damit zeigte sie deutlich die Ambivalenz ihrer Gefühle dem kleinen Bruder, den Geschwistern und der Mutter gegenüber. Aber sie zeigte auch, dass sie selber gern Kinder haben

wollte — und mehr und mehr gewannen die Puppen als Spielzeuge an Bedeutung. Bei der Beobachtung der beiden spielenden Mädchen konnte ich einst eine Bemerkung aufschnappen, die schlaglichtartig den Grund der Fressucht aufdeckte. Es war unterdessen Juli geworden, und die Kinder bereiteten «Küchlein» aus Roggenäpfeln und gaben sie ihren Puppen zu essen. Eine der Puppen war «die Mutter», eine andere, kleinere «das Kind». Und nun äusserte sich Lilli: «Gib der Mutter nicht viel zu essen, sonst wächst ihr ein neues Kindlein unter dem Herzen!»

Sie beschäftigte sich also, angeregt durch die zum Teil erhaltene sexuelle Aufklärung ihrer Mutter mit der Frage: «Wie kommt das Kind in die Mutter hinein?» und sie gab sich darauf die Antwort: «Indem diese viel isst!»

Auf sich selber bezogen — sie wünschte sich ja viele Kinder, wie sie beim Papierschneiden gezeigt hatte — unterlag sie einem unstillbaren Esswunsch, aus dem sich nebenbei die Naschhaftigkeit entwickelte. Wir haben gehört, dass Lilli damals in der Ferienkolonie keine Speisen stahl. Solches geschah nur zu Hause. Das legt die Vermutung nahe, dass sie eigentlich ihre Mutter berauben wollte: sie, Lilli, wollte sich jene Speisen einverleiben, deren Folgen Kinder waren, die Mutter sollte sie nicht haben.

Nun war es Zeit, dem Kinde durch die Mutter ein weiteres Stück Sexualaufklärung geben zu las-

sen, damit es nicht länger die Phantasie von der «oralen Konzeption» (Befruchtung durch Essen, durch den Mund) aufrecht zu erhalten brauche.

Zugleich, nachdem bald alles wieder in normale Bahnen gelenkt worden war, musste dafür gesorgt werden, dass das Kind sein starkes Mütterlichkeitsgefühl irgendwo anbringen konnte. Da mir schien, Puppen allein genügten dazu nicht (Lilli war schon fast zu alt für Puppenspiele), wurde empfohlen, dass die Mutter ihr ein Kätzchen schenke.

Die Mutter musste das Geschenk machen. Lilli war ja auf sie eifersüchtig, weil die Mutter und nicht sie ein Kind bekommen hatte. Das kleine Kätzchenkind konnte wie eine Entschädigung aufgefasst werden.

Mit dem Geschenk wurde noch eine andere Absicht verfolgt und mit der Mutter durchbesprochen. Lilli würde die Erzieherin des Kätzchens zur Reinlichkeit sein. Das bedingte, dass sie sich mit den Reinlichkeitsforderungen der Mutter identifizierte, und dass sie, die nun selber «Mutter» gewordene, die Reinlichkeitsforderungen als eigenen innern Anspruch fühlte, und ihrem «Kinde» mit gutem Beispiel voranging.

Ein Jahr später konnte Lilli die Prüfung für die Mittelschulen bestehen, und es kamen keine Klagen mehr über absonderliches Verhalten. Sie vertrug sich auch mit ihrem Schwesterchen wie-

der besser, das sie wie mein Töchterchen als Spielkamerad benutzte.

Und nun wollen wir Lillis Fehlentwicklung und ihre Behandlung nochmals überblicken.

Lilli war unter der Einwirkung eines Erlebnisses und vielleicht für das Kind nicht zeitgemässer, jedenfalls mangelhafter Aufklärung auf eine bereits überwundene Entwicklungsphase zurückverfallen und von einer Phantasie her, die ihre vom Leben versagten Wünsche erfüllen sollte, in eine Unart hineingetrieben worden.

Am Beispiel Lilli sind undurchsichtige Reste geblieben. Wir wissen nicht sicher, was die Unordentlichkeit, Unreinlichkeit, das Schweigen und die Ueberzärtlichkeit für eine Bedeutung haben. Wir können aber die Zusammenhänge unschwer erraten. Es wurde beobachtet, dass die Zärtlichkeitsregungen abnahmen, als sich Lilli wieder mit Worten ausdrücken konnte. Die Ueberzärtlichkeit entsprach also einem Mittel, um durch Gebärden Dinge zu sagen, die der Mund nicht sagen wollte oder konnte.

Nicht reden ist häufig eine Trotzäusserung, und diese braucht nicht bewusst zu sein. Die Psychoanalyse hat nachweisen können, dass der Trotz bei der Reinlichkeitsgewöhnung erlernt wird und sich in ein «Nicht-hergeben-wollen von Worten» (analog dem Nicht-hergeben-wollen des Stuhls) umsetzen kann. Ordnungssinn und Reinlichkeit — das wissen wir seit *Freuds* Trieb- und Charakter-

lehre — sind Reaktionsbildungen gegenüber der kindlichen, stark lustbetonten Beschäftigung mit den Ausscheidungsorganen, Stuhl und Harn.

Auf unbewusste Wut und auf Trotz gegenüber der Mutter liessen die Spiele Lillis schliessen; den «Hexenkindern» wurden die Köpfe abgeschnitten, und die als Mutter bezeichnete Puppe sollte nur wenig zu essen bekommen, damit sie nicht imstande sei, ein neues Kind unter dem Herzen zu tragen.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, unbewusster Trotz liege an den Wurzeln der Redehemmung und am Rückfall zu Unordentlichkeit und Unreinlichkeit.

Aus dieser Einsicht heraus wurde zu den «drekkigen» Spielen gegriffen. Die erste Handlung Lillis gab dazu einen deutlichen Fingerzeig. Die noch sehr primitive Beschäftigung mit Lehm wurde nach und nach durch sublimere Spiele ersetzt, bis sich zuletzt das Bedürfnis nach Ordnung von selbst — entwicklungsmässig — ergab. Lilli hat wohl, gleichsam komprimiert, ein Stück jugendlicher Freuden mit dem Erdreich nachgeholt, die leider vielen Stadtkindern für immer versagt bleiben, und deren Ausfall nicht unbedeutend für ihre Charaktergestaltung ist.

Bei der Behandlung Lillis wurden allerlei Spiele benutzt. Ich will darüber noch einige allgemeine Regeln vorbringen, wie sie sich mir seit meiner ersten praktischen Anwendung im Jahre 1923

nach und nach ergeben haben, und ohne auf die späteren Publikationen über dieses Thema von *Anna Freud* und *Melanie Klein* näher einzugehen.

Die Spiele, die ein Kind selber auswählen muss, können oft die «Einfälle» ersetzen, indem das, was ein Kind bewegt, in der Spiel-Handlung zum Ausdruck kommt. Dazu eignet sich das Spielzeug unserer Warenhaus-Spielzeugindustrie häufig nicht. Es lässt der Phantasie viel zu wenig Raum.

Deshalb ist es besser, wenn man sich eine Kiste voll Hölzer, mit denen man bauen kann, Kugeln, die Eisenbahnen bedeuten können, Kegel, die Kinder und Erwachsene darstellen, bereit hält. Kleine Tiere aus Holz, Ton oder Stoff gehören auch zum Inventar, ebenfalls ganz einfach gebaute Lokomotiven, mit denen ein Kind seine Feinde überfahren und Zusammenstösse inszenieren kann. Farbstifte, Scheren zum Ausschneiden, Messer und Holz zum Schnitzen müssen auch dabei zu finden sein. Das Kind sucht sich dann aus, was es interessiert und der Helfer lässt sich von ihm beim Spielen führen.

Man sitzt zu ihm auf den Teppich nieder und kann selbst in Fällen, wo es von seinen Eltern stark zur «Höflichkeit» dressiert worden ist, bald beobachten, dass es einen duzt, in Affekt gerät, einen belehrt, anschreit, wenn man etwas nicht «recht» macht, Hilfe verlangt, wo es sie als nötig erachtet, einen lobt, wenn man seine Intentionen befolgt.

Die Uebertragung wird sehr leicht gewonnen, und es ist auch nicht schwer, ein Kind beim Spielen zum Sprechen und Ausdeuten seines Spiels zu veranlassen — es zu zwingen, seine Vorstellungen in Worte zu fassen.

Oft zeigen einem Spiele den Hauptkonflikt eines Kindes gleich in der allerersten Stunde. So brachte mir jüngst eine Mutter ihre 7½ Jahre alte Kleine wegen Lernstörungen. Die Spielzeugkiste stand bereit, aber auch Bilderbücher und Schulbücher.

«Kennst du das Buch da? fragte ich Miggeli und deutete auf das Erstklasslesebuch.

Das Kind rümpfte das Näschen.

«Mm — ich kenne das schon. Aber was ist da in der Kiste?»

«Schau einmal nach!»

Jauchzend leerte das Mädelchen sie aus. Dann nahm es zwei grosse und einen kleinen Kegel.

«Das ist der Papa, das ist die Mama, und das bin ich. Wir gehn jetzt schlafen!» Sie ergriff ein Kissen von der Chaiselongue. «Das wäre das Bett. Und das Tischtuch — darf ich's nehmen? — das ist die Decke. So!»

Es legte zuerst den Papa hin, dann sich, und zuletzt die Mama auf die andere Seite, so dass das Kind in die Mitte zwischen beide Eltern zu liegen kam.

Ich ergriff ein anderes Kissen, nahm das Kind weg und sagte: «Schau, das Miggeli muss ein ei-

genes Bettchen haben!» Ich legte einen Holzstab zwischen das elterliche und das Kinderbett. «Und auch sein eigenes Zimmer muss es haben, da ist die Wand!»

Das Mädchen riss die Wand weg und rief eifrig: «Du bist ein Dummer! Miggeli will bei den Eltern schlafen!» Es legte das Kind wieder zwischen die grossen Kegel. «Sonst hat es kalt!»

«Wir können es ja gut zudecken!» gab ich zurück und ergriff ein drittes Kissen und legte den kleinen Kegel ins «Kinderbettchen» zurück.

«Nein, es will viel lieber bei den Eltern schlafen. Sonst hat es Angst. Es könnte ein Einbrecher kommen!»

Gut, dann legen wir Miggeli wieder zu den Eltern!

Ich legte den kleinen Kegel hinter die Mutter.

«So ist es nicht recht!» belehrte mich das Mädelchen und legte das «Kind» wiederum in die Mitte. «So gibt ihm der Papa warm und gibt ihm die Mama warm!»

Ich legte die «Eltern» weit vom «Kinde» weg.

«Lass doch!» zischte mich die Kleine böse an. «Der Papa und die Mama müssen ganz eng am Miggeli liegen, damit es sie fühlt. Sonst glaubt es, sie seien nicht mehr da!»

«Wo könnten sie denn sein?»

«Fort. Und Miggeli hätte Angst, dass sie nicht zurückkommen!»

«Sind denn dein Papa und deine Mama oft fort?»

Und nun wurde wiederum gespielt, wie die Eltern fortgehn, wie sie das Kind allein zuhause lassen, wie es sich vor der Dunkelheit fürchtet usw.

Schliesslich konnte mit dem Spiele, das wir später noch oft wiederholten, der ganze kindliche Konflikt und die ursprüngliche krankmachende Situation wieder hergestellt und der Vergessenheit entrissen werden.

Das Kind stellte im Spiel wirklich eine Situation aus dem Elternhause dar, wo mehrmals erfolglos versucht worden war, Miggeli allein zu legen.

Die Lernhemmung war auf der Entdeckung aufgebaut, dass die Kleine ihre besorgten Eltern an den Abenden zuhause behalten konnte, wenn Miggeli über die «schweren Schulaufgaben» jammerte.

Mit der Lernhemmung gelang es dem Mädelchen, die Eltern arg zu tyrannisieren, was ihm ausserordentlich Lust bereitete. Es wollte vor allem aus nicht darauf verzichten, die Eltern in «greifbarer» Nähe zu haben. Das zeigte sich in der Behandlung schon beim ersten Spiel.

Der sogenannten Spieltechnik kommt in gewissen Fällen eine sehr wichtige Bedeutung zu. Es gibt für sie keine bestimmte Grenze. Oft kann schon mit Achtjährigen die Assoziationstechnik verwendet werden, dagegen kann einem auch einmal ein Zwölfjähriger begegnen, mit dem man ohne Spiele nicht weit kommt.

Nachdem man einige Erfahrung erworben hat, ist es nicht schwer, dieses oder jenes Verfahren richtig zu wählen, oder beide zu kombinieren.

VI. KAPITEL.

Einbezug des Rorschach'schen Testversuchs ins Arbeitsfeld des Erziehungsberaters und -helfers. Abgrenzung seiner Leistungen im Vergleich mit der pädanalytischen Methode.

Besprechung des Tests. Gegenüberstellung eines daraus gewonnenen «Psychogramms» und der Beobachtung. — Beispiel HEINRICH, Erziehungs- und Berufsberatung mit Zuhilfenahme des Testversuches neben der Besprechung. — Gegenbeispiel: eine Schülerin, ANNA, mit angeblicher Verblödung und Sprechschwierigkeiten. Der Test im Rahmen einer kurzdauernden Besprechung genügt hier nicht.

Es scheint mir angezeigt, etwas ausführlicher über den *Rorschach'schen Testversuch* und dessen Auswertung für die Pädagogik im Allgemeinen und für die Erziehungshilfe im Besondern zu referieren.

Es kann jedoch nicht mehr als ein Ueberblick geboten und der Bereich und die Leistungen des Verfahrens gegenüber der psychoanalytischen Erziehungsberatung und -hilfe abgegrenzt werden. Interessenten muss ich auf die Publikationen von Dr. med. *Hermann Rorschach* und auf die seiner

Schüler verweisen. Die Erlernung des Verfahrens erfordert ordentlich Mühe, Zeit, Uebung und Arbeit.

Erziehungs- und Berufsberatung bedienen sich heutzutage in weitgehendem Masse psychotechnischer Verfahren.

Sie ergänzen sich gegenseitig und ermöglichen als Hilfsmittel dem Berater die nicht leichte Aufgabe, in einer verhältnismässig beschränkten Zeit Intelligenz, Charaktereigenschaften und die besonderen Fähigkeiten eines Kindes oder Jugendlichen so scharf und sicher zu erfassen, dass er nachher wesentlichen und wertvollen Rat erteilen kann.

Die meisten Testverfahren haben einen Nachteil, sie vermögen nur ein statisches und kein dynamisches Bild zu ergeben: sie zeigen manifeste (sich sichtbar äussernde) Fähigkeiten und sagen wenig oder nichts aus über die Anlagen, deren Aufbau, Wirkung, Hintergründe und Besonderheiten. Man sieht gleichsam nur, was vorn auf der Bühne geschieht und weiss nichts von den Triebkräften hinter den Kulissen.

Der Formdeutversuch nach *Rorschach* besitzt diese Mängel nicht. «*Er stellt eine von Wissen, Gedächtnis, Bildungsgang fast ganz unabhängige Intelligenzprüfung dar; er erlaubt auch Schlüsse über manche affektiven Verhältnisse. Er hat den Vorteil fast unbegrenzter Anwendbarkeit,* wobei die Befunde der allerheterogensten (verschieden-

artigsten) Versuchspersonen ohne weiteres miteinander vergleichbar sind», und er gestattet «sehr differenzierte Persönlichkeitsdiagnosen», stellt der Erfinder des Testes fest.

Der Test ist von seinem Schöpfer auf rein empirischer (erfahrungsmässiger) Grundlage ausgearbeitet worden und «sollte dazu dienen, klinische Diagnosen pathologischer Fälle zu stellen, insbesondere zu unterscheiden zwischen Neurose und Schizophrenie» (einer Geisteskrankheit «Jugendirresein»).

Solche Diagnosenstellung (Diagnostik-Lehre von der Erkennung von Krankheiten) ist gewiss eine Sache, die nur den Arzt angeht. Was aber für den Pädagogen von Bedeutung ist, das sind die Ergebnisse des Versuches über Intelligenz, Charakter und Talente einer Versuchsperson. Falls der Erzieher, der den Test an einem Schüler verwendet hat, an bestimmten Anzeichen merkt, dass wahrscheinlich eine seelische Krankheit vorliegt, so kann den Eltern schonend beigebracht werden, sie möchten einen Spezialisten aufsuchen. Dieser Sonderfall ergibt sich gar nicht etwa selten, weil viel häufiger erkrankte, als gesunde und normale Kinder in die Beratung geschickt werden. Trotzdem bedeutet der Rorschachtest nicht nur eine medizinische Angelegenheit. Sein Erfinder erfasste die Bedeutung des Versuches für die Erziehung schon frühzeitig und liess durch seine

Schüler grundlegende Untersuchungen an Kindern machen.

Gegenüber anderen Testverfahren hat der Rorschachversuch einen Nachteil, der nicht verschwiegen werden darf: er ist nicht leicht erlernbar. Aber die Erfolge, die der Pädagoge, Psychologe und Berater mit ihm erreichen können, lohnen die grosse Mühe, Zeit und Arbeit und das Sammeln des notwendigen statistischen Materials, die das Studium und die Handhabung des Versuches erfordern.

Zunächst sei an einem Beispiel aus einer Publikation von *H. Behn-Eschenburg* gezeigt, was der Rorschach'sche Versuch bei einem 15jährigen Realschüler aufdeckte, und wie der Befund übereinstimmt mit dem Urteil der Lehrer. So haben wir zum Versuchsresultat gleichsam den «klinischen» Vergleich.

Rorschach-Psychogramm.	**Urteil der Lehrer:**
Starke Aeusserungslust, Produzierfreude, starkes Einheitlichkeitsbedürfnis, guter Sinn für die Hauptsachen, wenig Nörgeliges und Kleinliches, nichts von Pedanterie. Wenig widerspruchslustig, keine Minderwertigkeitsgefühle.	Zeichnet sich durch die sehr gute Erfassung grosser Zusammenhänge und Umrisse aus (z. B. bei Geschichtsrepetitionen). Zeigt nichts von Pedanterie, eher hie und da Neigungen zu genialischer Hudelei.
Starke Innerlichkeit und Phantasierfreude. Fabulierlust. Wenig Konfabulatorisches (lügt nicht, schneidet nicht auf). Gute, bewusste Schärfe des Erfassens. Re-	Grosse Phantasierfreude und Phantasierlust, macht eigene Märchen u. dichtet Theaterstücke für ein Familientheater, illustriert seine guten Aufsätze selber.

lativ geringe Einfühlungsfähigkeit, bzw. angepasste Affektivität. Keine Labilität (Gefühlsschwankungen), keine affektive Impulsivität.

Intelligentester Schüler einer guten Klasse. Trotz seiner Intelligenz den Kameraden fremd, war z. B. nie der Führer seiner Klasse.

Neben dem starken Bedürfnis nach Grosszügigkeit wohl fähig, auch zum Praktischen zu greifen. Mehr abstraktorisch (grosszügig allgemeine Begriffe bildend) als kombinatorisch, aber beides ganz deutlich. Guter Sinn für die Hauptsachen, ohne Kleinlichkeiten, aber von gelockerter Sukzession [1]), mehr gesunder Menschenverstand als bewusst planmässige Logik.

Beispiel eines Menschen mit gesundem Menschenverstand. Nicht eigentlich scharfer abstrakter Denker, sondern das Naheliegende, Praktische erfassend.

Stark in sich gekehrt (introversiv), viel weniger extratensiv (nach aussen gekehrt, nach aussen hin erlebend). Mehr auf Bewegung und Form eingestellt als auf affektives Erleben. Trotz der starken Introversivität nicht autistisch, dazu sind die Antworten viel zu wenig phantastisch, zu wenig ungewöhnlich. Die Affektivität muss eingeengt sein (typisch für die betr. Altersstufe). Kein Grübler. In seinem Denken daneben nicht vorsichtig, sondern präsent, reich. Wahrscheinlich gescheit u. nicht ohne Witz, etwas flüchtig aus Ungeduld.

Introversiv, aber durchaus nicht autistisch (ichbezogen). Kein Grübler, präsent, gescheit, witzig. Ungeduldig, ist z. B. im korrekten Schönschreiben und im kopierenden Genauzeichnen schlechter als in andern Fächern. Im freien Zeichnen — wo es auf die Begabung u. nicht auf die Geduld ankommt — ist er sehr gut.

Sein Gefühlsleben äussert er nicht leicht. Das Tiefe verbirgt er hinter Ironie. Aufrichtig, zuvorkommend, Sinn für Gerechtigkeit.

Verkehrt gerne u. fröhlich, manchmal etwas überlegen, auch mit Mädchen.

---

[1]) d. h., der Schüler denke nicht sehr gesetzmässig und sei kein Logiker.

Entspricht seiner Altersstufe nicht recht, ist ihr eher voraus. Wenig produktive Phantasie, aber viel reproduktive. Sehr wahrscheinlich Zeichner, besonders von Bewegungen, weniger von Farben.	Ist seiner Altersstufe stark voraus, geistige Regsamkeit, weite Interessen, sicherer Fleiss. Ist Zeichner, und zwar mit Vorliebe von Handlungen, die er flüchtig, aber mit deutlichem Empfinden für Bewegung zeichnet u. gern koloriert.
Wahrscheinlich begabt u. fleissig, bewusst anpassungsfähig, ohne Extravaganzen, vielmehr intellektuelle als affektive Anpassungsfähigkeit.	Ist sehr begabt, aber auch fleissig. Im Denken originell, stellt überlegte, selbständige Fragen, erfasst sehr sicher Zusammenhänge ursächlicher und anderer Art. Sprachlicher Ausdruck ist mühelos und leicht. Arbeitet sehr prompt, kommt hie und da zur Vernachlässigung d. Einzelnen, besonders d. Mechanischen.

Man könnte nun, gestützt auf das angeführte Psychogramm, beispielsweise eine Berufsberatung bei dem Jungen vornehmen, wobei man seinen Fähigkeiten und ihrer besonderen Art gerecht würde und ziemlich sicher sein könnte, dass er einst nicht einer von jenen würde, die sich darüber beklagen, sie hätten ihren «Beruf verfehlt» (d. h. in den meisten Fällen, dass sie etwas aus Verdienst- oder anderen äusserlichen Rücksichten erlernten, was sie innerlich darum nicht befriedigen kann, weil ihr Beruf den Anlagen nicht entspricht).

Es hat sich hier um einen normalen Jüngling gehandelt. Wie viel mehr aber wird einem Päda-

gogen, Jugendführer oder Jugendberater ein Dienst erwiesen sein, wenn er mit dem Formdeutversuch die Eigenheiten und Möglichkeiten eines weniger normalen und begabten jugendlichen Menschen rasch und mit verhältnismässig einfachen Mitteln eruieren kann, um ihn zu verstehen und ihm zu helfen!

Rorschachs Test besteht im Deutenlassen von Zufallsformen. Der leider viel zu früh verstorbene Gelehrte hat eine verhältnismässig grosse Menge von schwarzen und farbigen Klecksbildern während Jahren ausprobiert und zehn ganz bestimmte Tafeln gewählt, von denen eine jede an die Wahrnehmungsfunktion der Versuchsperson besondere Anforderungen stellt. Das Ergebnis des Versuches bietet scharf begrenzte Faktoren zur Bestimmung des seelischen Gefüges und des Charakters der Versuchsperson, wie aus dem oben angeführten «Psychogramm» wohl überzeugend klar wird. Ueber den weitern Ausbau des Tests vernehmen wir: «Durch Zusammenstellung von Durchschnittsbefunden als intelligent und als normal bekannter Personen oder bestimmter klinisch bekannter pathologischer Fälle ergab sich aus den Untersuchungen, wodurch sich die Wahrnehmung und Auffassung dieser Personen im Versuch auszeichnete, und es konnten dann später umgekehrt von Unbekannten, mit denen der Versuch gemacht wurde, sehr differenzierte Intelligenz-, Charakter- und Talentdiagnosen, bezw. klinische Diagnosen

pathologischer Fälle gemacht werden» *(Behn-Eschenburg).*

Das Rorschachverfahren gestattet die Bestimmung der Anlagen. Es sagt uns, ob ein Schüler mehr eine abstrakte, theoretisierende, programmatische, oder eher eine gegenständliche, künstlerische, ob er eine grosszügige, scharfe, oder eine gleichgültig-wurstige, eine aufs Praktische gerichtete, eine nörglerische oder gar pedantische Intelligenzanlage besitze; ob er ein Logiker sei, oder ein konfuser Mensch, ob er die Fähigkeit habe, Dinge, Situationen, Gedankengänge usw. intuitiv zu erfassen, oder sie konstruktiv oder zusammensetzend miteinander in Beziehung zu bringen; ob er Lücken mit seiner Phantasie ausfülle, oder ob er überhaupt nicht imstande sei, grössere Zusammenhänge zu überblicken; ob er eine gute, scharfe Beobachtungsgabe besitze, oder ob ihm eine solche mehr oder weniger abgehe; ob er sich leicht oder schwer intellektuell anpassen könne, ob seine Gedankengänge denen der Allgemeinheit einigermassen entsprechen, oder ob sie zu sehr «originell» und eigenbrödlerisch sind, ob die «Originalität» wertvoll, bereichernd, oder ob sie weltfremd wie die eines Debilen sei; ob eine Intelligenz eine zu starke oder eine zu schwache Stereotypisierung (Ablauf der Gedankengänge nach einem bestimmten Schema) aufweise; wie Verstimmungen das Denken beeinflussen, inwiefern das Urteilen, Auffassen und Denken bereits «objektiv» gewor-

den oder ichbetont und kindhaft geblieben ist, und wie es mit dem Organisationstalent eines Menschen steht. Es ist Rorschach als erstem Wissenschaftler gelungen, alle jene Faktoren und ihre Mischungen festzustellen, die die besonders gearteten «Intelligenzen» ausmachen, z. B. die Faktoren der Intelligenz eines typischen Wissenschaftlers, eines technisch Begabten, eines Künstlers, eines Menschen mit «gesundem Menschenverstand», eines Praktikers usw. Wo besondere Talente vorhanden sind, werden sie im Rorschachversuch deutlich. Es gehört dann noch ein Stück Interesse («Libido») hinzu, damit es ausgenutzt werde. Oft ist ein Mensch nur deshalb nicht voll arbeitsfähig, weil sein Interesse durch äussere Umstände in eine andere Richtung als die seiner Talente gezwungen worden ist.

Für die Erziehung und Berufsberatung kann das Auffinden von Talentanlagen bei Unentschiedenen (z. B. bei Schulentlassenen) von ausschlaggebender Wichtigkeit sein. Wenn nämlich eine Sonderbegabung vorhanden ist, und der Berufsberater empfiehlt gestützt darauf eine Berufslehre, die dem Talente entspricht, so wird der Ratsuchende sich «in seinem Element» fühlen, die Empfindung bekommen, er sei «am richtigen Platz», er wird affektiv mitgehn und dementsprechend mehr leisten.

Der Rorschachversuch gibt Bescheid über die Verteilung der Gesamtaffektivität; welches Quan-

tum davon angepasst und einfühlungsfähig, wie viele unangepasste, egozentrische, autistisch-infantile Gefühlsbereitschaft vorhanden ist, in welchem Grade wir an einem Menschen Reizbarkeit, Launen, Suggestibilität (das Mass, sich von Suggestionen beeinflussen zu lassen), Begeisterungsfähigkeit, Impulsivität (lebhafte Anregbarkeit) oder Phlegma (gleichgültige Gelassenheit) erwarten können, aber auch, inwiefern diese Eigenschaften durch Innerlichkeit gebremst sind, in welchem Masse schöpferische Kräfte einwirken, ob das Erleben mehr nach aussen hin oder gegen innen tendiert und das Charakterbild beeinflusst. Denn — «durch die Affektivität fast allein wird der Charakter eines Menschen bestimmt», lehrt *Bleuler.*

Wenn gesagt worden ist, dass die Erlernung des Rorschachverfahrens ziemlich schwere Anforderungen stellt, so gilt das nicht für die Befundaufnahme. Diese ist im Gegenteil äusserst einfach. Der Versuchsperson wird die erste Tafel aufrecht vorgelegt: «Was könnte das sein?»

Nun beginnt die Versuchsperson zu deuten. Der Leiter protokolliert. Die Tafel darf nach Belieben gedreht, und es können einzelne Partien, winzige Details oder die «ganzen» Kleckse gedeutet werden. Wenn sich die Versuchsperson genügend (d. h. so lange sie will), ausgesprochen hat, wird die Tafel weggelegt und umgedreht und eine neue vorgelegt.

Der Versuch dauert in der Regel etwa eine halbe Stunde, die mittlere Antwortenzahl beträgt 30—50. Nach der Befundnahme folgt, ohne dass dazu die Versuchsperson anwesend sein muss, die «Verrechnung» und die «Auswertung» des Protokolls. Dabei kommt es vielmehr auf das Formale der Auffassung und Wahrnehmung, als etwa auf den Inhalt der Deutungen und auf die «Phantasie» der Versuchsperson an.

Der Versuchsleiter stellt aus dem Protokoll der gegebenen Deutungen fest, ob der ganze Fleck, Teile, oder gar kleinste Teile, oder auch die ausgesparten weissen Stellen zur Deutung gekommen sind, ob die Farben dabei eine ausschlaggebende Rolle spielten, oder ob die Versuchsperson eine Bewegung auf dem Bilde herausfühlte und gestützt darauf eine Antwort gab.

Er untersucht, in welcher Reihenfolge die Bilddeutungen gegeben wurde, z. B. etwa so, dass die Versuchsperson bemüht war, immer zuerst den gesamten Fleck, nachher auffällige Teile davon und schliesslich kleine Details zur Deutung zu bringen.

Aus Statistiken kann er entscheiden, ob die Deutungen solchen entsprechen, die sehr häufig gegeben werden, oder ob sie originell sind, und ebenso zählt er die scharf erfassten von den unscharf gesehenen ab usw.

Nach der Auszählung der Versuchsfaktoren folgt die Zusammenstellung des «Psychogramms», sozusagen eines seelischen Röntgenbildes. Allen

Faktoren kommt für den seelischen Aufbau der Versuchsperson ein bestimmter Symptomwert zu, aber es lässt sich die Bestimmung einer Intelligenz- und Charakterart, der Anlagen und Talente nicht einfach nur so bewerkstelligen, dass man wie mit Hilfe eines Chiffrierschlüssels verfährt. Es kommt — ähnlich wie bei der ernstzunehmenden Graphologie — vielmehr auf die Verhältnisse der Einzelfaktoren zueinander an, die allerdings genau zahlenmässig erfasst werden können und einem das Mittel in die Hand geben, Fehlerquellen zu vermeiden.

Das Experiment kann zur Hebung unbewusster Inhalte nicht in Frage kommen. Es bietet trotzdem dem Erziehungsberater einen guten Dienst, denn es erlaubt ihm, dem meist sehr knappe Zeit zur Verfügung steht, einen raschen Einblick in viele Schichten eines seelischen Aufbaus, es gestattet ihm einen orientierenden Ueberblick und ergibt oft ebenso viel, als eine mehrstündige Unterredung.

Im Falle des 14jährigen Buben *Adolf* wurde gezeigt, wozu ich den Test verwendete. Ihm entnahm ich vor allem, dass es bei dem Burschen trotz der zunehmenden anscheinlichen Verblödung nicht an einer Durchschnittsintelligenz fehlte.

Es ist oft schon recht tröstlich für ein «schwieriges» Kind, wenn man ihm soviel sagen kann, insbesondere dann, wenn es sich über seine man-

gelhaften Schulleistungen grämt, oder weil es dafür beim besten Willen plötzlich kein Interesse mehr aufbringt und fürchtet, es «verblöde».

Der Rorschachtest kann neben der psychoanalytischen Untersuchung als Hilfsmittel für die Durchsicht (Exploration) eines Falles benutzt werden.

Ich will das an einem Beispiele zeigen.

Ein Familienvater möchte wissen, was mit seinem jüngsten Kinde, einem 17jährigen Gymnasiasten anzufangen sei: Der Bursche galt bis vor etwa einem halben Jahr als gut begabt. Nun behauptet er auf einmal, die Schule sei ihm gänzlich verleidet. Er macht die Aufgaben nur noch nachlässig und leistet auch in den Lektionen nicht mehr viel. Die Lehrer vermuten, der Bursche sei nur faul, es mangle an Fleiss und Konzentration. Es wurde aber auch die Meinung vertreten, es handle sich um eine weit gefährlichere Erscheinung, der Jüngling befinde sich in einem Zustande rasch fortschreitender Verblödung. Der Hausarzt findet weder körperliche, noch seelische Abnormitäten, er schlägt vor, man solle den kräftig gewachsenen und körperliche Anstrengungen liebenden Burschen aus der Schule fortnehmen und in einen praktischen Beruf hineinstecken. Jedoch der Vater hält darauf, dass aus seinem einzigen Buben «etwas wird», er möchte ihn als Akademiker sehen und hätte gerne, dass er einst

als Anwalt, Richter oder Arzt in geachteter Stellung die Familie ehre.

«Ist *Heinrich* faul, ist er nicht begabt, oder fehlt es sonstwie an etwas bei ihm?» so lautet die Frage des Vaters.

Ich füge bei, dass Vater und Sohn von sehr weit her zugereist sind. Es stehen mir nur ein Samstagnachmittag und ein Sonntagvormittag zur Behandlung des Falles zur Verfügung. Das heisst, ich werde mit etwa vier Stunden Besprechungszeit rechnen können.

Der Bursche macht einen frischen, gesunden Eindruck.

«Welchen Sport liebst du am meisten?» frage ich ihn, nachdem ich ihm eine Zigarette angeboten, die er abgewiesen hat.

«Es kommt drauf an», lächelt er. «Im Sommer Fussball, im Winter eher das Skilaufen. Wieso fragen Sie?»

«Ich vermutete, dass du Gründe hast, nicht zu rauchen!»

«Sie haben richtig geraten, wenn Sie denken, das sei wegen des Sportes. Ich trainiere gegenwärtig auf ein Skirennen und glaube, etwelche Aussichten in der Juniorenklasse zu besitzen. Darum rauche ich nicht, ich enthalte mich jeglichen Alkohols, und ich esse auch nur mässig!»

Wir schweigen eine kleine Weile, dann frage ich weiter: «Sag' mal, ist dir vor ungefähr einem Jahr etwas beim Sportbetriebe passiert?»

«Wie meinen Sie?»

«Ein Unfall, oder so etwas?»

«Nein! Wie kommen Sie darauf?»

«Ich vermute, dass im Verlaufe des letzten Jahres irgend etwas geschehen sein muss, das den Grund zu deiner plötzlichen Interesselosigkeit an der Schule bildet, und ich dachte, das müsse mit deiner sportlichen Tätigkeit zusammenhängen!»

«Ich wüsste nicht —» meint er, und dann: «Im vorletzten Sommer musste ich meinen Blinddarm operieren lassen. Aber das hatte mit dem Sport nichts zu tun. Meine Eltern glaubten zwar, ich hätte mich beim Fussballspielen verkühlt, oder der Blinddarm sei durch einen Stoss gereizt worden!»

«Siehst du, es war doch etwas! — Hast du die Operation leicht überstanden?»

«Ziemlich. Komplikationen gab es keine. Aber ich hatte nachher einige Zeit das Gefühl, als sei ich mitten abeinander geschnitten. Komisch! Erst wie ich wieder aufstehen konnte, verlor sich die blöde Idee!»

«Sie scheint dir aber tiefen Eindruck gemacht zu haben. Sonst würdest du dich kaum daran so stark erinnern, dass du mir ausgerechnet das und nichts Anderes von der Operation erzählst!»

«Und ob sie mir Eindruck gemacht hat! Noch jetzt träume ich hie und da davon!»

«Was träumst du denn?»

«Unsinn: ein Arzt säge mir ein Bein ab, oder gar beide, und so weiter. Dummes Zeug!»

«Träumst du häufig solche Sachen?»

«Häufig ist wohl zu viel gesagt. Hie und da!»

«Hast du während deiner Kindheit noch andere Operationen überstanden?»

«Es war einmal etwas mit meiner Zunge los. Daran erinnern kann ich mich nicht, ich war damals noch ganz klein. Man hat mir davon erzählt. Die Zunge musste unten gelöst werden!»

«Eine andere Frage: was möchtest du am liebsten werden?»

«Flieger! — Aber meine Eltern wollen nichts davon wissen. Das müsse ich mir aus dem Kopfe schlagen, meinen sie. Als ob das so leicht ginge...»

Wer nur einigermassen über tiefenpsychologisches Rüstzeug verfügt, der hat sich bereits einige Vermutungen bilden können.

Die Operation hat dem Burschen, wie man es so oft, fast regelmässig beobachten kann, einen sehr tiefen Eindruck gemacht. Bewusst hat er sie als notwendig erkennen können, dazu war er alt und vernünftig genug. Unbewusst jedoch wertete er sie als schwerwiegenden Eingriff in seinen geliebten Körper. Es ist bekannt, wie Sportler ihren Leib hochschätzen. Unser junger Mann sagt es selbst: er verzichtet auf jegliche Genüsse, um seinen Körper nicht zu schädigen. Man könnte einwenden: «Nein, nicht darum, sondern um beim Wettlauf einen Preis zu gewinnen!»

Gewiss, darum auch, vielleicht auch deshalb, dass nachher sein Name in der Zeitung prangt. Aber im Grunde genommen handelt es sich doch um sein körperliches Selbst, ohne dessen Vollkommenheit weder der Preis gewonnen, noch das Streben nach Ehre und Berühmtheit gesättigt werden kann. Schliesslich wären ja mit anderen Mitteln als dem Körper auch Preise zu gewinnen, oder die Erwähnung in der Zeitung, die Berühmtheit könnte anderswie erreicht werden.

Ein Mensch, der sich körperlich geschädigt fühlt, sucht den bedrückenden Affekt irgendwie auszugleichen. Er bedarf des dauernden Beweises, dass er sich der Schädigung wegen keine Sorgen zu machen braucht. Irgendwie muss er sich «mächtig» vorkommen können.

Unser Siebzehnjähriger phantasiert vom Fliegertum. Kann man deutlicher die Körperlichkeit überwinden und sie zugleich feiern, als wenn man ein Flugzeug lenkt? Das Fliegen, von dem schon die Alten träumten — ich erinnere an die Sage von *Ikaros* und an die Maschinen *Lionardo da Vincis* — ist in unserem Jahrhundert in Erfüllung gegangen. Welcher Junge macht nicht eine Entwicklungsphase durch, während welcher Flieger zu werden sein höchster Wunsch ist?

Ich vermute, dass unser junger Freund seine Operationen durch technische Träume kompensiere, und dies sei schuld an seiner Interesselosigkeit für die Schule, die ihm als Zögling eines li-

terarischen Gymnasiums nichts von Motoren und aeronautischen Gesetzen, dafür nur alte Sprachen bieten kann.

Wir machen nun den *Rorschach*'schen Versuch. Ich will mich nämlich darüber orientieren, wie es um die Intelligenz des Jünglings steht, und ob sich Anzeichen dafür vorfinden, dass er sich eher für einen technisch-praktischen als für einen theoretisch-wissenschaftlichen Beruf eignet.

Der Versuch erweckt den Eindruck, es handle sich um einen erwachsenen und reifen Menschen. Die Intelligenz scheint wirklich eher mehr auf praktische Arbeit gerichtet, als eine theoretisierende, abstraktive zu sein. Der junge Mann hat Fähigkeiten zum kombinierenden und konstruierenden Denken und ist dabei ordentlich originell, ohne sich zu sehr von der Denkweise der Allgemeinheit zu entfernen. 26 % seiner Antworten betreffen Deutungen von Objekten, und ungefähr die Hälfte davon sind solche aus dem Gebiete der Technik. Seine Affektivität setzt sich aus einer schönen Mischung von Innerlichkeit und nach aussen anpassungsfähigen Gefühlen zusammen.

Es besteht kein Grund, dem Burschen den Eintritt in eine technische Lehre zu verwehren oder auszureden. Es ist nur nötig, den Vater umzustimmen.

Ich bespreche mich zuerst mit dem Jüngling, und die letzte Stunde nehme ich mir den Vater

vor. Ich rate ihm, seinen Sohn sofort aus dem Gymnasium wegzunehmen und in einer mechanischen Werkstätte in die Lehre zu geben. Später steht der Weg in ein Technikum und in die technische Hochschule offen, und Flieger kann der junge Mann dann immer noch werden, falls er dazu Lust hat.

Es gelingt, den Vater zu überzeugen, dass es für das Glück und das Fortkommen seines einzigen Sohnes wichtiger ist, wenn er ihm den Weg in die Technik freigibt, als wenn er an seinem väterlichen Ehrgeiz festhält und den Jüngling zum Studium zwingt, für das er nicht passt und kein Interesse mehr aufbringt.

Heute kann ich nachtragen, dass der Bursche, ein Ausländer, seit zwei Jahren in einer Werkstatt für Flugzeugbau arbeitet und an technischen Kursen teilnimmt, die von der Fabrikleitung organisiert werden. Er fühlt sich wohl und ist seinen gleichaltrigen Mitarbeitern ein guter Kamerad.

Das Beispiel bietet Einblick darüber, wie sich die psychoanalytische Untersuchung mit der Verwendung des Rorschachtests vereinigen lässt, und wie sich beide Methoden für die Erziehungs- und Berufsberatung ergänzen können.

Wäre mehr Zeit zur Verfügung gestanden, so hätte man gewiss ohne das Rorschach-Experiment auskommen können. Das starke technische Interesse wäre auch auf anderem Wege zum Vorschein gekommen.

Wir haben auch sehen können, dass mit dem Versuch nichts über unbewusste Motive einer Eigenart festgestellt werden kann. Das kleine, von psychoanalytischen Gesichtspunkten und von psychoanalytischem Verständnis geleitete Gespräch brachte darüber mehr zutage, als es irgend ein Testverfahren imstande gewesen wäre.

Anlässlich solcher Beratungen, wo wenig Zeit zur Verfügung steht, nehme ich immer auch den Rorschachtest zu Rate, ganz besonders aber dann, wenn sich intellektuelle Schwierigkeiten zeigen.

Oft liegen jedoch die Dinge nicht so einfach wie im eben angeführten Beispiel, wo es sich um einen gesunden Menschen handelte, der darum nicht in der richtigen, seiner Intelligenz-Eigenart entsprechenden Schule war, weil sein Vater aus dem Sohne das machen wollte, was der alte Herr selber gern geworden wäre.

Das folgende Beispiel zeigt kompliziertere Verhältnisse:

Anna ist die 13jährige Tochter eines Fabrikarbeiters. Sie kann seit ihrem zehnten Altersjahre nicht mehr lesen und gilt als schlechte, faule und unbegabte Schülerin. Denn sie meldet sich nie zu Worte, sie traut sich nichts zu, ist still und verschlossen und nicht von der Art ihrer Kameradinnen. Wird sie in der Schule etwas gefragt, so gibt sie befangen meist eine dumme, kurze Antwort, am liebsten nur mit einem einzigen Worte.

Ein Arzt schätzt sie als «leicht debil» (verblödet) ein. Die Eltern bringen sie wegen ihrer Sprachhemmung, bezw. Lesehemmung zur Untersuchung. Sie haben irgendwo gehört, dass ich eine ungefähr Gleichaltrige vom Stottern befreit hatte, und sie glauben, ich könne Annas Unvermögen, wie andere Kinder zu lesen, durch eine Art Zauberei in kürzester Zeit wegbringen. Es bedurfte umständlicher Erklärungen, bis sie sich entschlossen, das Kind für eine längere Dauer täglich eine Stunde zu mir zu schicken. Ihr Misstrauen galt, wie sich später herausstellte, hauptsächlich den Kostenfolgen. Darum wollten sie zum Vorneherein von mir die Garantie haben, dass mir Erfolg beschieden sei.

Das war nicht sicher.

Ich konnte mich leicht davon überzeugen, dass *Anna* die Buchstaben kannte. Es wurde ihr das Alphabet auf ein Stück Papier gemalt, und ich fragte sie daraus ab. Nachher wurde sie aufgefordert, diesen oder jenen Buchstaben zu zeichnen, und sie zeigte sich dabei gar nicht ungeschickt.

Nun lasen wir zusammen langsam aus einem Buche mit grosser, deutlicher Schrift. Dabei machte ich die Beobachtung, dass Anna die Worte und Sätze richtig zu erfassen vermochte. Aber sie konnte kein Abschnittchen zu lesen beginnen: ich musste anfangen, und nach den paar ersten Worten stimmte sie ein, und gemeinsam sillabierten wir das Abschnittchen zu Ende. Kam ein

neues, dann stockte sie und überliess neuerdings mir den Anfang.

Aufgefordert, selbst anzufangen, sah man ihr den guten Willen wohl an. Aber es schien, als ob bei ihr die Luft im Rachen stecken bliebe — als ob die Luft in der Luftröhre weder vorwärts noch rückwärts käme. Anna schnappte dann mit dem Kiefer wie ein Fisch auf dem Trockenen.

«Ich habe das Gefühl», sagte sie aus, «es stecke mir etwas im Halse, ähnlich, wie wenn man sich verschluckt hat, oder wenn man einen zu grossen Bissen heruntergeschluckt hat».

Ich hatte keine Veranlassung, das Mädchen weiter stundenlang mit Lesen zu quälen. Wir benutzten zur Lektüre — als Kontrolle — jeweils die ersten zehn Minuten einer Sitzung, und nachher sprachen wir von allem dem, was sie interessierte, von ihren und ihrer Nachbarskinder Puppen und dem Spielzeug, von ihren schönen und weniger schönen Haarmaschen, von Kameradinnen, die sich einen Bubikopf hatten schneiden lassen, von Kleidern, von der Schule, von ihrer Mithilfe im Haushalt und dem kleinbäuerlichen Landgütchen ihrer Eltern, schliesslich von ihrer um 3 Jahre ältern Schwester und dem um 10 Jahre jüngeren Brüderchen und von Vater und Mutter.

Wenn uns jemand hätte zuhören können, dann hätte er vielleicht den Eindruck erhalten, ich vertrödle mit dem Mädchen die Zeit.

Sie war jedoch nicht so ganz verloren. Ich konnte mich in Annas Denkweise und Verhältnisse einfühlen. Mehr noch. Ich verfolgte die Absicht, Anna an mich zu gewöhnen, ihre Uebertragung zu gewinnen.

Das gelang. Anna wurde zutraulicher und rückte immer besser mit der Sprache heraus. Man sah ihr am Glanze der Augen an, dass sie sich freute, zu mir zu kommen.

Einmal nun berichtete sie mir, sie habe zuerst vor mir Angst empfunden. Sie habe überhaupt vor Männern Angst. Sie machte dafür Träume verantwortlich, die von Zeit zu Zeit immer wieder kamen. Ein unbekannter, grosser und weissbärtiger Mann verfolge sie, schleppe sie in den Wald und wolle sie töten. Voller Angst erwache sie jeweils.

Anna wurde aufgefordert, mir mitzuteilen, was ihr zu den schreckhaften Träumen einfalle. Sie erzählte eine Anzahl Schauergeschichten, die sie von einer Frau gehört hatte. Ihr Inhalt: Ein kleines Mädchen wird von einem Unhold an einen abgelegenen Ort verschleppt und dort erstochen. Die Frau führte den Haushalt, als die Mutter Annas ihren Jüngsten bekam. Anna war damals zehn Jahre alt — das Datum fällt mit dem Beginn der Lesestörung zusammen. Ich machte das Mädchen vorläufig noch nicht darauf aufmerksam, sondern liess mir weiter berichten. Anna beschäftigte sich mit der Herkunft der Kinder und den Geburts-

theorien und -märchen. Plötzlich waren wir mitten in der sexuellen Frage. Die Erörterungen darüber brauchten viele Stunden. Als wir schliesslich auf das Problem stiessen, warum es zweierlei Geschlechter gebe, unterbrach Anna — ich wusste zunächst nicht warum — das Thema und griff sich an den Hals, der eine Narbe aufwies.

«Hier bin ich operiert worden!» sagte sie, «und vielleicht ist die Operation daran schuld, dass mir beim Lesen die Luft stecken bleibt!» Man habe ihr die Mandeln herausgeschnitten.

Ich erklärte ihr, dass sie sich wohl irre, denn die Mandeln würden durch den Mund geschnitten. Es stellte sich heraus, dass ihr wirklich einmal die Mandeln geschnitten worden waren, was sie lange Jahre ganz vergessen gehabt hatte.

Es folgte nun wiederum ein Schrecktraum. Der Mann darin trug einen weissen Mantel und forderte sie auf «Aa!» zu sprechen. Es wollte ihr nichts dazu einfallen, nicht einmal, dass der Traum-Mann vielleicht den untersuchenden Arzt hätte bedeuten können. Dagegen trug sie jetzt zu ihren früheren Träumen nach, dass sie der weissbärtige, grosse Mann an einen der Metzger in ihrem Dorfe erinnere. Sie hatte ihm einmal beim Schweineschlachten zugeschaut, und bei diesem Anlass hatte er ihr, ein langes Messer in der Hand, gedroht: «Pass auf, wenn du deine Nase zu nahe hälst, so schneide ich sie dir ab!»

Für kurze Zeit änderte sich nun die Lesestörung. Anna konnte jetzt die Abschnittchen in einem Buche wohl beginnen, aber bei einem jeden Worte, das mit einem A, W oder B begann, blieb sie stecken und zeigte äusserlich die gleiche Verhaltungsweise wie vorher, als sie an den Abschnittanfängen stecken blieb.

Merkwürdig war auch, dass sie bei Gesprächen nicht stotterte, sie redete ziemlich fliessend. Sprechhemmungen zeigten sich ausschliesslich beim Lesen.

Das Thema ihrer Gespräche mit mir wechselte nun und bewegte sich neuerdings um das sexuelle Problem, in dessen Mittelpunkt die Geburt des Brüderchens stand.

Ein Unkundiger wäre wohl über die Zerfahrenheit unserer Gespräche erschrocken. Sie entbehrten des logischen Zusammenhangs, sprunghaft stiess Anna von einem Gedankengebiet auf ein anderes. Man sah den «roten Faden» nicht. Und doch erhielt man den Eindruck, als drehe sich alles um eine noch nicht feststellbare Linie.

Während Anna eines Tages davon sprach, dass sie schon im dritten Schuljahre (10. Altersjahre) Mühe hatte, die A, B und W auszusprechen, springt sie neuerdings auf die Geburt des Brüderchens über, und jetzt brachte sie das Wort «Brüderchen» nicht mehr über die Lippen.

Erst stockte ihr der Atem, sie wurde im ganzen Gesichte rot wie bei einer grossen Anstrengung,

dann presste sie die Lippen zusammen, stiess mit dem Kopfe nach vorn, als hätte sie das Wort gewaltsam hervorpressen, erbrechen wollen:

«M — m — B — rüderchen», kam es endlich hervor.

Im Weitererzählen umging sie das schwierige Wort, indem sie es durch «Kind» ersetzte. Sie berichtete, dass sie, nachdem das Kind zur Welt gekommen war, blutige Wäsche der Mutter vorgefunden hatte. Sie vermutete, es sei etwas Grausames vorgefallen, denn der Arzt war im Hause gewesen. Und erst jetzt erinnerte sie sich an ihren zuletzt erzählten Traum und erkannte in dem weissmantligen Manne den Doktor.

Mit vielem Affekt berichtete sie nun von den Schrecken der Mandeloperation. Sie hatte damals so grosse Angst, dass sie nicht wagte, zu weinen oder zu schreien. «Weil ich erwartete, der Arzt könnte sich aufregen und zu wenig oder zu viel abschneiden!» begründete sie ihr Verhalten.

Und sie gestand, dass sie mir gegenüber vorerst darum misstrauisch gewesen sei, weil sie dachte, vielleicht sei auch ich ein «böser» Mann, der mit stechenden und schneidenden Instrumenten auf sie losgehe, wenn sie mich unvorsichtigerweise erzürne, und darum hätte sie am Anfang unserer Besprechungen «lieber nicht zuviel» gesagt.

Es fiel ihr jetzt auch ein, dass der Arzt einen Namen trug, der mit B anfing. Sie erzählte, wie er ihr die Zunge mit einem Werkzeug herunter-

drückte und sie aufforderte «Aa!» zu sagen. Als sie die Zunge herausstrecken musste, hatte sie Angst, er wolle daran herumschneiden, sie abschneiden.

Vom ärztlichen «Schneiden» kam Anna wiederum auf die blutige Wäsche der Mutter zu sprechen. Sie dachte sich, der Arzt habe das kleine Brüderchen aus dem Leibe der Mutter herausgeschnitten, deren Gravidität der Tochter nicht entgangen, obschon nie darüber gesprochen worden war. Anna hatte sehr gefürchtet, die Mutter würde sterben. Ausser dieser bei Kindern häufig zu beobachtenden grausamen Geburtsphantasie wurde Anna durch das Vorhandensein eines männlichen Geschwisterchens beunruhigt. «Warum ist es nicht auch ein Mädchen wie ich und die ältere Schwester?» fragte sie sich.

«Warum hat es der Arzt bei der Geburt unterlassen, aus dem Kinde ein Mädchen zu machen?»

Anna unterlag nämlich einer anderen, recht häufig vorkommenden Kindheitsphantasie: sie stellte sich vor, die Mädchen seien eigentlich verstümmelte (kastrierte) Knaben. Sie glaubte, dass Hebamme und Arzt in ihren Ledertaschen scharfe Messer und Scheren bei sich trügen, um je nach Wunsch der Eltern das Geschlecht des Neugeborenen zu bestimmen.

Anna war betrübt und über ihre Mutter heimlich ungehalten, dass aus dem neugeborenen Geschwister nicht auch ein Mädchen gemacht wor-

den war, und dass die Mutter nicht sie, Anna, hatte einen Knaben werden lassen. Sie beneidete die Knaben, wäre selber gerne ein solcher gewesen, und sie hasste die Knaben, weil sie nicht «das durchgemacht hatten», nämlich die Verstümmelung zum Mädchen.

Jetzt lösten sich die Symptome. Aber die Behandlung wurde noch einige Zeit fortgesetzt, um ein letztes Stück geschlechtlicher Aufklärung zu verarbeiten und Anna mit ihrem Mädchenschicksal zu versöhnen.

Und nun zeigte sich etwas auf den ersten Anblick hin Merkwürdiges: Anna fing plötzlich an, in der Schule mehr zu leisten, ihr Lehrer berichtete mir, das Kind «tue den Knopf auf», und er sei sehr erstaunt über das Mädchen. In kurzer Zeit hatte sie nachgeholt, was ihr an Wissen vorher abgegangen, und sie erschien jetzt eher als «mittlere Intelligenz», denn als «debil». Was ihr an Begabung, an aktiver und produktiver Intelligenz fehlte, das ersetzte sie durch Fleiss, und bald war sie eine der besten Schülerinnen der Klasse.

Bevor wir verstehen können, warum daran nichts Wundersames ist, müssen wir zuvor kurz auseinandersetzen, wie die Symptome ihrer Sprechhemmung bzw. Lesehemmung zustande gekommen sind.

A bedeutete sie selber, Anna. Sie erwartete ihrer schlimmen Gefühle und Wünsche gegenüber Mutter und Bruder wegen, dass sie ein Mann

zur Bestrafung in den Wald verschleppe und töte. Erinnern wir uns der schlimmen Wünsche: die Mutter wurde dafür verantwortlich gemacht, dass aus Anna ein Mädchen geworden — das Mädchen war ihr deshalb gram. Rachsüchtige Regungen waren in ihr latent gelegen, und hinter der Angst, die Mutter könnte bei der Geburt des Brüderchens sterben, lag ein Todeswunsch verborgen.

Anna hatte, bevor die Mutter den Bruder gebar, solche Wünsche empfunden und ins Unbewusste verdrängen müssen. Als die Mutter nun wirklich in Lebensgefahr war — die aufgefundene blutige Wäsche bewies Anna diese Gefahr — erwachten die Schuldgefühle des Mädchens; es dachte sich ungefähr: «Stirbt jetzt die Mutter, so bin ich schuld daran, denn ich habe es gewünscht — hätte ich es nie getan!»

Vielleicht wird nun die Umwandlung des Todeswunsches in Angst verständlich.

Anna sagte aus, sie hasse alle Knaben darum, weil sie nicht Mädchen seien — also auch ihr Brüderchen. Sie wünschte, dass auch aus ihm ein Mädchen gemacht würde. Anders gesagt, Anna wünschte seine Kastration.

Das A allein erinnerte sie an sich selbst auch noch in einem anderen Sinne. «A» bedeutete «Anna» ohne «nna», also eine Anna, der etwas abgeschnitten worden war von ihrem Namen: «A» erinnerte das Mädchen an die Phantasie über ihre

Entstehung — an den grausamen Akt ihrer eigenen (phantasierten) Kastration.

Und «A», nämlich Abraham, hiess ihr Bruder, den sie zwar «Hämi» rief. So konnte sie das A umgehen, und in der Phantasie schnitt sie ihm etwas ab — vorn etwas ab, das «Abra» an seinem Namen: sie kastrierte gleichsam des Bruders Namen.

Mit dem Laute a begannen Wörter wie «abschneiden», «abhauen», Wörter, die für sie schrecklich und — weil sie gegen die Mutter und das Brüderchen gerichtet waren — auch mit Schuldgefühlen gesättigt waren.

Jetzt versteht man, dass Anna Mühe hatte, einen Laut auszusprechen, hinter dem sich so mannigfache grausame und schreckhafte Gefühle und Phantasien verbargen? Und verständlich ist, dass Anna vermied, beim Lesen «Abschnitte» anzufangen. «Abschnitte» heisst doch «abgeschnittene Stücke» — und wir wissen, wir können erraten, was «abgeschnittene Stücke» für das Mädchen bedeuteten.

In der Silbe «ab» ist auch das B enthalten, das Anna ebenfalls an ihre Kastrationsphantasien, zudem an den Ausdruck «Brüderchen» und an den Namen jenes Arztes erinnert, dessen Name mit einem B beginnt. Auch im «B» hat Anna gleichsam passive, aber auch aktive und darum schuldbeladene Kastrationswünsche investiert; darum ist es unaussprechbar wie das «A».

«W» bedeutet «Weh», Schmerzen: die Schmerzen und die Angst bei der Mandeloperation, die Schmerzen, die sie beim allerersten Besuche eines Arztes erlitt, als man ihr einen Abszess an der Gurgel aufschneiden und ausdrücken liess (darum die Narbe) und alle andern Schmerzen, die sie je erlitten, selbst die phantasierten bei ihrer Geschlechtsbestimmung. Alle Schmerzen wurden unbewusst als Strafe für ihre bösen Wünsche gegenüber Mutter und Bruder aufgefasst, und ihre Mandel- und Abszessoperation wurde unbewusst als Kastration umgedeutet und als Bestrafung aufgefasst.

Lesestörung und allgemeine Verdummung traten auf, als das Brüderchen zur Welt und der Arzt ins Haus kam, und als Anna die blutige Wäsche der Mutter vorfand. Diese Tatsachen machten ihre verdrängten Kastrationsphantasien bewusstseinsnahe. Zudem erwartete das Mädchen, dass das, was jetzt der Mutter an Gewalttätigkeit geschah, auch ihr, Anna, geschehen könnte. Die blutige Wäsche erweckte auch die Beseitigungswünsche der Mutter gegenüber und die damit verbundenen Schuldgefühle.

Wir sehen, alle Symptome haben einen klaren Sinn, und mit dem eigentlichen Hauptsymptom, der «Debilität», kann es nicht anders sein. Sie hat sich als «Pseudodebilität» (keine eigentliche, sondern nur *scheinbare* Verblödung) erwiesen und verlor sich wie die Lesestörungen.

Die Tiefenpsychologie hat herausgefunden, dass sich das intellektuelle Interesse eines Menschen teilweise aus dem infantilen sexuellen Interesse heraus entwickelt. Wird die infantile Sexualforschung von aussen oder von innen frühzeitig abgedrosselt, so wird häufig auch ein Stück intellektuelle Entwicklung in Mitleidenschaft gezogen, so bei unserer Anna.

Es bedurfte einer bedeutenden Anstrengung und Arbeit, um allen Schutt wieder wegzuräumen und den seelischen Ablauf neuerdings in sein normales Bett zu bringen.

Wenn wir den Fall «Anna» überblicken, sehen wir, dass das Mädchen seinen Helfer zuerst in die Reihe der bedrohlichen Männer stellte. Anders gesagt, die Uebertragung war zuerst «negativ», und es brauchte Zeit und Mühe, um sie zu einer «positiven» zu machen. Erst, nachdem ein derart günstiges Vertrauensverhältnis hergestellt war, konnten die unbewussten krankmachenden Inhalte ans Licht des Bewusstseins gehoben werden.

Ausser der Darstellung einer intellektuellen Hemmung, ihrer unbewussten Begründung, der Technik ihrer Behebung und der Entstehung und Determiniertheit ihrer Symptome wollte ich noch etwas anderes zeigen: den Unterschied zwischen der Leistung eines Testverfahrens und einer psychoanalytisch fundierten Erziehungshilfe.

Der Rorschachtest ist imstande, dem Erziehungsberater ein Bild zu geben über Intelligenz- und

Charakterart, eine Intelligenz- und Charakterdiagnose aufzustellen. Am Beispiele des Jünglings Heinrich, der sich besser für einen technischen als für einen wissenschaftlichen Beruf eignete, habe ich deutlich machen wollen, wie der Test zu verwenden ist, und was man aus seinen Ergebnissen unter Umständen machen kann.

Damit man nicht etwa den Eindruck erhalte, das Testverfahren könne eine pädanalytische Erziehungshilfe ersetzen, und ihm eigne eine heilende Wirkung, habe ich das Beispiel «Anna» vorgebracht.

Und nun bin ich schuldig mitzuteilen, was in Annas Falle der Test aussagte. Man kann nachher den Unterschied zwischen den Leistungen des Testes und jenen der psychoanalytisch orientierten Hilfe wahrscheinlich noch besser erfassen.

Annas Test sagte aus: Die Intelligenz lässt sich als «gesunden Menschenverstand» bezeichnen. Dieser scheint durch angsthafte Momente gefälscht zu werden. Die Versuchsperson lebt mehr nach innen hin, introversiv, als nach aussen, extratensiv, sie erlebt mehr passiv, als dass sie aktiv lebt, sie zieht sich vorsichtig und ängstlich gleichsam in ihr Schneckenhaus zurück. Es kann sich nicht um eine Debilität handeln, und es sind keine Anzeichen vorhanden, dass Anna geisteskrank ist und zu einem Arzte geschickt werden muss.

Wir erfahren also über die seelische Verwicklungen wenig oder nichts; wir wissen nicht, woher

die Aengstlichkeit stammt, die den Intellekt an seiner Auswirkung hemmt; wir wissen nicht, durch was für Symptome sich die Hemmung äussert; wir kennen sie aus dem Berichte der Eltern, aber wir wissen wiederum nicht, worin ihre seelische Begründung liegt.

Im Falle «Anna» war der Test darum von Wert, weil er zeigte, es handle sich nicht um eine Debilität. Wäre ein solcher Zustand vorhanden gewesen, so hätte ich die Behandlung als aussichtslos nie aufgenommen. Ich hätte dann raten müssen, das Mädchen in eine sogenannte «Hilfsklasse» zu stecken, wo Debile so weit als möglich zur praktischen Arbeit herangebildet und weniger mit rein intellektuellen Lehrstoffen unnützerweise gequält werden.

Ich wiederhole: mit dem Rorschachtest ist man imstande, seelische Zustände festzustellen. Er hat rein diagnostischen Wert. Heilerzieherische Funktionen kommen ihm nicht zu. Trotzdem ist er wichtig genug, dass wir ihm im Rahmen unserer Arbeit Beachtung schenken und uns darüber orientieren, inwiefern er bei der Erziehung verwendbar ist.

VII. KAPITEL.

Zusammenfassung. Paar-Beziehung und das Verhältnis von Gemeinschaft und Führer. Gefahren der Bindung: das nichtbewusste, passive Erleiden und das bewusste, aktive Handhaben der Uebertragung.

Kurze Durchsicht der bisherigen Beispiele. Die Gefühlsbedingtheit bei Erziehungshandlungen. Ein Sadist als Erzieher. Das Paar-Verhältnis. Die Rolle des psychoanalytisch geschulten Erziehers, das Verhältnis der «Masse zu zweit». — Seelische Begründung des Heilungsvorganges im dissozialen Kinde. — Einwände gegen die «Bindung». Die Bindung bei nicht psychoanalytisch geschulten Erziehern. Beispiel eines unbewussten homosexuellen Gefühlsverhältnisses. Störende Liebesbindung einer Schülerin RITA an einen Lehrer. — Erdulden und Handhaben der Uebertragung; die Deutung der Bindung. Sympathie und Antipathie bei Erziehern. — Versagung und Verzicht in der Heilerziehung und die Bedeutung des Helfers für den Zögling.

Wir sind nun, so scheint es mir, so weit, dass ich den Verlauf einer psychoanalytisch orientierten Erziehungshilfe von Anfang bis zu Ende schildern kann.

Wir haben zu Beginn unserer Abhandlungen die *Erziehungsmittel* kurz untersucht und gefunden, dass es grundsätzlich nur deren zwei gibt: die

Liebe und die *Strenge*, und dass die Erziehung gewöhnlich mit einer *Mischung* aus beiden arbeitet.

Die Rolle des gewöhnlichen Erziehers ist durch seine Gefühlseinstellung bedingt. Er selber liebt das Kind, oder er bekämpft es. Das heisst, er tut beides zugleich. Er bekämpfe es, wird er sagen, weil er es liebt. «Wer seiner Rute schonet, der hasset den Sohn!» argumentiert er, und auf diese Weise begründet er seine Strenge und den von ihm ausgehenden Erziehungs-Zwang. Psychologisch betrachtet kommt es aufs Gleiche heraus, ob er liebe, oder ob er unbewusst mit den Mitteln der Strenge, des Zwanges, des Sadismus (Sucht, zu quälen), der Aggression, arbeitet: *gewöhnlich sind seine Erziehungshandlungen geleitet von seinen Gefühlen.*

Die Einmischung seiner Gefühle hat zur Folge, dass ihn die Arbeit an einem gefügigen und gehorsamen Kinde. wie man sagt: «befriedigt». Eigentlich «befriedigt» ihn das Kind; dessen Gehorsam und Gefügigkeit wird als Lohn, als Gegenliebe quittiert und aufgefasst. Die Mutter, der Vater, die Verwandten, die Lehrerschaft, wollen meist von Kindern und Zöglingen geliebt werden. Selbst der Erzieher, der an seinen Pfleglingen sadistische Regungen austobt, findet dabei eine Befriedigung seiner Gefühle, seiner Persönlichkeitsgrundlage, seiner Triebe, über die er sich in der Regel nicht oder kaum bewusst ist.

Ich lernte einst einen ehemaligen Erzieher kennen, der darum sein Amt aufgeben musste, weil er seine zwölfjährigen Schülerinnen bei Straffällen übers Knie nahm, um sie aufs nackte Gesäss zu schlagen. Als man ihm deswegen Vorhalte machte, war er nicht nur erstaunt, er war empört und verteidigte sich mit vielem Affekt. Er habe die Erfahrung gemacht, behauptete er, dass man mit den Mädchen viel zu gelinde umgehe, und dass seine Art, zu strafen, die besten Erfolge zeitige. Als man ihm nahelegte, seine Prügeleien sähen wie eine perverse Aggression aus, lachte er gezwungen und wies daraufhin, dass er verheiratet sei und selber Kinder besitze — die er übrigens auf gleiche Weise strafte. Er behandle überdies ja auch seine Schüler männlichen Geschlechtes nicht anders. Die Anspielung, seine Verhaltungsweise gleiche der einer sexuellen Perversion, lehnte er ab und bezeichnete sie als böswillige Unterschiebung. Er wollte nicht begreifen und wahr haben, dass an seiner Strafart etwas Besonderes sei und war überzeugt, dass er nur aus ideellen Motiven handle. Es ist beizufügen, dass er wirklich ein «guter» Lehrer war. Als hoch intelligenter und anpassungsfähiger Mann war er imstande, das Schulwissen interessant und auf solche Weise zu gestalten, dass es die Kinder fassen und verarbeiten konnten; und man fand auch nicht bald einen Berufskollegen, der so wie er fast seine gesamte Freizeit dafür verwendete, um sich für die Schule vorzubereiten, sich die ein-

zelnen Lektionen bis in alle Einzelheiten zu überlegen, Anschauungsmaterial herbeizuschaffen und herzustellen und nichts zu unterlassen, was den Unterricht fördern könnte. Man hätte an seiner Schulhaltung wirklich nichts aussetzen können als seine Art, zu strafen. Und an dieser hielt der sonst so gescheite, überlegene und kluge Mann hartnäckig fest, und unter Aufwand seiner nicht geringen Beredsamkeit und Logik wusste er sich glanzvoll zu verteidigen. Schliesslich musste er trotzdem seinen Beruf aufgeben. Aber er blieb überzeugt, dass ihm seine Mitmenschen aus Dummheit Unrecht getan hatten.

Das ist nur ein krasses Beispiel. Aber an solchen kann viel deutlicher als an weniger prägnanten und verschwommeneren gezeigt werden, wie sich die Dinge verhalten. Unser Lehrer, könnten wir sagen, vermochte in seiner Ehe und Familie seine erotischen Strebungen nicht in vollem Umfange zu befriedigen, er hatte dazu noch seine Schüler und Schülerinnen nötig.

Ich meine, fast immer sind Erzieher an ihren Pfleglingen irgendwie gefühlsmässig, «libidinös» interessiert. Die Bindung an den Beruf ist meist eher eine Bindung an die Berufsobjekte, an die Zöglinge. Man gibt das nur sehr ungern zu. Man findet ideelle Begründungen, Rationalisierungen (nachträgliche Begründungen) genug, um sein Tun und Lassen vor sich selbst und vor der Mitwelt als «objektiv» und «rein sachlich» hinzustellen.

Man denke etwa an die Nöte einer alternden unverheirateten Erzieherin, die für ihre Liebesfähigkeit keinen andern Ausweg hat, als sie an ihren Zöglingen zu betätigen. Ihr Beruf ist ihr Ein und Alles. Sie liebt ihre Pfleglinge, und wenn sie sie weggeben muss, so trifft es sie hart, unter Umständen ist es für sie so schwer, dass sie deutliche Zeichen von Trauer zeigt, ähnlich wie beim Todesfall eines geliebten Menschen. Ihre Liebe zu den Kindern ist eine feine, zärtliche Regung und entbehrt jeglicher grob-sexueller Züge, sie ist gewiss rührend und schön, aber sie ist vielleicht zur Erreichung des Erziehungszieles nicht ganz ohne schädliche Folgen.

Wo ein gefühlsmässiges Verhältnis zwischen Erzieher und Zögling besteht, da fühlt sich der Pädagoge gekränkt, in seiner Ehre angegriffen und gedemütigt, wenn das Kind seine beruflichen Erwartungen täuscht. Er bleibt nicht ruhig, etwa so wie der Mechaniker, dem ein Metallstück bricht, und der dann sagt, es sei ein Materialfehler vorhanden gewesen, man müsse sehen, wie man ihn beheben könne, oder er selber habe bei der Arbeit einen Fehler begangen.

Einzelne unter seinen Zöglingen sind ihm besonders sympathisch, und er muss sich Mühe geben, sie nicht offensichtlich zu bevorzugen. Andere dagegen sind ihm antipathisch, er hätte am liebsten, wenn sie nicht vorhanden wären, immer ist es ihm mehr oder weniger eine Qual, sich mit ihnen ab-

geben zu müssen, und er bemüht sich, sie nicht seine Abneigung fühlen zu lassen.

Ist es mir zu zeigen gelungen, was ich darstellen wollte: die Gefühlsbindung des Erziehers an seine Pfleglinge?

Er steht zu jedem einzelnen unter ihnen in einem *Paar-Verhältnis*, er liebt das Kind, oder er lehnt es ab. Und er lässt sich bei seiner Arbeit unbewusst von seinen Gefühlen führen.

Wenn es sich um ein «schwieriges» Kind handelt, dann nützen alle erzieherischen Massnahmen, die aus gefühlsmässigen Gründen gewählt worden sind, nichts. Das schwierige Kind ist immer irgendwie gemeinschaftsunfähig. Daran können verschiedene Gründe schuld sein. Wir haben gesehen:

Bei dem Diebesjungen *Gusti Lehmann* müssen das Verhalten des Vaters und die elterlichen sozialen Verhältnisse verantwortlich gemacht werden.

Die Schulschwänzerin und angehende Vagabundin *Klara* erleidet den Tod ihrer Mutter und das Hinzukommen einer Stiefmutter; als Folge davon macht sie einen Schritt in der Entwicklung rückwärts, sie regrediert zur frühkindlichen Aschenbrödelphantasie.

Der wohldressierte *Jakobli* verliert den Boden unter seinen Füssen, als er unter eine Autorität gestellt wird, die nicht wie seine früheren Erzieher mit den Mitteln «Strenge und Zwang» arbeitet;

der Bub wehrt sich aus Angst für seine «Weltanschauung» durch asoziales Verhalten.

Marie Brunner kann die Gefühlserkaltung ihrer Mutter nicht überwinden, sie reagiert mit Verwahrlosungserscheinungen und zwingt jedes neue Milieu ins alte Schema hinein, um darin in einer Art Wiederholungszwang das krankmachende Erlebnis neu zu erleben, ohne es erledigen zu können.

Franz ist an einer frühinfantilen Fixierung (Stehenbleiben auf einer Entwicklungsstufe) an die Mutter kleben geblieben (an den oralen Besitz der Mutter), und sein Gewissen revoltiert dagegen.

Noch deutlicher sind bei dem Onanisten *Adolf* unbewusste Schuldgefühle und Gewissensreaktionen am Werk, um ihn dissozial zu machen.

Susis Gefühle wurden in ihrer ersten Kindheit dadurch verwirrt, dass sie das Verhalten der Mutter nicht verstehen konnte.

Lilli ist auf ihre Mutter eifersüchtig, sie gönnt ihr das neu angekommene Kind nicht, weil sie es lieber selber hätte besitzen wollen, und sie spinnt sich eine Empfängnistheorie zurecht, die eine Reihe von Unarten zur Folge hat; vor den Reinlichkeitsansprüchen der Mutter kriecht sie gleichsam in sich selbst zurück.

Anna hat anlässlich der Geburt ihres Brüderchens Beobachtungen gemacht, die sie zu tiefst erschrecken, und die bereits vergessene grausame Phantasien in ihr wiederaufwecken; die Verdrän-

gung der sexuellen Neugier reisst ein Stück ihrer Intelligenz, ihrer intellekten Forschung mit und lässt den Anschein aufkommen, als ob das Mädchen debil sei.

Fast immer aber lag und liegt der Fehler darin, dass ein Kind, gewöhnlich während seiner ersten Lebensjahre, etwas in seinen Liebesbeziehungen erlebt, das seine ganze seelische Entwicklung vom «normalen» Verhalten abdrängt. Seine Triebe, aber auch sein Gewissen können sich infolgedessen nicht mehr in der Art und Weise umändern und anpassen, dass der junge Mensch seiner Altersklasse gemäss in der Gesellschaft «möglich» ist.

Welche *Rolle*, fragen wir uns, spielt jetzt der Berater oder Helfer?

Gibt es bei der Erziehung noch eine andere Rolle als die, die uns als Paar - Verhältnis umschrieben worden ist?

Oft genügt ein Rat, oder eine Reihe von Ratschlägen an die Eltern und Erzieher. Ich verweise auf die Beispiele *Gusti, Klara,* und besonders auf den jungen Mann, der in ein Gymnasium geschickt wird, statt dass er einen technischen Beruf erlernt, weil sein Vater den Ehrgeiz hat, einen Gelehrten aus ihm zu machen.

Die Ratschläge sind nicht von ungefähr erteilt worden. Sie waren von der psychologischen Durchsicht eines jeden einzelnen Falles getragen. Das Mittel der tiefenpsychologischen Erkenntnis habe

ich nicht lehren können oder wollen. Es ist an den geschilderten Beispielen nur stückweise und unvollständig dargestellt worden.

Die Rolle des psychoanalytisch orientierten Erziehungshelfers ist wirklich eine ganz andere als die des nur pädagogisch geschulten Erziehers. Um sie zu verstehen, müssen wir *die psychologischen Verhältnisse in einer Gemeinschaft* — im *Gegensatz zu der bei einem Paar-Verhältnis* — ein wenig näher betrachten.

In einer Gemeinschaft setzen sich die Einzelmenschen einander gleich, sie empfinden sich als Brüder und Schwestern, die von ihrem Haupte, sagen wir von ihrem «*Führer*», gleichviel Interesse, Liebe, Beachtung erwarten. Ihr gemeinsames Ideal sehen sie in diesem Führer und seiner Gerechtigkeit verkörpert. Er tritt seelisch an Stelle ihres individuellen Ueber-Ichs.

Das *seelische Sichgleichsetzen* ist die früheste und ursprünglichste Form der Gefühlsbindung. In der Wissenschaft nennt man sie «*Identifizierung*».

Die Glieder einer Gemeinschaft identifizieren sich untereinander, und sie streben darnach, sich mit dem Führer identifizieren zu können. Er ist für sie die höchste massgebende Instanz: was er für wahr, schön, gut und sittlich hält, das gilt schlechthin auch für die Geführten, und darüberhinaus gibt es nichts mehr.

Die Gemeinschaft verhält sich demnach dem Führer gegenüber gleich, wie das kleine Kind sei-

nem als allmächtig empfundenen Vater gegenüber; sein Wille gilt als unfehlbar und «richtig».

Stirbt in einer primitiven Gemeinschaft der Führer, so zerfällt sie, es sei denn, er habe ihr seinen Willen durch *organisatorische «Gesetze»* aufgebunden, so dass sie schliesslich auch ohne sein persönliches Dabeisein bestehen kann: die Organisation ersetzt ihn. Sie ist gewissermassen sein *fortlebender Wille*, der über seinen Tod hinausreicht. Und sie ist ein Teil eines jeden Gemeinschafts-Individuums geworden. Den Willen des Führers hat sich der Einzelne der Gemeinschaft gleichsam einverleibt. Er lebt als Ueber-Ich, als Ich-Ideal in ihm weiter, und der eigene, persönliche Wille des Gemeinschaftsindividuums ist untergegangen. Im Verhältnis zwischen Gemeinschaft und ihrem Leiter spielt für die Geführten der Geschlechtsunterschied keine Rolle; sowohl männliche als weibliche Geführte identifizieren sich mit dem Oberhaupt.

Der Führer selbst liebt nicht den Einzelnen in der Gemeinschaft, sondern die Gemeinschaft als Ganzes und die Arbeit mit und an der Gemeinschaft.

Eine ähnliche Rolle spielt der psychoanalytisch geschulte Erziehungshelfer. Er bildet mit dem Zögling eine *«Masse zu Zweit» (Freud)* und vermeidet tunlichst, zu ihm in ein libidinöses Paarverhältnis zu kommen, so wie es zwischen dem Kinde und seinen anderen Erziehern der Fall ist.

Die Zuneigung oder Abneigung des Zöglings, die dieser während der Arbeit auf den Helfer «überträgt», wird nicht belohnt und nicht bestraft, dauernd wird ihm ein *gleichschwebendes Interesse* entgegengebracht. Der Helfer lässt sich durch Liebesbeweise zu keiner Gegenliebe bestechen, keine Liebesbezeugungen von seiner Seite her dürfen sein Verhalten ändern; er zeigt aber auch keinen Zorn oder dergleichen, wenn ihm der Zögling Aeusserungen des Hasses entgegenbringt. In der fünften Abhandlung wurde an einem Beispiel gezeigt, dass der Helfer selbst dann ruhig zu bleiben hat, wenn er vom Kind als dummer Kerl und als Ehrloser behandelt wird.

Ich will zu begründen suchen, warum er das kann. Er sagt sich, er wisse ja, wer er sei. Er weiss, was das Kind mit seinen Beleidigungen erreichen will, und dass beispielsweise eine Beschimpfung gar nicht ihm gilt; sie ist das Produkt der Uebertragung. *Das Kind wandelt in einem abgekürzten Verfahren alle seine Gefühlsverhältnisse zu jenen Personen ab, die ihm in seinem Leben nahe standen oder noch stehen.* An seinen Nächsten hat es gelernt, seine Liebe und seine Hassregungen zu betätigen. Wenn es diese während der Behandlung zum Vorschein kommen lässt, so weiss der Helfer, dass seine Arbeit etwas nützt — dass sie das Kind nicht «kalt lässt», sondern es zwingt, so oder so zu reagieren. Es ist alles in Ordnung, und eher wäre es bedenklich, wenn der Zögling

gleichgültig bliebe. Der Helfer führt nun an Hand des Vertrauensverhältnisses, das sich schliesslich einstellt, und das wir die positive Uebertragung genannt haben, den Zögling in sich selbst hinein, und die krankmachenden, unbewussten Verknüpfungen werden bewusst gemacht. Nachher ist Gelegenheit, den krank oder die Entwicklung abwegig machenden, den «*pathogenen Konflikt*» vom Kinde aus zu überarbeiten und zu erledigen.

Er stammt, wie bereits gesagt wurde, aus der kindlichen *Frühzeit* und wurde aus bestimmten Gründen ins Unbewusste verdrängt. Von dort aus wirkt er als Motor für die Dissozialität.

In der Zeitspanne zwischen früher Kindheit bis zum Schulalter sind aber auch die seelischen Kräfte, Vernunft, Verstand, Urteilskraft, die Intensität und Weite der Gefühle und des Willens gewachsen. Dem besser ausgebildeten Seelischen eines erwachseneren Kindes wird es möglich, einen verdrängten, in der Behandlung wieder bewusst gemachten pathogenen Konflikt neu zu erleben und in normaler Weise abzuführen, zu bewältigen. Mit der Bewusstmachung kommen regelmässig auch die verdrängten Affekte (neben dem verdrängten Erinnerungsinhalt) ins Bewusstsein, sie werden auf den Helfer übertragen, an ihm «agiert». Er lässt sich davon in keinerlei Weise beunruhigen, weil er weiss, dass es nicht anders sein kann und sein darf, wenn die Behandlung zum Ziel führen soll.

Am Helfervorbilde gewinnt der Zögling ein neues Stück Ueber-Ich. Das geschieht durch einen analogen Vorgang, wie es am Beispiel *Gusti Lehmann* gezeigt wurde: an seinem Meister, dem Bauersmann, seinem Vater-Stellvertreter lernt er neue Lebensideale kennen, er nimmt sie in sein Ich auf und empfindet sie schliesslich als eigenen Anspruch.

So kann der Helfer, nachdem eine günstige Uebertragung hergestellt ist, wirklich *lösen* und *binden*.

An dieser Stelle sollen die kritischen Einwände nicht vorenthalten werden, welche die Gegner der psychoanalytischen Pädagogik gegen die Uebertragung ins Feld führen.

«Was uns als Handhabung der Uebertragung bezeichnet wird», sagt man, «scheint uns ein recht zweifelhaftes Hilfsmittel zu sein.

Wir können uns beispielsweise denken, dass ein schlechter Charakter die Uebertragung missbraucht und das Kind zu Handlungen und zu einer Weltanschauung verleitet, die wir nicht billigen würden.

Gewiss würde jedoch ein solcher Erziehungshelfer bald abgewirtschaftet haben. Wir wollten nur darauf hinweisen.

Aber die Bindung scheint uns noch in anderer Hinsicht gefährlich zu sein. Wenn wir nicht missverstanden haben, ist die sogenannte «positive»

Uebertragung identisch mit Gefühlen höchsten Vertrauens und der Liebe.

Denken wir uns nun ein Mädchen, das in Behandlung kommt, und das den Helfer lieben lernt. Er ist so anständig, dass er nicht darauf eingeht und nur sein gleichschwebendes Interesse ihm entgegenbringt, mehr nicht. Gut. Aber er schädigt es trotzdem, auch wenn er in ihm keine Hoffnungen weckt. Es bleibt an ihm hängen, es kann sich später nicht in ein zu ihm passendes Objekt verlieben.

Oder denken wir uns einen Jungen. Seine Liebe zum Helfer kann nur homosexueller Natur sein. Wir wollen den gewiss häufigeren Fall annehmen, dass sich diese Homosexualität unbewusst aufbaut, also nicht kriminell werden kann und sich nur als heftige Freundschaft äussert: genau so, wie uns das Verhältnis zwischen Gemeinschaftsindividuum und Führer geschildert worden ist. Der Gebundene ist gebunden, bleibt es, ist nicht entschlussfähig ohne Führer, nicht frei, und vor allem auch nicht in normaler Art liebesfähig.

Beide, Mädchen und Knabe, werden, wenn sie vom Helfer fortkommen und allein fertig werden müssen, in allen ihren Lebensäusserungen gehemmt sein und wahrscheinlich unter Depressionen leiden, weil sie nicht beständig den Führer als Berater, Normgeber, als «verkörpertes Ueber-Ich» neben sich haben!

Wir stimmen nicht ein in den Ruf: «Hände weg von der Psychoanalyse, sie ist ein Irrtum, weil sie alles aus dem Sexuellen erklären will, eine kindliche Sexualität und einen allgemein gültigen *Oedipuskomplex* (Bindung Sohn-Mutter, bezw. Tochter-Vater) behauptet und keinerlei höhere, moralische Kräfte im Menschen anerkannt». Wir wissen, dass *Freud* dem Gewissen ebensoviel Beachtung schenkt, wie dem Sexuellen, und dass er den Begriff des Sexuellen erweitert hat und viel mehr darunter versteht, als nur das Genitale (sich nur auf die geschlechtliche Vereinigung Beziehende). — Aber in einen andern Ruf stimmen wir jetzt ein: «Weg mit der Psychoanalyse aus der Erziehungsberatung und -hilfe, weg mit ihr aus der Pädagogik überhaupt!»

Sie kann bei richtiger Anwendung eine dissoziale Grundlage auflösen, zugegeben. Dennoch ist nur der Teufel mit Belzebub vertrieben worden, mit der vollkommenen Bindung, deren Gefährlichkeit wir skizzierten.

Ueberlassen wir die Psychoanalyse den Seelenärzten. Alle Erziehung jedoch vollziehe sich mit den üblichen pädagogischen Mitteln!»

Wenn ein Leser dieser Abhandlungen solche Einwände noch erhebt, dann liegt der Fehler an mir. Dann ist mir nicht gelungen, einen allerdings komplizierten und schwer zu umschreibenden Sachverhalt genügend deutlich zu machen.

Jedenfalls hört man gegen die Anwendung der Psychoanalyse in der Pädagogik nicht selten so argumentieren, wie hier geschildert worden ist. Mir scheint, es lohne sich, die kritischen Gedankengänge zu besprechen. Sie kommen nicht etwa nur von gewissen Aerzten aus, die die heilerzieherische Praxis überhaupt als ihr Arbeitsgebiet beanspruchen möchten und etwa verpfuschte Fälle von Pädagogen und Psychologen ins Feld führen, um ihrer Forderung einen Hintergrund zu geben. Es sind häufig auch Erzieher, die aus bestimmtem Misstrauen, oft auch aus Gründen der Aengstlichkeit und — vielleicht manchmal auch aus Bequemlichkeit die psychoanalytische Pädagogik ablehnen.

Psychoanalytisch ungeschulte Pädagogen stellen sich, wenn sie Referate über die Anwendung der Psychoanalyse auf ihr Fach anhören oder Bücher darüber lesen, alle Dinge zu schematisch, mechanisch und vor allem viel zu leicht vor. Begreiflicherweise — ein dargestelltes heilerzieherisches Beispiel erscheint gewöhnlich recht klar und durchsichtig. Alsdann sind diese Pädagogen geneigt, mit ihren eigenen Schülern Aehnliches zu unternehmen, wie sie von dem Vortragenden vernommen oder aus den Büchern gelesen haben. Recht bald — Gott sei Dank! — erkennen sie den Misserfolg. Aber sie wollen nicht zugeben, dass der Fehler an ihnen, beziehungsweise, dass er *nur* an ihnen liegt: sie schütten das Kind mit dem

Bade aus und behaupten, die Psychoanalyse sei für die Pädagogik ungeeignet. So werden immer wieder viele Anhänger der Psychoanalyse unter den Pädagogen ihre erbitterten Feinde, und sie lehnen sie ab.

All diese Leute, die das *Gespenst der Bindung* an die Wand malen, das den bedauernswerten Zöglingen eines psychoanalytischen Pädagogen auflauert, scheinen keine Ahnung davon zu haben, dass auch die Zöglinge anderer Erzieher, die sich selbst vom leisesten Hauch der Psychoanalyse lebenslänglich abzuschliessen wussten, oder sie als eine gefährliche Sache bekämpfen, «Bindungen» erliegen.

Der Unterschied dabei ist nur, dass diese Pädagogen die Bindungen der Schüler entweder nicht sehen oder sie nicht ernst nehmen. Genau in der Weise, wie sie die Aeusserungen der kindlichen Sexualität nicht zu erkennen imstande sind, wie sie «Primanerliebeleien» als etwas unwillkommen Lächerliches heruntermachen und für «Backfischschwärmereien» nur ein Achselzucken übrig haben. Sie stehen solchen Situationen völlig ratlos gegenüber — mit der gleichen Hilflosigkeit, mit der sie den Bindungen der Schüler an sie selbst gegenüberstehen, wenn sie sie überhaupt merken.

Und doch nehmen diese ohne Psychoanalyse zustande gekommenen Bindungen nicht selten Formen an, die der Pädagoge merken müsste,

weil sie an Heftigkeit jedes normale Mass übersteigen.

Wenn die Schülerinnen einer höhern Töchterschule die Türklinke abküssen, die der geliebte Lehrer eben in der Hand hatte, so scheint doch gewiss eine beträchtliche Bindung vorzuliegen. Wenn sie gar den Stuhlsitz küssen, worauf der Lehrer vorher gesessen, oder wenn sie die Kreide, mit der er auf die Wandtafel schrieb, schaben und mit Brot verspeisen, alsdann wird die Bindung schon übertrieben, um nicht zu sagen unappetitlich. Wenn sich jedoch nachher der betreffende Pädagoge, der um die Aeusserungen solcher Schwärmerei weiss, vor Kollegen seiner «Erfolge» witzig rühmt, dann muss man, falls man etwas von Kinder- und Entwicklungspsychologie versteht, wenigstens bedenklich den Kopf schütteln.

Aus solchen «Geschichten» schöpft eine bestimmte Art von Erzieherinnen Kapital. «Da haben wir es», folgern sie triumphierend, «es ist eben nicht angezeigt, dass an höhern Töchterschulen Männer unterrichten. Die Lehrstellen müssten ausschliesslich von Lehrerinnen besetzt sein. Das wäre natürlicher, und solche Schwärmereien wären verunmöglicht!»

Nach meiner Ansicht müssen in der neuen Schulorganisation, die noch nirgends vorhanden ist, in derselben Klasse Lehrer u n d Lehrerinnen — als Vater- und Muttterersatzgestalten — in gleichem Masse beteiligt arbeiten.

Wirkt nämlich eine weibliche Lehrkraft so, dass Töchter sich in heftiger Weise an sie binden, so entstehen daraus ansehnliche Gefahren.

Zum Beispiel: Eine junge Dame, die während ihrer letzten Schul- und Berufsbildungsjahre unter dem Einfluss einer starken, gegenseitigen Liebe zu einer Lehrerin stand, pflegt Kolleginnenfreundschaften. Sie lässt sich von ihren Liebesobjekten «Vater» nennen. Diese streiten darum, wenn sie bei ihr auf mehrere Tage auf Besuch sind, wer beim «Vater» im gleichen Bett schlafen darf, auf heftigste und eifersüchtigste Art. Mit den Jahren kommt der «Vater» dazu, eine der Verehrerinnen als «meine Frau» zu bezeichnen, und als diese schliesslich einen Antrag von einem jungen Manne bekommt und halb entschlossen ist, ihn zu heiraten, da erhebt der «Vater» Einspruch, mit der Drohung, wenn die «Frau» heirate, dann bringe er (der «Vater») sich um. Die Heirat wird dadurch vereitelt. — Es sei beigefügt, dass dieses «Vater»-Fräulein nicht etwa seinen Beruf vernachlässigt, sie ist im Gegenteil von ihren Vorgesetzten geschätzt, sie führt sich ohne Tadel auf, kurz, es ist an ihr nichts auszusetzen. Ihre homosexuellen Verhältnisse erschöpfen sich in Zärtlichkeiten erlaubter Art und sind jedermann als Freundschaften unverdächtig, der keine Einsicht in die Sexuologie besitzt.

An dem Beispiele sollte nur gezeigt werden, dass man die «Bindungen» nicht dadurch vermei-

den kann, indem man an Mädchenschulen ausschliesslich weibliche Lehrkräfte anstellt. Das Gleiche wäre für die Knabenschulen zu sagen und wahrscheinlich auch an ganz ähnlichen Beispielen nachzuweisen, wie hier eines vorgelegt worden ist. Immerhin ist es möglich, dass die Mädchen homosexuellen Bindungen leichter zugänglich sind, weil bei ihnen in der entscheidenden Zeit der Reife die Verdrängung besonders heftig einsetzt und von aussen her betont und gestützt wird: von den Eltern, Lehrern und Pfarrern (religiöser Unterricht, Keuschheitsideal), von jeglicher Autorität, der überlieferten Sitte und der doppelten Moral.

Es scheint, um mit der Mädchenerziehung weiterzufahren, noch günstiger zu sein, wenn die «Bindung» sich an einen Lehrer als an ein gegengeschlechtliches Liebesobjekt heftet. Denn eines Tages wird für die Mädchen doch der Zeitpunkt anbrechen, wo sie um den Verzicht ringen müssen. Sind die Mädchen nicht neurotisch, so wird ihnen die Ablösung vom Lehrer ebenso gelingen, wie die Ablösung vom Vater, und der Weg zur Bindung an einen jungen Mann, der Zugang zur Ehe und zur normalen erotischen Bindung steht offen. Die Verliebtheit in den Lehrer bedeutet alsdann nur einen Uebergang in der Entwicklung von der kindhaften zur erwachsenen und vollgültigen Liebesfähigkeit.

Damit soll nicht geleugnet werden, dass auch die Bindungen an die Lehrer gefährlich werden

können, selbst dann, wenn der geliebte Lehrer für das Kind, das Schulmädchen, nur einen Vaterersatz bedeutet.

Das sei auch mit einem Beispiel belegt:

Eine Schülerin im Alter von 14 Jahren ist stärker als ihr selbst voll bewusst ist, in einen ihrer Lehrer, der zugleich Pfarrer ist, verliebt. Sie sagt, sie werde nie, oder nur dann einen Mann heiraten, der so sei wie der Herr Pfarrer.

Eines Tages gibt sie dem geliebten Lehrer eine schriftliche Arbeit ab. Es ist ihr schwer geworden, diese Arbeit zu machen, sie hat sie auf den letzten Augenblick verspart und alsdann in Hast, und darum weniger schön als gewohnt, geschrieben.

In der Stunde, da der Lehrer die Arbeiten zurückbringt, scheint er irgend einen Aerger gehabt zu haben — sei dem, wie es wolle, er platzt gereizt los, als er unsere Schülerin mit einer Kameradin tuscheln sieht: «Rita!» ruft er ihr zu, «dass du *reden* kannst, das sehe ich, aber es wäre besser, wenn du besser *geschrieben* hättest. Ich habe deine Arbeit nicht durchgesehen, du wirst sie mir nochmals, und zwar schöner, abschreiben!»

Rita errötet und erbleicht. Ihr ist, als sei etwas in ihr gebrochen. Sie holt die Arbeit ab, schreibt sie zu Hause nochmals nieder — aber nicht schöner als das erste Mal.

Der Lehrer nimmt sie her und spricht ihr vorwurfsvoll zu. Sie schweigt. Er dringt in sie, dass

sie erkläre, warum sie plötzlich so schlecht schreibe. Endlich behauptete sie: «Ich kann nicht anders!» Mehr bringt er nicht aus ihr heraus. Darum gibt er die Besprechung auf, nicht ohne Rita im Verdacht zu haben, sie trotze.

In der Folge fällt es jedoch auch seinen Kollegen, die an der gleichen Klasse unterrichten, auf, dass Rita schlechter schreibt, und man schickt sich nach fruchtlosen Ermahnungen ins Unvermeidliche. Rita, die vorher eine recht lebhafte Schülerin gewesen ist, so wie man es bei guten und extratensiven (nach aussen gekehrten) Intelligenzen immer beobachten kann, wird nach und nach immer verschlossener. Sie beteiligt sich am mündlichen Unterricht kaum mehr, sie sitzt passiv da, und man hat den Eindruck, es sei ihre mündliche Aeusserungsmöglichkeit gehemmt.

Sie selber fühlt einen Zustand wie Trauer. Sie möchte zu dem geliebten Lehrer hingehen und ihn um Verzeihung bitten, weil sie damals so schlecht schrieb, dass er ihr einen Verweis hat geben müssen. Aber sie sagt sich, dazu sei es jetzt zu spät, und es wäre lächerlich. Der Verweis könnte überdies nicht wohl rückgängig gemacht werden. Alles scheint ihr «zerschlagen» und hoffnungslos unabänderlich.

Umgekehrt zur Qualität und Quantität ihrer mündlichen, verhalten sich die schriftlichen Leistungen. Die Schrift selbst bleibt unleserlich, die

Buchstaben ineinandergedrängt, wie Knäuel geschlossen, die Wortzwischenräume verhältnismässig zu weit. Fast so, als ob die dünnen Schriftzeichenknäuel ihre Schwäche und Verwirrtheit, die Wortzwischenräume ihre Abgesondertheit und das Abfallen der Zeichen und Linien ihrer Hoffnungslosigkeit Ausdruck geben wollten. Das Charakteristische ihrer «schlechten» Schrift wird je länger desto deutlicher. Als sie das erste Mal schlecht schrieb, sagt Rita aus, sei es aus Nachlässigkeit geschehen und aus Eile, dann jedoch sei sie die Geister nicht mehr los geworden, die sie gerufen habe — sie sei ihnen mehr und mehr verfallen. Dafür sind die Arbeiten inhaltlich gut, ja glänzend. Ihre schriftlichen Rechnungen sind gewöhnlich alle richtig. Die Aufsätze haben ihre alte Lebhaftigkeit beibehalten, stilistisch haben sie dazu an Wert gewonnen, es ist eine Lust, sie zu lesen, sie ermangeln eines künstlerischen Einschlages nicht, und die Art der Darstellung ist plastisch, sinnfällig, scharf gesehen und kräftig gezeichnet.

Trotz des Nachlassens im mündlichen Unterrichte könnte man Rita nicht Unfleiss vorwerfen, man dürfte auch nicht behaupten, dass ihre Leistungen schlechter geworden sind. Wenn sie aufgefordert wird, zu sprechen, dann tönt ihre Stimme leise, gepresst, gehemmt, stockend und scheu.

Die Lehrer wissen keinen Rat, sie gewöhnen sich an die neue Art ihrer Schülerin und lassen sie gewähren.

Rita erreicht das Alter, wo der obligatorische Schulunterricht aufhört und sie einen Beruf wählen soll. Sie will ins Gymnasium und später auf die Universität, um Theologie zu studieren. Sie möchte Pfarrhelferin werden und spielt mit der Möglichkeit, die Frauenbewegung habe sich bis zur Beendigung ihres Hochschulstudiums so weit durchgesetzt, dass es einem Mädchen möglich sei, an einer Kirchengemeinde als vollgültiger Pfarrer zu wirken: Pfarrer zu werden ist ihr heimliches Ideal.

Die Lehrer, insbesondere der Herr Pfarrer, suchen sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie raten ihr, indem sie darauf verweisen, dass sie nicht sprechen kann, einen anderen Beruf zu wählen. Dabei fällt vom Pfarrherrn der Satz: «Ich bezweifle überhaupt, ob du die Prüfung ins Gymnasium bestehen wirst. Nicht darum, weil du zu wenig intelligent und vorgebildet wärest, sondern wegen deiner Gehindertheit, zu reden!» Rita hört wie ein Lamm zu, ist von ihrem Vorhaben nicht abzubringen, geht hin ins Examen und besteht die Prüfung mit Leichtigkeit: sie kann sprechen wie einst und steht an der Spitze der Geprüften.

Sie hat guten Mut und kommt sich wie entzaubert vor. Die Aenderung erklärt sie sich selbst folgendermassen: «Ich wusste schon, dass ich spre-

chen kann, wenn es darauf ankommt, und besonders deshalb, weil ich an einem andern Orte, unter andern Schülern, bei andern Lehrern war als zu Hause. Zu Hause kann ich mich nicht entwikkeln, nicht aus mir herauskommen!»

Im Gymnasium geht am Anfang alles gut. Rita schliesst sich keiner Mitschülerin an, auch für die männlichen Kameraden hat sie nichts übrig. Die Lehrer behandelt sie mit Misstrauen und begründet dies damit, sie wolle nicht noch einmal so enttäuscht werden, wie sie einst durch Herrn X., den Pfarrer-Lehrer, enttäuscht worden sei.

Denn, so sehr sie sich schuldig fühlt, dass sie damals jene schriftliche Arbeit hingesudelt hat, sie macht ihrem heimlich Geliebten dennoch den Vorwurf: wenn sie ihn doch so sehr liebte, hätte er es merken und sie nicht vor der ganzen Klasse und auf diese herabsetzende Art tadeln dürfen.

Er hätte ihr genau das Gleiche sagen können, aber mit andern Worten und unter vier Augen. Uebrigens sei ihre Arbeit inhaltlich untadelig gewesen, und darauf komme es an, weniger auf die Schönheit der Schrift. Es habe sich damals nicht um eine Schreibübung gehandelt, argumentiert sie, und wenn der Herr Pfarrer eine «Schwäche» habe für schöne Schriften, so sollte er duldsam genug sein, um nicht allein nur darauf zu sehen. Er dürfe eine gute Arbeit nicht einfach höhnisch abweisen, nur darum, weil ihm die Schrift nicht gerade gefalle. Uebrigens hätten andere Schüler

ihrer Klasse normalerweise noch viel schlechter geschrieben als sie jenes erste Mal.

Eigentlich habe es der Pfarrherr nicht anders verdient, wenn sie sich nicht zu ihm entschuldigen ging.

Nun sei — Gott sei Dank — die Sache erledigt und abgetan!

Im Gymnasium ist sie am Anfang besonders gegen den Direktor sehr misstrauisch. Sie entdeckt an ihm eine bestimmte Handbewegung, die sie an den Pfarrer zu Hause erinnert. Sonst jedoch ähnelt er ihm in keiner Weise.

Nachdem sich Rita in den neuen Betrieb eingearbeitet hat und es ihr auch hier nicht gelungen ist, sich in Freundschaft einer Klassengenossin anzuschliessen, nachdem sie sich an die Lehrer gewöhnt und ihre abwartende, vorsichtige und misstrauische Einstellung mehr und mehr aufgegeben hat, beginnen die Schwierigkeiten mit dem Reden von neuem. Und in gleichem Masse, wie sie behauptet, dass ihr das ehemalige Liebesobjekt, der Pfarrer, «nichts mehr sage», gewinnt sie zum Direktor eine zutraulichere Beziehung, die sich allmählich zur Bewunderung steigert. Obschon sie es nicht zugeben will, diese Bewunderung ist die dem erwachseneren Kinde entsprechende Art von verkleideter Liebe. Rita kann zwar die Bewunderung angeblich sachlich begründen. Der Direktor sei ausserordentlich gescheit, gelehrt und doch herzlich, stellt sie fest. Und er

werde nicht heftig. Er lasse sich nie hinreissen. Und gegenüber den Mädchen benehme er sich ritterlich, gentlemanlike, er sei von imponierender Klarheit und Gemessenheit im Auftreten, und in seiner Art wisse er die ganze Klasse zu begeistern.

Der Direktor zitiert Rita zu einer Aussprache auf sein Zimmer. Dort bricht sie in Tränen aus, als er ihr Vorhaltungen wegen ihres Verhaltens im mündlichen Unterricht macht und diese mit denen seiner Kollegen verknüpft. Er macht sie darauf aufmerksam, dass, falls sich ihre Sprechhemmung nicht auflösen lasse, sie sich doch für eine andere Laufbahn entschliessen müsse. Man sei willens, noch ein Semester mit ihr Geduld zu haben, nachher jedoch, wenn sich ihr Verhalten nicht bessere, müsse sie darauf gefasst sein, dass man sie zum Austritt aus dem Gymnasium veranlasse.

Durch diese Aussicht aufs Aeusserste gebracht, erzählt sie ihm von ihren Schwierigkeiten in der Sekundarschule ihres Dorfes, deren Beginn und Verlauf. Worauf er ihr und ihren Angehörigen vorschlägt, Rita solle sich einer pädanalytischen Kur unterziehen. Sie entschloss sich hierfür, nachdem auch der Pfarrer, mit dem die Angehörigen Rücksprache genommen hatten, dazu riet.

Es waren nicht allein sachliche Motive, die Rita den Pfarrhelferinnen-Beruf wählen liessen. Wir dürfen darin zunächst den unbewussten Wunsch und Willen zur Identifikation mit ihrem geliebten Lehrer vermuten, der ja auch Pfarrer war. Dann

lag darin auch eine Trotzäusserung: «Soviel wie du will ich auch werden!» Und: «Wenn du meinst, ich könne nicht reden, dann will ich Rednerin werden, um dir zu beweisen, dass du Unrecht hast und Unrecht an mir tatest!»

Unter der Oberfläche lag noch ein weiteres, das Hauptmotiv, das jedoch hier schwerlich dargestellt werden kann. Rita wusste nichts über ihren Vater. Sie glaubte, er sei verstorben. In Wirklichkeit war er, als sie noch ein Kind von wenigen Monaten war, nach Amerika hinüber gezogen, um dort Arbeit zu finden — alsdann war der Weltkrieg ausgebrochen, und der Mann blieb verschollen. Es kam nie eine Nachricht über ihn. In der Familie Ritas hütete man sich, ein Wort über ihn fallen zu lassen, um die Mutter nicht zu beunruhigen. Es bestand eine Art Sprechverbot über alles, was den Vater anbelangte, und dieses trug seinen Teil bei zu der Sprechhemmung der Tochter. Rita musste doch wissen, dass der Mann nicht tot war: denn sie vermied, auf den Friedhof zu gehen, und wenn sie trotzdem gehen musste, so hütete sie sich, Vaters Grab zu suchen. Sie will sich nur an ein einziges Mal erinnern, dass sie zu jemand über den Vater sprach: einmal unterhielt sie sich flüsternd darüber mit ihrem älteren Bruder, das Gespräch wurde durch die hinzutretende Mutter unterbrochen und nie wieder fortgesetzt. Als Pfarrer, so lautete eine unbewusste Phantasie Ritas, hat man Beziehungen zum Tode, zum Him-

mel (wo der Vater weilt), man ist ihm auf magische Art nahe. Kurz: Rita erfüllte sich durch die Wahl ihres Berufes ihren Oedipuswunsch.

Daraus werden auch ihre Selbstmordabsichten durchsichtig, die mit Heftigkeit nach dem Gespräche mit dem Gymnasialdirektor auftauchten, als ihr der Weg zum Pfarrberufe abgeschnitten schien. Hätte man sie in diesem Zeitpunkte sofort aus der Schulanstalt ausgewiesen, dann wäre ein Suizid (Selbstmord) ziemlich sicher gewesen.

Wir haben es hier mit einer regelrechten Uebertragung der kindhaften, auf den Vater gerichteten Liebe des Töchterchens auf einen Lehrer zu tun. Es ist nicht von ungefähr, dass sie gerade ihn als Liebesobjekt auswählt: er ist verheiratet mit einer andern, wie es der Vater war, er steht mit dem Himmel in Beziehung, wie es der Vater ist, er ist aber nicht verstorben, wie es der Vater vielleicht ist. Er ist der Erreichbar-Unerreichbare der mädchenhaften Oedipuseinstellung.

Von frühester Kindheit an lastete auf Rita das Gebot des Schweigens über den Vater; dieses verstärkte vorerst die Tendenz, über alles mögliche andere viel zu reden. Darum ihr Mitteilungsbedürfnis vor der Episode mit dem Pfarrer. Hier liegt auch die Wurzel ihres Bemühens, das, was sie sagt, beziehungsweise schreibt, eindringlich, klar, plastisch, konkret und in einem geradezu künstlerischen Stil vorzubringen.

Mit der Uebertragung auf den Lehrer wiederholt Rita an ihm ein Stück ihres Familienromans. Als der Tadel wegen des Redens: «Dass du reden kannst, das weiss ich, aber es wäre mir lieber, wenn du besser geschrieben hättest . . .» die Tochter trifft, reagiert sie darauf, indem sie überhaupt nicht mehr spricht, oder nur noch flüstert, so wie sie mit dem Bruder über den Vater flüsterte. Das Gebot, vom Vater zu schweigen, kam von ihrem zweiten inzestuösen (blutsverwandten) Liebesobjekt, dem Bruder her, der auch selbst nicht vom Vater sprach, und jenes einzige Mal, da er es doch tat, nur flüsterte.

Das Schweigegebot des Pfarrer-Lehrers war ein Stichwort für das Unbewusste Ritas, jenes Schweigegebot, das ursprünglich nur den Vater betraf, auf alles Reden zu erweitern.

Insofern ist Ritas Nicht-sprechen-können ein Erfolg ihrer Bindung an den Lehrer. Es kann hier nicht erörtert werden, inwiefern dabei auch vom Analen stammende Strebungen mitbestimmend waren. Zu ihnen gehört der Trotz. Eine voreilige Diagnostik hätte die Erscheinungen bei Rita überhaupt als Trotzneurose charakterisiert.

Unter dem Eindrucke dieses Trotzes wird es der Tochter möglich, bei dem Examen und noch eine kurze Zeit darnach wieder zu reden, nämlich trotz des vom Vater - Stellvertreter gegebenen Schweigegebotes!

Die «Heilung» dauerte so lange, bis der Direktor den Pfarrer als Liebesobjekt ablöste, um dann neuerdings dem Schweigegebot Platz zu machen.

Der Fall lässt auch deutlich werden, wie wenig der Lehrer Schuld an der Bindung trägt. Ausserdem zeigt er, was ich habe vor Augen führen wollen: *auch jenem Erzieher, der nicht aus psychoanalytischen Gründen die Uebertragung der Schüler wünscht und handhaben kann, passiert es, dass sich seine Schüler an ihn binden.* Dagegen ist er *machtlos* und, wo der Fall eingetreten ist, *hilflos.*

Dahingegen ist der psychoanalytisch geschulte Pädagoge nicht macht- und hilflos. Er erkennt und durchschaut die Bindung: er kann einem Zögling nachweisen, welchem ehemaligen Liebesobjekt die geäusserten Affekte des Kindes gelten. Zudem unterscheidet sie sich von einer gewöhnlichen *Liebes-Paar-Bindung,* weil sie unter anderen Umständen entstanden ist: im *Verhältnis «Gemeinschaft zum Führer».*

Dieses stellt sich unter *Versagung* her. Die Liebesansprüche des Zöglings werden nie erfüllt. Er muss sich von vornherein an den Verzicht gewöhnen.

Darum wird der Führer als Liebesobjekt gleichsam *entpersönlicht;* er mag in den tieferen Schichten des Unbewussten eine Zeitlang das wirkliche Liebesobjekt sein, *für die höheren Schichten wird er zum Träger einer Idee, eines Ideales — der Geführte liebt alsdann das Ideal so, wie er den*

Führer geliebt hat, und die «Bindung an den Führer» ist ein sublimiertes (verfeinertes, auf eine höhere Kulturstufe gehobenes) Gefühlsbündel im Vergleich zur gewöhnlichen Liebesbindung.

Bei einer Bindung, welcher der Führer mit tiefenpsychologischer Einsicht begegnet, wird das Kind an Verzichte gewöhnt. Es verliert um der angestrebten Ideale willen viel von seinen gesellschaftsfeindlichen Triebtendenzen und wird gemeinschafts*fähiger*. Und zwar gemeinschaftsfähig für jegliche menschliche Organisationen und Institutionen, die Ideale pflegen.

Der psychoanalytisch geschulte Pädagoge merkt es sofort, wenn die Uebertragung eines Zöglings — ich möchte sagen: *zu* positiv wird. Auch eine solche Entwicklung ist möglich.

Die Uebertragung erhält alsdann deutlich eine schwärmerisch-erotische Färbung. Der Zögling beginnt, Theater vor sich selbst und vor seinem Liebesobjekt zu spielen, er verschweigt beispielsweise Dinge, die ihn in ein schlechtes Licht setzen könnten, er unterdrückt Züge an sich, von denen er glaubt, sie könnten dem Erzieher nicht gefallen, er ist nicht mehr offen und ehrlich. Sein Streben tendiert nicht länger darnach, sich aus den abwegigen Entwicklungsverläufen mit Hilfe seines Führers zu lösen, sondern diesem zu gefallen, seine Gegenliebe zu erringen und zu erhalten.

Dann zeigt ihm der Erzieher, was er tut, oder erstreben möchte. Er weist ihm nach, dass sein

Verhalten im Dienste eines Widerstandes gegen die Behandlung wirkt und die Reihe früher erlebter Widerstände, des anfänglichen Misstrauens, des Sich-Schämens usw. fortsetzt. Er zeigt ihm auch, warum der Zögling so und nicht anders handelt: was er damit erreichen will, und wo es ihm bei seinen früheren Liebesobjekten gelungen ist, diese Ziele zu erreichen. So veranlasst er einen Pflegling, sich wieder der Beziehung des Geführten zum Führer unterzuordnen und andere Bestrebungen aufzugeben. Anders gesagt: der Erzieher *deutet* dem Kinde dessen Verhaltungsweise und macht es auf die Irrealität der Situation aufmerksam. Diese ist darum unwirklich, fiktiv, weil sie der Erzieher in keiner Art veranlasst hat, weder ihr entgegenkommt, noch gewillt ist, ihr nachzugeben — weil also die neue Beziehung (die der zu starken Uebertragung) einseitig ist und nur in der Phantasie des Zöglings besteht.

Werden die deutlichen libidinösen Anzeichen einer zu starken Bindung zu spät bemerkt, und schätzt der Heilpädagoge sie als kaum mehr auflösbar ein, so weiss er, was zu veranlassen ist: er bricht die Behandlung ab und schickt den Zögling in andere Fürsorge. Diese wird in Kenntnis gesetzt über den Verlauf der bisherigen Arbeit und insbesondere über den Augenblick, die Zusammenhänge und die Art des Auftretens der zu starken Bindung — über den Unterlassungsfehler, den er

begangen hat, insofern er nicht zeitig genug eingriff.

So kann verhindert werden, dass sich der gleiche Behandlungsfehler wiederholt.

Bei sehr sorgfältiger Arbeit ist es möglich, Fehler zu vermeiden, die zum Abbruch und zur Ueberweisung einer Behandlung führen. Immerhin können sie vorkommen; es hätte keinen Sinn, die Möglichkeit zu verschweigen. Aber selbst dann ist noch nicht «alles verloren», wie oben ausgeführt worden ist.

Alle Erziehung vollzieht sich auf Grund der «Bindungs-», der Uebertragungsfähigkeit der Kinder! Zwischen einem Erzieher, der nichts von der Tiefenpsychologie weiss, und einem, der in ihre Lehren eingedrungen ist und sie zu praktizieren vermag, besteht aber ein Unterschied: der erste *erleidet* die kindliche Uebertragung passiv, der andere *handhabt* sie aktiv. Und ebenso ist es mit der *«Gegenübertragung»*, mit den sympathischen und antipathischen Gefühlen, die der Erzieher seinen Zöglingen entgegenbringt. Sie entstehen meist auf Grund *unbewusster Personenverwechslungen.* Ein Bub ist einem sympathisch, weil irgend etwas an ihm mit einem einst sehr geliebten Brüderchen oder Spielkameraden, oder mit an der eigenen Person geschätzten Wesenszügen übereinstimmt; ein Mädchen kann einem darum unsympathisch sein, weil es Merkmale an sich trägt, die an ein

verabscheutes oder gehasstes weibliches Wesen erinnern.

Der psychoanalytische Erzieher schöpft sofort gegen sich Verdacht, wenn er unsachlich wird, Sympathien und Antipathien fühlt. Er unterzieht sich einer Prüfung und sucht den Grund für sein Verhalten zu finden. So löst er seine Gegenübertragung auf. Er hat die Mittel zur Hand, um sachlich, dem Zögling und sich selber gegenüber objektiv bleiben zu können und sich nicht von seinen Gefühlen aus ins Unentwirrbare zu verstricken.

Ich wiederhole zusammenfassend:

Der psychoanalytisch orientierte Erzieher arbeitet wie der nur pädagogisch geschulte mit den Uebertragungsmechanismen. Aber er tut es *bewusst* und aktiv, nicht allein *unbewusst* und passiv.

Er lässt *Versagung* und *Verzicht* wirken und zwingt die Zöglinge, nicht in ein *libidinöses Paar-Verhältnis* zu ihm einzutreten, sondern die Beziehung «*Geführter: Führer*» herzustellen. Allen kindlichen Aeusserungen intellektueller und affektiver Art bringt er ein gleichmässiges, sachliches Interesse entgegen und hat die *Gemeinschaftsfähigkeit* seines Zöglings im Auge, nicht dessen liebenswürdige, «wohlerzogene» Einstellung zu seiner Person.

Die Folge des besonderen Verhältnisses zwischen Kind und Erzieher ist die Identifizierung des Geführten mit seinem Führer. Das Kind wird auf dem Wege der Anerkennung der Ideale seines

Führers, die es infolge der Identifizierung in sich aufnimmt und als Forderungen seiner Innerlichkeit empfindet, für die Wertschätzung des Idealen überhaupt erst reif.

Manchmal muss sein Ueber-Ich eine Verschärfung erfahren, damit das Kind gegen den Ansturm der Triebe besser gewappnet sei — hie und da ist aber auch nötig, dass seine Strenge gemildert wird, besonders dann, wenn unbewusste Gewissensanteile ein Kind auf Abwege drängen.

Die Auflösung der Uebertragung geschieht durch deren fortgesetzte Deutung, wo das überhaupt nötig wird.

So lange die menschliche Gesellschaft besteht, sind Kinder zu «normalen» erwachsenen Menschen herangereift. Und solange die Erziehung besteht, kam die Erzogenheit durch Eingriffe Erwachsener zustande, die auf einer *Zusammensetzung aus Dressur, libidinös bedingter Erziehung und Führung aufgebaut* waren.

Aber erst der Psychoanalyse ist es gelungen, diese Zusammenhänge aufzudecken und die verschiedenen Mittel, die Erzogenheit bewirken, psychologisch zu durchschauen. Die auf Grund von Untersuchungen gewonnene theoretische Einsicht hat ihre Rückwirkungen auf die Praxis der Erzieherarbeit.

Ich habe dies an Beispielen aus der Erziehungsberatung und -hilfe vor Augen geführt. Ebenso hätte ich es — mit einigen Abänderungen — tun

können, wenn ich die Tiefenpsychologie anhand von Beispielen aus der gewöhnlichen psychoanalytisch orientierten Schul- und Erzieherpraxis, oder aus der sogenannten «Kinderanalyse» dargestellt hätte.

Ich wählte absichtlich die Erziehungsberatung und -hilfe. Sie zeigt, dass manche Erziehungsfälle, die gewöhnlich als «anstaltsreif» bezeichnet werden, ohne Zwangserziehung ins gute Geleise gebracht werden können. Zudem hat sich in diesem Spezialfache eine gewisse gesicherte Methodik bereits ergeben.

Man macht den Vertretern einer psychoanalytischen Erziehungsberatung und -hilfe gerne den Vorhalt, sie arbeiteten viel weniger als Wissenschafter, als aus ihrer «Intuition». Das klingt einesteils ehrend und so schmeichelhaft, dass man den Pferdefuss nicht merkt, der sich hinter einem solchen Kompliment versteckt.

Wenn nämlich die Leistungen wirklich nur aus der Intuition entspringen, dann sind sie als vollkommen persönlichkeitsgebundene Produkte nicht erlernbar. Wichtiger noch: sie verpflichten die Mitwelt zu nichts. Denn wer «göttliche» Intuition nicht als Wiegengeschenk bekommen hat, kann nicht mitmachen, und so ist er an seiner Unfähigkeit unschuldig. Er ist nicht dafür verantwortlich, dass ihn das Schicksal wenig begünstigt hat.

Wir wollen mit solchen Ausreden, die bequem

sind und einer Verpflichtung entheben, nicht unser pädagogisches Gewissen verstummen machen.

Denn wenn es so wäre, wie behauptet wird: wenn die Leistungen nur aus der Intuition herstammen, dann wäre diese schöpferische Fähigkeit durchsetzt, getragen und geleitet von tiefen psychoanalytischen Einsichten.

Aber es ist nicht so. Was geleistet wird, ist aus einer Symbiose («Zusammenleben», Zusammenwirkung) zwischen Pädagogik und Psychoanalyse entstanden. Ihre praktische Auswirkung macht es allerdings nicht nötig, dass sich der Erzieher in einer Situation, wo er sofort handeln muss, erst zu fragen hat: «Was steht darüber bei *Heinrich Pestalozzi* und *Sigmund Freud* geschrieben?»

Nein, was die Erziehungslehre und die Psychoanalyse für eine bestimmte erzieherische Situation notwendig machen, das weiss der von den beiden Lehren Durchdrungene ohne lange Ueberlegung, sodass er unmittelbar handeln kann.

Ich will noch kurz einen Einwand erörtern und widerlegen, der gegen die Erziehung zur Gemeinschaft da und dort erhoben wird.

«Das ist Erziehung zur Knechtschaft, zum Kadavergehorsam, zur Untertänigkeit, sie hindert die Entwicklung zur unabhängigen Persönlichkeit und widerspricht den Idealen freiheitlicher Denkweise!» hört man sagen. Man verweist auf geschichtliche Beispiele und stellt fest, dass durch eine derartige Erziehung schlimme Denkfehler,

Gemeinschaftsüberschätzung, Ausschliesslichkeit und «partieller Blödsinn» hochgezüchtet werden.

Zugegeben: eine Führung, die sich selber nicht durchschaut, die blind und meist nur mit unbewusster Faszination arbeitet, die kann zur Gefolgschaft aus Herdentrieb erziehen.

Aber als Pädanalytiker verstehen wir unsere Aufgabe als eine Art «Cicerone», als Lenker, der das Kind in seine eigenen Höllen und Himmel führt, damit es sich selber finde. *Wir trachten nicht darnach, mit dem Kinde eine dauernde Gemeinschaft zu gründen, vielmehr es auf Grund seiner in der Behandlung entwickelten Persönlichkeit zu einem gemeinschaftsfähigen, der Gesellschaft nützlichen und den Idealen des Guten, Wahren und Schönen nachstrebenden Menschen zu machen.* Wir streben auch nicht darnach, dass sich das Kind *an uns persönlich* als an den Führer bindet, *sondern an die Ideale*, als deren Vertreter wir dastehen. Es ist nichts Mystisches dabei.

So wie wir die Uebertragung *bewusst* handhaben, tun wir es auch mit der Führung. Wir wissen, *wie* wir führen können, *warum* wir es tun und wie wir es anzustellen haben, um *den Zögling zu sich selbst zu führen, in sich selbst zu «binden»: an seine eigene, persönliche Gesetzlichkeit*, die weder eine Fesselung, noch «Ungebundenheit» bedeutet.

VIII. KAPITEL.

Ueber den Bereich der psychoanalytischen Erziehungsberatung und -hilfe.

Grenzen der pädanalytischen Tätigkeit. Beispiel MAX, die Folgen einer Körperverstümmelung. — Elternfehler: eine «kalte» Ehe; eine frigide Mutter; eifersüchtige Angehörige; Eltern, die vor dem Kinde den Helfer kritisieren und dessen Arbeit stören; Eltern, die am Sorgenkinde ihr Strafbedürfnis sättigen; Wirkungen an kurzen Beispielen dargestellt und diskutiert.

Sollte ich durch meine Darlegungen den pädagogischen Optimismus zu sehr genährt haben, so muss ich mich jetzt korrigieren, indem ich den Bereich der pädanalytischen Erziehungshilfe abgrenze und ihre Misserfolge und deren Begründung darstelle.

Die psychoanalytisch orientierte Pädagogik, speziell die Erziehungshilfe, steht im Dienste der seelischen Hygiene. Es kommt ihr eine hervorragend wichtige vorbeugende Wirkung zu. Unter Anwendung ihrer Mittel wird es möglich, ernsthaften seelischen Gleichgewichtsstörungen im Zustande des Werdens beizukommen. Die Pädanalyse kann den Anspruch erheben, Prophylaxe (vorbeugendes Verfahren) gegen Dissozialität, Neurosen

und Kriminalität zu sein. Und sie kann junge Menschen, die sich bereits auf dem Wege zur seelischen Verwahrlosung aller Art, zur Vereinsamung und zur Gemeinschaftsfeindlichkeit befinden, noch rechtzeitig retten.

Leider kann sie es *nicht immer.*

Vorerst ist sie nur bei einer bestimmten Sonderart von Fehlentwickelten anwendbar: bei solchen, die noch über alle normalen seelischen Kräfte verfügen; Kindern, die an seelischen Abnormitäten darum leiden, weil sie einer physischen Krankheit oder Ausfallerscheinung unterlegen sind, Leutchen mit Gehirnverletzungen und -schädigungen, mit hormonalen Veränderungen und mit psychotischen (eigentlichen geisteskranken) Erscheinungen kann die Pädanalyse allein nicht helfen.

Die diagnostische Unterscheidung hat der Arzt zu treffen. Hier berühren sich Medizin und Erziehungswissenschaft.

Aber auch die Erziehungsfälle, die mit Pädanalyse angreifbar sind, geraten nicht immer.

Ein Junge, den wir *Max* nennen wollen, ist jetzt 14 Jahre alt; er verlor in seinem sechsten Altersjahre ein Bein. Er ist das Kind eines gut gestellten Arbeiters und hat zahlreiche ältere und jüngere Geschwister.

Zunächst sei die Vorgeschichte erzählt, wie er um sein Bein kam. Der kleine Max hatte, wie jeder richtige Bub, von klein auf ein grosses Interesse fürs Technische. Als nun einst eine land-

wirtschaftliche Maschine in der Nähe seines Elternhauses in Gang gesetzt wurde und er zuschaute, kam er ihr in einem unbewachten Augenblick zu nahe, und das Unglück war geschehen. Der Besitzer der Maschine wurde vom Gericht verantwortlich gemacht. Die Maschine hätte mit allerlei Schutzvorrichtungen versehen oder ständig überwacht werden müssen. Die Eltern erhielten eine namhafte Geldentschädigung zugesprochen. Sie imponierte dem kleinen Max dermassen, dass er etwa aussagte — und zwar sowohl bei Kameraden, als auch im Beisein Erwachsener: «Es ist schade, dass mir die Maschine nur das eine Bein genommen hat. Hätte ich das andere auch gerade verloren, so wäre der doppelte Betrag ausbezahlt worden. Dann wären wir so reich geworden, dass man mir hätte ein Auto anschaffen können!»

Als Kind überschätzte er die Bedeutung des erhaltenen Geldbetrages. Das kam nicht von ungefähr: die Eltern gönnten dem bedauernswerten Sohne eine ganze Anzahl von Vergünstigungen, die sie aus der Entschädigung bestreiten konnten.

Nicht nur im Elternhause wurde Maxens Verstümmelung durch Verziehung berücksichtigt, sondern auch im ganzen Dorfe. Man bedauerte ihn allgemein, sein ganzes Leben war gleichsam in eine Atmosphäre von Mitleid eingebettet. Man hielt ihm mancherlei Ungezogenheiten zugut, die empfindliche Strafen nach sich gezogen hätten, wäre er nicht Krüppel gewesen.

An seiner körperlichen Entwicklung zeigte jedermann Freude. Max wurde ein waghalsiger Radfahrer. Seine Künste auf dem Fahrrad liessen die seiner nicht verstümmelten Kameraden weit im Hintertreffen. Bei radfahrerischen Jugendveranstaltungen holte sich Max die ersten Preise. Seine Rennerei war aber ebenso gefürchtet als berühmt. Kam er durch die Strasse gefahren, sauste er wie aus einer Kanone abgeschossen, dann stob alles auf die Seite, um den bedauerten Struppierten nicht einem neuen Unglück auszusetzen.

Als die Lehrerschaft — hauptsächlich wegen Max — das rasende Herunterfahren von Abhängen verbot und anordnete, die Räder seien 14 Tage lang am Schulhausrain nicht zu benutzen, gehorchte Max ganz einfach nicht.

«Mein Vater hat gesagt, kein Lehrer habe das Recht zu solchen Verfügungen. Und weil ich nur ein einziges Bein habe, so muss ich das Velo brauchen, wenn ich nicht humpeln, zu viel Zeit brauchen und zu rasch müde werden will!»

Beim Laufen mit der Krücke brachte er es zu grosser Geschicklichkeit und Gewandtheit. Bei Fangspielen zeigte er sich bald als respektabler Mitspieler. Auch darum, weil er die Krücke wie ein Zweihänderschwert oder als Wurfgeschoss benutzte, wenn er in Händel geriet. Das fehlende Glied hinderte ihn nicht, ein vortrefflicher Kletterer zu werden. Kein Baum war ihm zu dick und zu hoch.

Zu schwimmen verstand er auf jede Art und Weise, man machte sich einen Spass daraus, Geld ins Wasser zu werfen und mitanzusehen, wie Max als der rascheste Taucher es holte. Einmal rettete er einen Kameraden, der am Ertrinken war, während alle andern guten Schwimmer ratlos dastanden oder in panischem Schrecken erstarrten.

Max wurde zum *Helden*. Alle seine Taten gingen auf den Gedanken heraus: «Seht, wenn mir schon ein Bein fehlt, bin ich trotzdem leistungsfähiger als alle meine Kameraden!»

Stahl er einem von ihnen etwas, so verprügelten sie ihn nicht, auch wenn sie stärker waren als er. Sie hätten sich geschämt.

Später fing Max an, nicht allein seine Kameraden zu bestehlen, er entwendete allerlei essbare Dinge und Tabakwaren bei Kastanienbratern und Lebensmittelkiosken. Wurde er einmal erwischt, so machte er eine so traurige Miene und klagte so über seinen Hunger, dass ihm fast regelmässig nichts geschah.

Wollte er gern Auto fahren, dann stellte er sich auf die Strasse und wartete, bis ein Wagen kam. Dann winkte er dem Chauffeur, sodass der Mann hielt, und nachher bettelte er unter irgend einem Vorwand, bis er mitgenommen wurde. Während der Fahrt versäumte er nicht, von dem Unglücksfall ausführlich und dichterisch ausgeschmückt zu berichten. Denn er wusste, dass ihm der Wagen-

führer zuletzt einen kleineren oder grösseren Betrag in die Hand drückte.

Ebenso machte er es, wenn er ein Ruderboot oder freien Eintritt zu einer sportlichen Veranstaltung haben wollte. Ging er in die Stadt, so trat er in ein Warenhaus, wo immer eine grosse Kundsame anzutreffen ist. Er stellte sich im Erfrischungsraume auf, machte demütige Augen und ein klägliches Gesicht und blickte neidisch und hungrig den Kunden in die Teller. Regelmässig fand sich eine mitleidige Frau, die ihn auf ihre Kosten regalieren liess. Dann dankte er in den gewähltesten Ausdrücken und erzählte ihr, man sei zu Hause bitter arm; es fehle am Nötigsten, der Vater sei arbeitslos und die Mutter seit Jahren krank. Das war nicht wahr: der Vater verdiente einen ordentlichen Lohn, und die Mutter bewirtschaftete mit den ältern Kindern eine kleinere Landwirtschaft. Aber Max wusste wohl, warum er seinen Gastgebern solche Märchen erzählte. Sie schenkten ihm gewöhnlich ausser einem Imbiss noch ein Frankenstück oder einen Fünfzigräppler, manchmal auch mehr. Max verabschiedete sich alsdann artig, und nachher lachte er über die Leichtgläubigkeit der Leute und war stolz auf seine Schlauheit.

Nach und nach entwickelte er sich zu einem gerissenen Gauner. Er log das Blaue vom Himmel, betrog und stahl, schwänzte die Schule. Immer

aber ging es ihm sehr gut dabei. Er verschonte auch seine Eltern nicht mit Betrügereien. Das Gefühl für Unrecht mangelte ihm völlig.

Eines Tages meldete er seinem Lehrer, wie er seinen Vater «auf den Esel gesetzt» hatte:

Der Vater hatte sich ein neues Fahrrad angeschafft, das Max gefiel. Der Mann wollte jedoch nicht, dass es von dem Buben benutzt werde.

An einem Mittag meldete Max: «Vater, ich muss heute Nachmittag für den Lehrer nach X. auf die Station!» Es handelte sich um einen Freinachmittag.

«So?» erhielt er Bescheid. «Warum gerade du?»

«Nicht nur ich! Der Konrad und der Hans und der Fritz müssen auch mitkommen!»

Der Vater brummte: «Verdienen die Schulmeister nicht Geld genug, dass sie einen Arbeitslosen anstellen können?»

Darauf Max: «Vater, lass' mich gehn, sonst wird mich der Lehrer «drücken», wenn ich das Versprechen nicht halte, mitzumachen!»

Der Mann: «Warum hast du es versprochen?»

«Ei, sollen nur die Kameraden, der Konrad, der Hans und der Fritz beim Lehrer gut Wetter machen?»

«So geh', meinetwegen!»

«Vater, du musst mir aber dein neues Rad geben. Auf meinem alten «Göppel» kann ich doch nicht hinfahren, ich müsste mich ja schämen. Du

kannst einmal mit der Trambahn zur Arbeit fahren!»

Der Mann, ungeduldig: «So nimm das Rad!»

Max läuft in die Küche, streicht sich zwei Butterbrote zurecht, legt die Fleischresten vom Mittag dazwischen und wird vom Vater erwischt.

«Was tust du da?»

«Ich mache mir einen Imbiss zurecht. Die Arbeit geht bis zum Abend. Da muss ich denk wohl etwas essen!»

Das findet der Vater nicht recht: man stehle den Buben die schulfreien Nachmittage weg und sei zu geizig, um ihnen einen Imbiss zu reichen, urteilt er.

Max machte, dass er davonkam. Er fuhr an einen zwei Fahrstunden entfernten See und badete den ganzen Nachmittag.

Diesen Vorfall erzählte Max in der Schule so naiv, als hätte es sich um ein Heldenstück gehandelt. Das Gefühl dafür, dass er seinen Lehrer in ein schiefes Licht gesetzt hatte, ging dem 14jährigen vollständig ab.

Max war sich, wenigstens teilweise, dessen bewusst, dass er seine Verstümmelung ausnutzte. Einmal, beispielsweise, erklärte er seinen Kameraden: «Ihr wisst gar nicht, was so ein Beinverlust ausmacht. Alle Leute kann man auf den Leim führen. Man muss es nur richtig anstellen, dann geben sie einem, was man will. Und gestraft wird man auch viel milder!»

Später erfand er eine neue Taktik, um Geld zu erhalten. Er hatte sich eine Ziehharmonika zu verschaffen gewusst. Es fehlte ihm nicht an Geschicklichkeit, um bald einige Märsche, Tänze und sentimentale Lieder spielen zu können. Nun setzte er sich an Sonntagen an eine von Spaziergängern belebte Landstrasse, legte seine Mütze neben sich und spielte. Die Vorübergehenden warfen dem «bedauernswerten Struppierten» kleine Geldstücke in die Kopfbedeckung. Nach kurzer Zeit hatte er eine Hosentasche voll. Da fuhr er rasch mit der Trambahn nach Hause, versorgte das Geld und ging wieder an seinen Standort zurück. Als ihn einmal ein Polizist überraschte, zeigte sich der Bub nicht auf den Kopf gefallen.

«Ich bin nur dagesessen und habe gespielt. Ich habe nicht gebettelt. Was kann ich dafür, wenn mir die Leute Geld hinwerfen? — Ich wäre wohl ein Esel, wenn ich das Geld zurückwürfe!»

«So, so, du hast nicht gebettelt, behauptest du. Wozu hast du denn die Mütze neben dich hingelegt?»

«Ei, denk weil ich heiss habe, ich schwitze leicht am Kopf!» kam schlagfertig die Antwort. Es sei beigefügt, dass Maxens Gestalt und Kopf sowieso zum Lachen reizen: der Bub hat etwas von einem Clown. Sein Mund ist sehr breit, die Ohren gross und schaufelförmig nach vorn gestellt, der Körper ist gedrungen, die Arme lang und affenartig mit pratzenhaften Händen wie Ruder.

Der Wachmann konnte nicht ernst bleiben. Er lachte und entliess den Buben mit einer Verwarnung: das Betteln sei unter Strafe verboten, und wenn Max nochmals dabei angetroffen werde, so könnte das empfindliche Folgen nach sich ziehn.

Der Bub, als er auf sehr dramatische Art den Vorfall erzählte, fügte bei: «Gewiss wäre ich angezeigt worden, wenn ich beide Beine gehabt hätte. Nur ein Bein haben, das bringt Glück!»

Einige Male verprügelte er aus reiner Lust kleine Buben und Mädchen. Deren Eltern stellten Max zur Rede. Er verteidigt sich: «Ich war empfindlich, weil mir mein Beinstumpf weh tat, und als mir die Kinder «Einbeiner» nachriefen, wurde ich halt zornig!» erklärte er mit leidvoller Miene. Die Geschlagenen wehrten sich, behaupteten, sie hätten Max nichts nachgerufen. «Ei, wie die lügen!» staunte Max. «Wenn Sie mir nicht glauben, so können Sie ja den Hans und den Fritz und den Emil fragen, die haben zugehört und zugeschaut!» Er log so glaubwürdig, dass die Eltern schliesslich ihren Kindern Vorwürfe machten und ihnen klarlegten, Max sei zu bedauern, nicht zu hänseln.

Der aber lachte über seine Gerissenheit und Schlauheit. Es war nicht wahr, dass er je Schmerzen im Beinstumpf verspürte, noch dass ihm Schimpfnamen nachgerufen worden waren.

Kam einmal ein Kläger zu seinen Eltern, so wusste Max die Dinge auf eine Art zu verdrehen, dass er der elterlichen Hilfe sicher sein konnte.

Er verstand es und hatte darin eine fabelhafte Routine, überall das Mitleid herauszufordern und seine Streiche mit derben und zum Lachen reizenden Worten als harmlos darzustellen.

Die Diebsware verbarg er manchmal im umgeschlagenen Hosenbein unter dem Beinstumpf. Untersuchte man ihn und erlas man ihm die Taschen, so liess er es ruhig geschehen, aber wie man ihm an den Beinstumpf langte, so zuckte er wie im Schmerz zusammen, behauptete, das Bein tue ihm weh, und wenn er Angst genug hatte, so erpresste er sich ein paar Tränen. Dazu beteuerte er fortgesetzt seine Unschuld.

Die Spekulation auf die Rührseligkeit der Leute gelang meist. Max entwendete einem Motorradfahrer die Lampenbirne und versteckte sie unterm Beinstumpf. Der Mann schenkte ihm nach der erfolglosen Untersuchung noch ein Geldstück, denn er meinte, er habe Max ungerechtfertigterweise verdächtigt.

Alle Beeinflussung pädanalytischer Art fruchtete bei dem Buben nichts. Es fehlte ihm nicht an schätzenswerten Charakterzügen: man denke an die Rettung seines ertrinkenden Kameraden. Aber er hatte auch alle schlimmen Regungen hemmungslos zur Verfügung. Er konnte beispielsweise eine Schulkasse ehrlich bis auf den Rappen führen. Dabei machte es ihm nichts aus, zu gleicher Zeit Apparatenteile beim physikalischen Unterricht in seinen Taschen verschwinden zu lassen. Er besorgte

treu einen Botengang und stahl den Auftraggebern im gleichen Augenblicke Bierflaschen, um das dafür hinterlegte Geld einzuheimsen und für sich zu verbrauchen.

An seinem Ueber-Ich fehlte etwas. Der Mangel konnte nicht nachgeholt, oder nachträglich ausgebessert werden.

Er war verlogen. *Grund dazu war der Unglücksfall, den Max, um seelisch weiterbestehen zu können, in einen Glücksfall umlog.* Auf diese Weise gelang es ihm, den erlebten Schock zu überwinden.

Im Grunde genommen musste er sich im Vergleich zu andern Kindern benachteiligt fühlen. Aber er strafte dieses Gefühl Lügen. Er übertraf ja alle andern an körperlicher Gewandtheit. Das Bein, das nun einmal weg war und nicht ersetzt werden konnte, brachte ihm so viele und mannigfach geartete Vorteile ein, dass für ihn scheinbar aus dem Unglück ein «Glück» geworden war. Es half ihm, leicht durchs Leben zu kommen. Er nützte es aus, wie ein Rentenneurotiker seinen Unfall. Ueber das Schockerlebnis war etwas kompensatorisch aufgebaut worden, das einer Begehrungsneurose ähnlich sah. Diesem psychischen Ueberbau war nicht beizukommen, weil das Bein unwiederbringlich verloren war.

Die Verstümmelung erlaubte Max aus einer Art Ressentiment (Gegenstimmung) Dinge, die andern verboten waren. Es ist kein Witz, wenn ich formu-

liere: das fehlende Bein war ein entscheidendes Stück Ueber-Ich geworden.

Wahrscheinlich hätte es, um Max trotzdem noch einigermassen gemeinschaftsfähig zu machen, einer langen Anwendung von primitiven Dressurmitteln bedurft. Der Bub hätte so viel an Abschreckung, harter Strafe und Unlust bedurft, dass ihm seine Verstümmelung gefühlsmässig nicht mehr als Vorteil, als «Glück» vorgekommen wäre.

Aber die konsequente Anwendung von Dressurmitteln war darum gar nicht denkbar, weil jedermann mit gesunden Gliedern einem Struppierten gegenüber Mitleid empfindet, selbst dann, wenn er sich bestrebt, es zu unterdrücken. Eine augenfällige Verstümmelung weckt regelmässig und bei einem jeden viel mehr Mitgefühl, als etwa eine Tuberkulose, eine kranke Niere, oder ein anderes weniger sichtbares physisches Gebrechen — von psychischen gar nicht zu reden.

Max ist um ein beträchtliches Stück weniger übertragungsfähig und identifizierungsfähig als nicht Verstümmelte. Seine Verstümmelung hindert ihn an der Identifikation erstens darum, weil die übrigen Menschen anders aussehen als er, zweitens hat Max den Hauptteil seiner übertragungsfähigen Libido gleichsam von den geliebten Objekten in seiner Umwelt abgezogen, um damit sein fehlendes Bein zu besetzen. Etwas, das gar nicht vorhanden ist, nimmt den Hauptteil seines Interesses, seiner Liebe ein. Weil Max so viel von seinem

körperlichen Selbst geopfert hat, erlaubt ihm sein Gewissen mehr als Normalen. Das Opfer war ein Generalablass für begangene und zukünftige Fehler.

Daraus resultiert das Schillernde in seinem Charakter. Er hat gleichsam alles zur Verfügung, das Gute wie das Schlimme, und nichts hindert ihn, so oder so zu wählen, er folgt seinen momentanen Stimmungen. Wenn diese ihn zur Einordnung in die Gemeinschaft drängen, so hat er von Zeit zu Zeit immer wieder «Heldentaten» nötig, *um die Angst nicht aufkommen zu lassen, er sei durch das Fehlen seines Beines doch benachteiligt.* Ob dann diese Heldentaten sozial wertvoll oder gesellschaftsfeindlich seien, das kommt auf die sich im Augenblick bietenden Gelegenheiten an. Max kann seinen Drang, etwas zu bedeuten und beachtet zu werden, ebenso beim Streiten, Betrügen und Uebertölpeln Erwachsener sättigen, als bei rein spielerischen Betätigungen mit Kameraden, oder bei der Rettung eines Genossen aus Gefahr und Not. Aber er scheint jegliche Spielarten des Ueberlegenheitsgefühles von Zeit zu Zeit nötig zu haben, um depressive (niederdrükkende) Regungen abzuwehren.

Sein tragisches Leben ist um so bedauernswerter, als ihm nicht zu helfen ist — und doch schaden ihm Nachsicht und Mitleid.

Der Anstoss zu seinem absonderlichen und oft dissozialen Wesen ist das fehlende Bein. Max

nimmt einesteils direkt Rache an den Mitmenschen, als ob diese im allgemeinen schuld wären an seiner Verstümmelung, andernteils lügt er sich selber und der Umwelt vor, dass ihn der körperliche Mangel nicht benachteilige, im Gegenteil fördere.

Mit seiner Wesensart kompensiert Max ein Manko, und weil dieses nicht aus dem Wege geschafft werden kann, ändert keine Behandlung seinen Charakter. Vielleicht würde der Bub noch am ehesten in einem Milieu gedeihen, wo lauter Verstümmelte sind: hier wäre er unter seinesgleichen, würde nicht zu sehr der Verwöhnung, Verzärtelung und Rücksichtnahme der Umwelt verfallen, und es bestände die Möglichkeit, dass er sich in die Gesellschaft einpasste — aber eine solche Gesellschaft besteht nicht.

Es ist auch schwer, für Max ein Zukunftsbild auszudenken. Es ist möglich, dass er einst gesellschaftsfeindlich genug wird, dass man ihn in ein Arbeitshaus einsperren muss. Aber ebenso wahrscheinlich ist, dass ihm seine kleinen Gaunereien immer wieder verziehen werden, und dass er sich durchschlägt, stets am Rande zwischen Kriminalität und Bürgerlichkeit, zwischen Depression und heldischer Manie.

Die Mitwelt ist an ihm durch ihr Erbarmen schuldig geworden.

Aehnlich verhält es sich bei folgendem Fall:

Ein 16jähriger Gymnasianer wird wegen kleineren, aber immer mehr beängstigend werdenden Hochstapeleien zur Erziehungshilfe gebracht. Zuerst geht alles seinen normalen Verlauf, der junge Mann überträgt anscheinend gut, vorab «negativ», nach und nach fasst er Zutrauen, und schon sind Anzeichen zu einer günstigen Uebertragung vorhanden.

Plötzlich aber verschliesst er sich wieder, seine alten Symptome zeigen sich von neuem. Schliesslich kommt aus, dass von Seiten seiner nächsten Angehörigen *ein schwerwiegender Eingriff hinter dem Rücken des Helfers* vorgenommen worden ist.

Der Helfer hatte dem Onkel des Jünglings, seinem Vormunde, versprochen, von Zeit zu Zeit briefliche Berichte zu schicken. Der Onkel wohnte im Ausland, und einen der Berichte liess er anlässlich einer Familienzusammenkunft unter den anderen Verwandten zirkulieren. Selbstverständlich in der Annahme, dass man nur Kenntnis davon nehme und darüber schweige. Eine liebe Tante jedoch, voller eifersüchtiger Angst, der junge Mann könnte sich stärker an den Helfer binden, als er an sie selber gebunden war, sandte dem Jüngling heimlich einen Brief, worin über den Inhalt des Berichtes die Rede war.

Als der junge Mann schliesslich mit der Sprache herausrückte, erklärte er: «Ich habe mich in Ihnen getäuscht. Ich sah Sie als einen Verbündeten an und sehe jetzt, dass Sie wie alle anderen, meine

Tante miteingerechnet, mein Feind sind: Sie wollen mich irgendwohin bringen, Sie wollen mich «erziehn», ich danke! Ich weigere mich, weiterhin zu Ihnen zu kommen, und wenn ich jetzt noch ein paarmal trotzdem hergekommen bin, so war es darum, um mich an Ihnen zu rächen — es ist mir gelungen, auch Sie zu täuschen!»

Die *Eifersucht der Angehörigen eines schwierigen Kindes*, das in die Erziehungshilfe gebracht worden ist, *bedeutet einen der Hauptwiderstände gegen den Behandlungserfolg*. Es zeigen sich oft ganz merkwürdig anmutende Verhältnisse gerade bei Eltern, die sonst keinerlei Sorgen haben. Es sieht dann so aus, ols ob die gleichen Eltern, die ein schwieriges Kind in die Erziehungshilfe schickten, gar nicht so sehr wünschten, dass sich etwas am Charakter und an der Verhaltungsweise ihres Sprösslings ändere. *Denn das Sich-um-ihn-sorgen-können gehört zu ihrem Leben.* Sie sind schuld, dass das Kind missraten ist, und sie wollen im Grunde genommen gar nicht, dass es wieder auf die normale Bahn geleitet werde. Würde der Sprössling anders, so veränderte sich das gesamte Gefühlsverhältnis in der Familie. Das schwierige Kind hat im Zusammenspiel der Familie eine ganz bestimmte, wichtige Rolle zu spielen. Meist muss es Affekte binden, für die sonst kein Objekt vorhanden wäre, und die möglicherweise die Familie sprengen könnten.

Man denke beispielsweise an eine sog. «*kaltge-*

wordene» Ehe. Oft hält sie nur noch die Sorge um ein missratenes Kind zusammen. Es ist der Kitt, der die völlige Entfremdung der Gatten und die Scheidung verhindert. In der Sorge und Angst um ihr Kind finden sie sich, nachdem sie alle anderen gemeinsamen Beziehungen verloren haben. Darum sind ihre vom Unbewussten aus geleiteten Reaktionen derart, dass niemand dem Kinde helfen kann. Sie pfuschen in eine Behandlung so sehr hinein, dass sie unmöglich wird. Denn sie fühlen dumpf, was auf dem Spiele steht, falls das Kind plötzlich keinen Anlass mehr zu Sorgen gäbe.

Man stelle sich eine Ehe vor, in der die sexuelle Uebereinstimmung der Gatten nicht in Ordnung ist. Nehmen wir den Fall an, die *Mutter sei frigid* (geschlechtskalt). Dann wird sie für ihre Liebessehnsucht, die vom Gatten nicht gesättigt werden kann, am Kinde Ersatz suchen: sie verzieht das Kind, um von ihm in vermehrtem Masse durch Liebe entschädigt zu werden. Das verzogene Kind muss gemeinschaftsunfähig werden. Die Mutter will es unbewusst auch gar nicht anders haben: das Kind soll nur ihr allein gehören. In der Schule ergeben sich dann Schwierigkeiten mit ihm. Kommt es nun in heilerzieherische Behandlung, so wird die Mutter, von unbewussten Kräften gedrängt, alles tun, damit die Helferarbeit scheitere. Sie weiss nicht, was sie tut; was sie unternimmt, geschieht in bester Absicht. Und wenn es ihr gelungen ist, die Erziehungshilfe fruchtlos zu ma-

chen, so wird sie den Helfer der Unfähigkeit bezichtigen und froh sein, einen Sündenbock gefunden zu haben, den sie im Verein mit ihrem Manne verdächtigen kann, er verspreche mehr, als er halten könne, denn er könne nichts.

Für viele Eltern ist schon der Gedanke zu belastend, *dass jemand mit ihrem schwierigen Kinde etwas anfangen könne, was ihnen selber misslungen.* Es wird wie etwas Ehrenrühriges empfunden. Dann fallen am Familientische Aeusserungen des Zweifels am Helfer, das Kind hört sie, merkt sie sich, fasst die Zweifel selber. Es fühlt deutlich heraus, dass es seinen Eltern gefallen kann, wenn es von den Behandlungsstunden ausplaudert, denn an die Berichte haftet sich die elterliche Kritik. Unter Umständen scheut es sich nicht, den Eltern etwas vorzulügen, was ihre offene Gegnerschaft zum Helfer herausfordert. Sind sie beispielsweise stark religiös, dann braucht es nur etwas über den Helfer zu erfinden, was ihrem Empfinden widerspricht, und dann ist der Bruch vorhanden.

Darum ist es für den Helfer immer von Vorteil, wenn er die nächsten Angehörigen eines schwierigen Kindes sehen und sprechen kann, und wenn er Einblick in die Milieuverhältnisse aus eigener Anschauung und nicht bloss aus Berichten nehmen kann. Das ermöglicht ihm, sich *ein Bild über die Schwierigkeiten von Seiten des Elternhauses* zu machen und womöglich vorzubeugen. Oft kann er bei einem Hausbesuche Dinge beob-

achten, die ihm schlaglichtartig Aufschlüsse darüber geben, warum in der bestimmten Umwelt ein Kind — jedes Kind! — missraten muss.

Da wurde ich jüngst in ein Haus gerufen, weil man sich um die älteste Tochter schwere Sorgen machte, die allerlei Zeichen einer beginnenden bösartigen Verwahrlosung zeigte. Wenn nicht ein Fachmann das Gegenteil behauptet hätte, so würden die Eltern schon an eine Jugendverblödung (Schizophrenie, Dementia praecox) gedacht haben.

Ich sehe, dass im Hause alles wie à quatre épingles geordnet, geschrubbt, gebohnert, geputzt ist. Daran muss die Hausfrau schuld sein, auch wenn sie nicht selber die Arbeiten verrichtet hat. Sie kommt daher gerauscht, vollkommene Dame, ihre Stimme klingt etwas larmoyant. Spricht der Herr, so unterbricht sie ihn und weiss es besser. Der Gatte zeigt vor ihr auch ein anderes Wesen, als wenn sie nicht dabei ist: in seinen sonst straffen, energischen Zügen malt sich etwas wie müde Hilflosigkeit, und ich begreife sofort, dass nicht allein nur geschäftliche Rücksichten daran schuld sind, wenn er so häufig auf Reisen sein «muss».

Mitten im Gespräche mit den Eltern, stürmt plötzlich das kleinste Kind in die Stube, mit wohlgefälligen Blicken wird das Nesthäckchen empfangen. Die Türe lässt es weit offen stehn.

«Lass die Türe schön offen!» ruft der Vater,

und mit einer Geste bedeutet er mir, ich möchte jetzt aufpassen.

Die Kleine macht kehrt und ergreift die Klinke, um die Türe zu schliessen.

Der Mutter Augen glänzen. Sie ruft: «Mach keinen Lärm!» und sie lächelt vielsagend.

Die Tür wird mit einem Knall ins Schloss geworfen.

Beide Eltern lachen laut.

«Lass deine Bilderbücher schön liegen!» ordnet der Vater an.

Die Kleine geht zu einer Schublade, reisst sie auf und zieht Bilderbücher hervor.

«Komm, zeige deine Bilderbücher!» verlangt die Mutter.

Die Kleine senkt das Köpfchen, macht ein Schmollmäulchen und setzt sich weitab von uns in eine Zimmerecke.

Zu mir gewendet, erklärt der Hausherr leise: «Haben Sie gesehn? — Wenn wir etwas von Hedwig haben wollen, so brauchen wir nur das genaue Gegenteil davon zu verlangen!»

Und die Frau fügt bei: «So vermeiden wir allen Streit mit der Kleinen. Nie braucht ein hartes Wort zu fallen, alles geht wie von selbst, und das Kind hat das Gefühl, nach seinem eigenen Willen zu handeln!»

Man sieht zweierlei sofort, was man aus einem Berichte des Vaters an anderer Stelle niemals hätte merken können:

Erstens klappt etwas in der Ehe nicht. Sonst hätte der Mann nicht nötig gehabt, vor seiner Gemahlin ein anderes Verhalten anzunehmen. Und die Frau, die ihm stets dreinredet und ihn korrigiert, würde das auch nicht tun, wenn das Verhältnis sehr «harmonisch» wäre. Wozu hätte sie sonst auch ihren süsslich-klagenden Ton angenommen? Und weshalb hätte sie, wenn innerlich alles in Ordnung wäre, so sehr die äussere peinliche und ausgetiftelte Ordnung in ihrem Hauswesen nötig?

Zweitens darf angenommen werden, dass auch das ältere Kind mit ähnlichen abstrusen Erziehungsmethoden grossgezogen worden ist, und man darf sich auf eine ganz besondere Art von Eigenwillen gefasst machen.

So viel weiss man schon, ehe man die Tochter zu Gesicht bekommen hat, und man vermutet auch, dass sie gegen die übertriebene, wahrscheinlich neurotisch begründete Ordnungssucht und den Reinlichkeitsfimmel der Mutter Opposition macht. Denn sie kann nicht, wie der Vater, das elterliche Haus unter dem Vorwande von Geschäftsreisen meiden.

Ferner darf der Erziehungshelfer gestützt auf die persönlich erlebte Situation, sicher sein, dass die Mutter ihr Besserwissen, das sie ihrem Gatten gegenüber zutage treten lässt, auch auf die Massnahmen bei der Behandlung anwenden wird. Das Dreinreden gehört zu ihrem Charakter. Schon

jetzt kann abgeschätzt werden, dass die heilerzieherische Arbeit recht schwierig werden muss. Und dass man von Glück reden kann, wenn sie trotz der Mutter gelingt.

Die meisten Kinder, die nicht geraten, hätten niemals eine abwegige Entwicklung eingeschlagen, wenn das Gefühlsverhältnis zwischen ihren Eltern ein normales, gesundes gewesen wäre. Wo Kinder verzärtelt und verzogen, aber auch dort, wo sie viel zu streng gehalten werden, um eine ungestörte Entwicklung durchmachen zu können, fehlt fast regelmässig etwas in der Beziehung zwischen den elterlichen Ehepartnern. *Das Kind dient dann als Ablenkung*, und die «Sünden der Väter» rächen sich an ihm.

Die Eltern «leben» dann gleichsam davon, dass ihnen ihr «Schicksal» ein Sorgenkind aufgebürdet hat. Sie sehen nicht ein, dass sie es sich selber herangezüchtet haben. Sie wollen sich sorgen können, um sich zugleich zu bedauern und selber zu bemitleiden. Sie fürchten sich häufig geradezu davor, nichts mehr zu klagen zu haben, als ob sie dann ähnlich wie Polykrates den «Neid der Götter» über ihre Häupter herabbeschwören würden.

Häufig sättigen die Eltern an der Tatsache eines ungeratenen, schwierigen und fehlentwickelten Kindes ihr eigenes unbewusstes Strafbedürfnis, sie sühnen und sind im Grunde zufrieden,

dass sie auf solche Art ihr Gewissen erleichtern können.

«Ja, wir sind gestraft!» rufen sie aus, und man kann daraus ebenso sehr Begeisterung als Bedauern heraushören.

Ein junger Mann kämpft jahrelang mit Schuldgefühlen wegen seiner Onanie. Schliesslich erlöst ihn ein Mädchen, das sich ihm hingibt. Er benimmt sich ihm gegenüber wie ein Höriger und heiratet es wie in einem Zwange, ohne dass er es eigentlich liebt. Er hat keine andere Wahl, weil er aus seiner Vereinsamung und Scheu, die für den Pubertätsonanisten typisch sind, sich nicht an andere, besser zu ihm passende Mädchen heranwagt.

Bald zeigt sich, dass die nur aus sexueller Not geschlossene Ehe keinen der Gatten befriedigt. Aber man bleibt beisammen, weil es nicht zu heftigen Auseinandersetzungen kommt, und man sich körperlich immer wieder nötig hat. Zudem ist bald ein Büblein da.

Die Mutter verzieht es, weil sie ihm mehr Liebe entgegenbringt, als es normalerweise der Fall ist. Da vom Manne ihre zärtlichen Regungen nicht befriedigt werden, auch wenn er ihr sinnlich genügend entgegenkommt, verschiebt sie ihr unerfülltes Zärtlichkeitsbedürfnis auf das Söhnchen.

Dieses, vierjährig geworden, bleibt einmal sehr lange auf dem Abort sitzen. Der Vater überrascht es und sieht, dass der Bub mit seinen Geschlechtsteilen spielt.

Der Mann ist in höchstem Grade erschrocken. Es trifft ihn wie ein Blitz. Der Gedanke durchzuckt ihn: das ist die Strafe dafür, dass du selber nicht willensstärker warst — jetzt hat das Kind dein Gebrechen geerbt.

Er überlegt sich, wie er dem Buben alle die Gewissensqualen ersparen könnte, die er einst bei seiner üblen Gewohnheit erlitten hat. Und nun setzt er allerlei strenge Massnahmen durch. Beim Schlafen muss das Kind auf dem Rücken liegen. Seine Händchen werden gebunden, dass es nicht zwischen die Beine langen kann. Geht der Bub auf den Abort, so wird die Zeit kontrolliert, die er dort sitzt. Die Türe darf nicht verschlossen werden. Trifft man ihn sonstwie einmal beim Spielen mit den Geschlechtsteilen, so erhält er Schläge, und man malt ihm den Teufel an die Wand, was er Schlimmes getan habe. Die Drohung wird ausgesprochen, man schneide ihm das Gliedchen ab, wenn man ihn nochmals erwische.

Die Folge davon ist, dass der kleine Bub nicht mehr selber urinieren will. Die Mutter, oder die Magd müssen ihm dabei helfen. Nur schwer, und mit Zuhilfenahme eines Handschuhs, gelingt es später, ihn wieder so weit zu bringen, dass er selber uriniert in der Art, wie es die Männer tun. Vorher liess er die Hosen herunter und setzte sich auf den Abort.

Die Angst davor, sein Glied zu berühren, breitete sich später auf andere Dinge aus, der Bub

weigerte sich beispielsweise, einem Kameraden die Hand zu geben, mit der Begründung, dieser könnte vorher sein Glied berührt haben. Ich füge hier bei, dass der Kleine, der an solcherlei Aengsten litt, die Geschichte von der ersten Ueberraschung beim Spielen mit den Genitalien und der «Kastrationsdrohung» des Vaters längst vergessen hatte. Sie war ins Unbewusste verdrängt worden, weil der Bub die Erinnerung an sie einfach nicht ertragen konnte.

Noch später, der Junge war inzwischen 15jährig geworden, konnte er nicht auf einen fremden Abort gehn. War er von zu Hause fort, so suchte er einen Wald auf. War keiner in der Nähe, so hielt er Stuhl und Harn zurück. Die Folge waren körperliche Beschwerden.

Einmal sah der Jüngling den Dorfbäcker an einem Baum stehn und urinieren. Sogleich fasste ihn ein tiefer Ekel gegen Brot. Fleisch ass er schon von Jugend auf keines, weil es ihn ekelte, nun kam noch das Brot hinzu — und jetzt fanden es die Eltern angezeigt, Hilfe zu suchen.

Aus der Einsicht in die Familienverhältnisse und gestützt auf die Erzählungen des Vaters konnte geraten werden, den Sohn für ein bis zwei Jahre wegzugeben. Er kam in eine entfernte Stadt und wurde einer heilerzieherischen Behandlung unterzogen.

Die Wegnahme war angezeigt, um störenden Beeinflussungen des Vaters auszuweichen. Der

Mann litt noch jetzt an Schuldgefühlen wegen seiner einstigen Onanie. Die Ehe hatte ihn wohl von der Gewohnheit selbst erlöst, nicht aber von den damit verbundenen Gewissensregungen. Deshalb war er so überrascht und geschlagen, als er seinen Vierjährigen bei onanistischen Spielen antraf, und darum kam er auf den Gedanken, das Büblein habe eine unschöne Anlage von ihm *geerbt* und das sei *eine Art göttlicher Strafe* dafür, dass der Vater als junger Mann so willensschwach gewesen.

Diese Schuldgefühle und ihre Reaktionen zeigten sich während der Behandlung besonders an dem Punkte, als der 16jährige sozusagen seine Geschlechtsteile wiederentdeckte und ein neuer Schub von Onanie einsetzte. Der Erziehungshelfer liess der Sache ruhig ihren Lauf. Aber der Bursche hatte den Eltern gegenüber ein schlechtes Gewissen, Zweifel und Versündigungsideen plagten ihn, und er klagte seine Nöte nicht allein dem Heilerzieher, sondern auch zu Hause. Sofort kam vom Vater ein strenges Verbot, verbunden mit Drohungen. Und vom Erziehungshelfer wurde bestimmt verlangt, er habe dafür zu sorgen, dass «so etwas» nicht mehr vorkomme, dazu hätte man den Sohn nicht so weit fort und in Behandlung geschickt, damit er sittlich verwahrlose.

Es bedurfte aller Ueberredungskünste des Helfers, um den Vater zu beruhigen. Dass die Behandlung nicht einfach abgebrochen wurde, war

nur dem Umstande zu verdanken, dass dem besorgten Mann von dritter Seite bestätigt wurde, die Erscheinungen an seinem Sohne seien sehr wahrscheinlich nur vorübergehender Natur.

Schliesslich kam der Bursche gesund ins Elternhaus zurück. Aber jetzt zerfiel die Ehe vollständig. Der Vater fühlte plötzlich, dass ihn nicht mehr viel an seine Frau band. Er sah wohl den beinahe zwanzigjährigen Irrtum seiner Ehe ein, aber keiner der Gatten brachte den Mut auf, das entscheidende Wort zu einer Trennung auszusprechen.

Der Frau ging es dabei besser als dem Manne. Durch die Behandlung ihres Sohnes hatte bei diesem ihr gegenüber die überhitzte Gefühlsbindung aufgehört. Sie empfand dies bedauernd als Gefühlserkaltung, aber sie las sich bald einen Ersatz aus. Die Familie war inzwischen in ein Städtchen umgezogen, und hier gewann die Frau ein neues Interessefeld bei einem Wohltätigkeitsverein. Sie betätigte sich als Hausbesucherin bei den Armen, wurde als solche sehr geschätzt, und das entschädigte sie für den Mangel an Liebe, den sie bei ihrem Manne empfinden musste.

Nicht so sehr der nun bald 40jährige Gatte. Seine Schuldgefühle konnte er jetzt nicht länger am Sohne sättigen, indem er an ihm unterdrückte, was er an sich selber nie hatte unterdrücken können: die Sexualität. Der junge Mann ging seinen eigenen Weg, und der Vater hatte Einsicht genug,

ihn dabei weiter nicht zu stören, denn das Verschwinden seiner Symptome hatte einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht. Vor der Behandlung war es dem Vater gelungen, die «Schuld» auf den Sohn zu projizieren und am Sohn zu bekämpfen. Jetzt sah er sich gleichsam gezwungen, sie auf sich selbst zurückzunehmen. Die Folge waren Schwäche- und Krampferscheinungen an den Gliedern, insbesondere an seinem rechten Arm. Es entwickelte sich ein richtiger Schreibkrampf. Der Mann erriet nicht, dass diese Erscheinungen etwas mit seinen Schuldgefühlen zu tun hatten. Er machte medikamentöse, elektrotherapeutische und Bäder- und Luftkuren. Endlich wurde ihm von einem Arzte erklärt, seine Leiden seien rein nervöser Natur, er müsse sich seelisch behandeln lassen.

Der Vater folgte dem Rat, und er wurde nicht allein von den Schuldgefühlen und den damit zusammenhängenden körperlichen Schädigungen erlöst, sondern er fand auch den Mut, eine klare Lösung seiner Eheschwierigkeiten zu finden. Die Gatten liessen sich scheiden.

Ich habe diesen Familienroman darum skizziert, um die vielseitige Verkettung eines erzieherischen Falles zu zeigen. Die Schuldgefühle des Vaters drängen ihn in die Ehe, und das Kind in die krankhafte Entwicklung. Sie stören aber auch die Erziehungshilfe am Sohne, und nur ein glücklicher Zufall ist schuld, dass die Kur trotzdem fortge-

setzt werden kann. Die Schuldgefühle «strafen» den schuldbeladenen Arm des Vaters, nachdem die Möglichkeit nicht mehr vorhanden ist, seine Schuld nach aussen projiziert am Sohne zu bekämpfen.

Der Erziehungshelfer hat sehr oft nicht allein das «missratene» Kind wieder auf den rechten Weg zu bringen. Er muss auch gegen die Eigenschaften und Massnahmen der Eltern den Kampf aufnehmen, die seinen Zögling auf Abwege gebracht haben. So sieht er sich oft gezwungen, einen Krieg gegen zwei oder gar mehrere Fronten zu führen. Das ist nicht immer leicht, und es ist nicht zum Wundern, dass sich gewisse Fälle in der Heilerziehung nicht erledigen lassen, obschon sie sich für die Erziehungshilfe wohl eigneten. Der Widerstand kommt von anderer Seite als vom Zögling selbst, und dann nützen oft grösste Sorgfalt, Vorsicht und bestes Können des Helfers nichts.

Am Versagen der Erziehungshilfe können dreierlei Gründe schuld sein:

1. Fehlgriffe des Helfers (z. B. bei zu spätem Merken einer zu positiven Uebertragung).
2. Ungeeignetsein des zu behandelnden Kindes (Beispiel Max).
3. Einmischung und Unbelehrbarkeit der Angehörigen.

Die seelischen Tatbestände, die ein Kind zu einem gemeinschaftsfeindlichen oder gar verbre-

cherischen Verhalten führen, sind weitschichtig, vielgestaltig, verwickelt und undurchsichtig, und um den Behandlungserfolg zu sichern, müssen eine Menge von Hindernissen überwunden werden. Dazu braucht es viel Wissen, Einfühlung, Verständnis, Geduld, Ruhe, Ueberlegung und rasche Entschlussfähigkeit, oft sogar eine gute Portion Mut.

Wenn einer psychoanalytischen Erziehungshilfe bei drei Vierteln der behandelten Fälle Erfolge gelingen, so liegt das Verdienst vor allem am Entdecker des Unbewussten, bei *Sigmund Freud*, dessen Lehren die Kenntnis der kindlichen Seele eigentlich erst ermöglicht haben.

QUELLENNACHWEIS.

Freud, «Gesammelte Schriften». Wien.

Pfister, «Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen». Bern.

Aichhorn, «Verwahrloste Jugend». Wien.

Bernfeld, «Sisyphos, oder die Grenzen der Erziehung». Wien.

Freud Anna, «Kinderanalyse». Wien.

Klein, «Die Rollenbildung im Kinderspiel», Int. Ztschr. f. Psychoanalyse 1929, Wien.

«Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik». Wien.

Rorschach, «Psychodiagnostik». Bern.

Behn-Eschenburg, «Psychische Schüleruntersuchungen mit dem Formdeutversuch». Bern.

Zulliger, «Der Rorschachtest im Dienste der Erziehungs- und Berufsberatung»; Ztschr. «Gesundheit u. Wohlfahrt», 1934, Zürich.

Bleuler, «Lehrbuch der Psychiatrie». Berlin.

Schjelderup, «Psychologie». Berlin.

Ernst v. Düring, «Grundlagen und Grundsätze der Heilpädagogik». Zürich.

Hanselmann, «Heilpädagogik». Zürich.

Weitere Bücher des Verfassers:

«Psychoanalytische Erfahrungen aus der Volksschulpraxis». Bern.

«Aus dem unbewussten Seelenleben unserer Schuljugend». Bern.

«Gelöste Fesseln». Dresden.

«Unbewusstes Seelenleben, die Psychoanalyse Freuds». Stuttgart.

«Zur Psychologie der Trauer- u. Bestattungsgebräuche». Wien.

BÜCHER DES WERDENDEN

Herausgegeben von Paul Federn, Wien, und Heinrich Meng, Basel.

Band 1
CARPENTER: **Wenn die Menschen reif zur Liebe werden** (vergriffen).

Band 2
FEDERN-MENG: **Das psychoanalytische Volksbuch.** (Dritte Auflage in Vorbereitung.)

Band 3
WITTELS: **Die Befreiung des Kindes.**
Leinen Fr. 4.80, brosch. Fr. 3.60.

Band 4
HOLLOS: **Hinter der gelben Mauer.** Von der Befreiung der Irren. Leinen Fr. 4.80, brosch. Fr. 3.60.

Band 5
WITTELS: **Die Welt ohne Zuchthaus.**
Leinen Fr. 4.80, brosch. Fr. 3.60.

Band 6
PASCHEN: **Die Befreiung der menschlichen Stimme.**
Leinen Fr. 4.80, brosch. Fr. 3.60.

Band 7
ALLENDY: **Wille oder Bestimmung.**
Leinen Fr. 4.80, brosch. Fr. 3.60.

Band 8
ANNA FREUD: **Einführung in die Psychoanalyse für Pädagogen.** In Ganzleinen Fr. 4.50.

Band 9
HEINRICH MENG: **Strafen und Erziehen.**
In Ganzleinen Fr. 6.—.

Band 10
HANS ZULLIGER: **Schwierige Schüler.**
In Ganzleinen Fr. 9.50.

In Vorbereitung:

SIEGFRIED BERNFELD: **Psychoanalytische Kulturgeschichte des XX. Jahrhunderts.**

ISTVAN HOLLOS: **Der unbekannte Fuhrmann.**